P. o. germ. 57 n
(1,1.2

<36604873090013

<36604873090013

Bayer. Staatsbibliothek

Schwarzwälder

Dorfgeſchichten.

Von

Berthold Auerbach.

Erſter Theil.

Mannheim,

Verlag von Friedrich Baſſermann.

1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des erſten Theils.

		Seite.
I.	Der Tolpatſch	1
II.	Die Kriegspfeife	32
III.	Des Schloßbauers Vefele	50
IV.	Tonele mit der gebiſſenen Wange	88
V.	Befehlerles	112
VI.	Die feindlichen Brüder	137
VII.	Ivo, der Hairle	150

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Der Tolpatſch.

Ich ſehe Dich vor mir, guter Tolpatſch, in Deiner leibhaftigen Geſtalt, mit Deinen kurzgeſchorenen blonden Haaren, die nur im Nacken eine lange Schichte übrig hatten, Du ſiehſt mich an mit Deinem breiten Geſichte, mit Deinen großen blauen Glotzaugen und dem allweg halb offenen Munde. Damals, als Du mir in der Hohlgaſſe, wo jetzt die neuen Häuſer ſtehen, einen Lindenzweig abſchnittſt, um mir eine Pfeife daraus zu machen, damals dachten wir nicht daran, daß ich einſt der Welt etwas von Dir vorpfeifen würde, wenn wir ſo weit weit auseinander ſein werden. Ich erinnere mich noch wohl Deiner ganzen Kleidung, freilich iſt ſie leicht zu behalten, denn Hemd, rother Hoſenträger, und für alle Gefahren ſchwarzgefärbte leinene Hoſen war ja Alles; am Sonntag, ja da war es anders, da hatteſt Du Deine Pudelkappe, * Dein blaues Wamms mit den breiten

* Pelzverbrämte Mütze ohne Schild mit einer Troddel von Golddraht in der Mitte.

Knöpfen, die ſcharlachrothe Weſte, die kurzen gelben Lederhoſen, die weißen Strümpfe und die klapſenden Schuhe ſo gut wie ein Anderer, ja ſogar meiſt noch eine friſch gepflückte Blutnelke hin-ter'm Ohr ſtecken; aber es war Dir nie recht wohl in dieſer Pracht, drum bleib ich bei Dir in Deinem Alltagskleide. —

Jetzt aber, nimm mir's nicht übel lieber Tolpatſch, und mach Dich wieder fort, ich kann Dir Deine Geſchichte nicht ſo in's Geſicht hinein erzählen; ſei ruhig, ich werde Dir nichts Böſes nachſagen, wenn ich auch per „Er“ von Dir ſpreche.“

Der Tolpatſch trägt ein ganzes Geſchlechtsregiſter in ſeinem Namen, denn er heißt eigentlich „des Bartels Baſche's *Bua“ und ſein Taufname iſt Aloys; wir thun ihm den Gefallen und bleiben bei ſeinem rechten Namen, das freut ihn, da außer ſei-ner Mutter Marei und uns wenigen Kindern ihn faſt Niemand ſo nannte, jeder hatte die Frechheit, Tolpatſch zu ſagen. Darum ging auch unſer Aloys, obgleich er ſchon ſiebzehn Jahre alt war, am liebſten mit uns Kindern um; an verſteckten Orten ſpielte er Häufchens mit uns, oder rannte mit uns im Felde umher, und wenn der Tolpatſch, oder beſſer, der Aloys bei uns war, waren wir geborgen gegen jeden Angriff der Kinder von der Leimgrube; denn die ganze Dorfjugend war faſt immer in zwei feindliche Parteien getheilt, die ſich auf allen Wegen und Stegen ſcharf befehdeten.

Die Altersgenoſſen unſeres Aloys begannen aber ſchon eine Rolle im Dorfe zu ſpielen, ſie rotteten ſich allabendlich zuſam-men und zogen, gleich den großen Burſchen, ſingend und pfeifend durch das Dorf, oder ſtanden ſchäkernd vor dem Wirthshauſe zum Adler an der großen Holzbeige, und neckten die vorüber-

* Bartholomäus, Sebaſtian.

gehenden Mädchen. Das vornehmſte Kennzeichen eines großgewordenen Burſchen iſt aber die Tabakspfeife, da ſtanden ſie dann mit ihren ſilberbeſchlagenen und mit ſilbernen Kettchen behängten Ulmer Maſerköpfen; ſie hatten ſie kalt im Munde, manchmal aber wagte es einer bei des Bäckers Magd in der Küche eine glühende Kohle zu holen, und dann machten ſie fröhliche Geſichter zu ihrem Rauchen, wenn ihnen auch noch ſo übel davon wurde.

Auch unſer Aloys hätte ſchon zu rauchen angefangen, aber nur ganz im Verborgenen. Eines Sonntag Abends wagte er es, die Pfeifenſpitze aus ſeiner Bruſttaſche herausgucken zu laſſen und ſich ſo zu ſeinen Altersgenoſſen zu geſellen; einer von ihnen zog ihm mit Halloh die Pfeife aus der Taſche, Aloys forderte ſie zurück, ſie wanderte aber unter Jubel und Lachen von Hand zu Hand, und als ſie Aloys mit immer größerem Ungeſtüm forderte, da war ſie verſchwunden, keiner wollte ſie mehr haben. Aloys zerrte nun an Allen herum und forderte mit Weinen ſeine Pfeife, aber Alles lachte, da packte er die Mütze des erſten, der ihm die Pfeife genommen, und rannte damit davon in des Schmied Jakoben Haus; der Mützenloſe brachte nun die Pfeife, die in der Holzbeige verſteckt war, zu Aloys hinauf.

Das Haus des Schmied Jakob Bomüller, das war der „Ausgang" des Aloys, hier war er nämlich immer, wenn er nicht zu Haus war, und er blieb nie zu Haus, ſobald er ſeine Arbeit darin fertig hatte; die Frau des Schmied Jakob war ſeine Baſe, und außer ſeiner Mutter und uns wenigen Kindern nannte ihn auch noch die Frau Applon (Apollonia) und ihre älteſte Tochter Marannele bei ſeinem rechten Namen: Aloys. Des Morgens ſtand der Aloys früh auf, und wenn er ſeine zwei Kühe und ſeine Kalbin gefüttert und getränkt hatte, ging er nach des

Jakoben Haus, klopfte, bis ihm das Marannele aufmachte, und nach einem einfachen „guten Tag“ ging er durch den Stall in die Scheune; die Thiere kannten ihn, ſie brummten jedesmal freundlich und wendeten die Köpfe nach ihm, er aber ließ ſich dadurch nicht lange aufhalten, ſondern ging in die Scheune und ſteckte den beiden Ochſen und den beiden Kühen (Futter) auf. Beſonders freundlich ſtand Aloys mit der Bleßkuh, er hatte ſie vom Kalb an auferzogen, und wenn er ſo bei ihr ſtand und ihrem Freſſen mit Behagen zuſah, dann leckte ſie ihm oft die Hände, was ſeiner Morgentoilette zu gute kam. Wenn er dann die Thüre des Stalles öffnete, und die Sauberkeit darin wieder herſtellte, pflog er manches trauliche Wort mit den Thieren, indem er ſie bald rechts bald links ſtellte; kein Dünger im ganzen Dorfe war ſo breit und ſo ſchön viereckig geſchichtet, wie der an des Schmied Jakoben Haus, denn das bildet eine Hauptzierde eines ächten Bauernhauſes. Dann wuſch und ſtriegelte er die Ochſen und Kühe, daß man ſich darin ſpiegeln konnte, drauf lief er hinaus an den Brunnen vor dem Hauſe und pumpte den Trog voll; er ließ dann die Thiere hinausſpringen, und während ſie draußen ſoffen, machte er ihnen friſche Streue. Wenn nun das Marannele in den Stall kam, um die Kühe zu melken, war alles ſauber und aufgeräumt. Oft, wenn eine Kuh „ſtreitig“ war, d. h. ausſchlug, und ſich nicht melken laſſen wollte, ſtellte ſich Aloys zu ihr und hielt ſeine Hand auf das Rückgrath der Kuh gelegt, damit das Marannele beſſer melken konnte; meiſt aber machte er ſich ſonſt noch etwas zu ſchaffen, und wenn dann das Marannele ſagte: „Aloys, Du biſcht e braver Bua,“ da ſchaute er nicht auf nach ihr, ſondern er kehrte mit dem Stallbeſen ſo heftig, als wollte er die Pflaſterſteine aus dem Boden kehren. Drauf ſchnitt er in

der Scheune Futter für den ganzen Tag, und wenn er die niedere Arbeit vollendet hatte, ſtieg er die Treppe hinauf, holte Waſſer für die Küche, hackte klein Holz und ging endlich in die Stube. Das Marannele brachte die Suppenſchüſſel, ſtellte ſie auf den Tiſch, faltete die Hände, ein Jeder that desgleichen, und nun betete ſie vor; nachdem man darauf das Zeichen des Kreuzes gemacht, ſetzte man ſich mit einem „G'ſegn' es Gott“ zu Tiſche. Alles aß aus einer Schüſſel, und Aloys holte ſich oft einen Löffelvoll von dem Platze, wo das Marannele ſich ſchöpfte. Still und ernſt, wie bei einer heiligen Handlung, ſaß man bei Tiſche, nur äußerſt ſelten wurde ein Wort geſprochen; als abgegeſſen und abermals gebetet war, trollte ſich Aloys nach Hauſe.

So lebte unſer Aloys bis in ſein neunzehntes Jahr, und als ihm zu Neujahr das Marannele ein Hemd ſchenkte, zu dem es den Hanf ſelber gebrochen, das es ſelber geſponnen, gebleicht und genäht hatte, da war er ganz ſelig; es that ihm wehe, daß er nicht „hemdärmelig“ über die Straße gehen konnte, es hätte ihn trotz der grimmen Kälte gewiß nicht gefroren, aber die Leute hätten ihn ausgelacht, und Aloys wurde immer empfindlicher gegen den Spott der Leute.

Daran war beſonders des alten Schultheißen Knecht ſchuld, der ſeit der Erndte in das Dorf gekommen war; es war ein ſchöner ſchlanker Burſch, mit einem trotzigen Geſichte, das durch den röthlichen Schnurrbart noch eine beſondere Auszeichnung hatte. Jörgli, ſo hieß der Knecht, war Kavalleriſt, und trug faſt immer ſeine Soldatenmütze. Wenn er Sonntags in ſeiner geraden kecken Haltung, die Füße auswärts ſetzend und die Sporen klingen laſſend, die Soldatenmütze auf dem Kopfe, mit den lederbeſetzten Reithoſen angethan, das Dorf hinaufging, da ſagte ſein ganzes

Weſen: „ich weiß, daß alle Mädle ſich in mich vergucken;“ oder wenn er ſeine Pferde zur Tränke an des Jakoben Brunnen ritt, da wollt’ dem guten Aloys faſt das Herz ſpringen, wenn er ſah, wie das Marannele jedesmal zum Fenſter herauslugte, er wünſchte, daß es gar keine Milch und Butter auf der Welt gebe, damit er auch Pferdsbauer wäre.

So unerfahren auch unſer Aloys war, ſo waren ihm doch die Unterſchiede der drei Stände wohl bekannt; da ſtanden zu unterſt die Kühbauern, die von ihren Zugthieren auch noch Milch und Kälber ziehen müſſen, dann kamen die Ochſenbauern, deren Zugthiere man doch noch mäſten und ſchlachten kann. Zuoberſt aber ſtanden die Pferdsbauern, deren Zugthiere weder Milch noch Fleiſch geben, und die doch das beſte Futter freſſen und oft am meiſten gelten.

Ich glaube nicht, daß Aloys hiebei an den Nähr=, Lehr= und Wehr=Stand dachte.

Heute am Neujahrstage zeigte ſich ein Vorſprung, den der Jörgli als Pferdsbauer hatte. Er führte nach der Morgenkirche des Schultheißen Tochter und ihr „Geſpiel“ das Marannele im Schlitten nach Empfingen ſpazieren, und ſo ſehr auch unſerm Aloys darüber das Herz im Leibe zitterte, ſo folgte er doch dem Wunſche des Jörgli und half ihm die Pferde einſtweilen im Schlitten einprobiren; er fuhr mit ihm im Dorfe umher und dachte nicht daran, welch eine ſchlechte Figur er neben dem ſtattlichen Soldaten ausmachte. Als die Mädchen eingeſtiegen waren, führte Aloys die Pferde noch einige Schritte bis ſie recht angezogen hatten, und rannte ſo neben den Pferden her, er ließ ſie dann los, und als drauf der Jörgli unter Peitſchenknallen und Rollengeklingel und dem Zuſchauen der halben Gemeinde mit den

beiden Mädchen dahin fuhr, da ſchaute ihnen Aloys noch lange nach als man ſie längſt nicht mehr ſehen konnte, er ſchalt dann den dummen Schnee, der ihm das Waſſer aus den Augen trieb und ging traurig nach Hauſe; es war ihm, als ob das ganze Dorf ausgeſtorben wäre, da das Marannele den ganzen Tag darin nicht zu finden ſein ſollte.

Ueberhaupt war Aloys ſchon ſeit dem Beginne dieſes Winters oft ſehr betrübt. Im Hauſe ſeiner Mutter kamen die Mädchen oft in die Karz, oder wie man es hier nennt, „zu Licht.“ Die Mädchen wählen zu dieſen abendlichen Zuſammenkünften immer am liebſten eine jung verheirathete Geſpielin oder eine freundliche Wittwe, die älteren Hausherren ſtören das harmloſe Treiben doch zu ſehr. So kamen die Mädchen auch oft zur Mutter Marei, und die Bauernburſchen kamen wie immer uneingeladen dazu. Früher hatte ſich Aloys gar nicht daran gekehrt, wenn man ſich nicht um ihn kümmerte, er ſaß in einer Ecke und — that gar nichts; jetzt ſagte er ſich immer im Gedanken: „Aloys! beim Teufel, Du biſt doch jetzt neunzehn Jahre vorbei, Du mußt Dich jetzt auch vornhin ſtellen,“ und dann ſagte er wieder: „wenn nur der Teufel den Jörgli lothweiſe holen thät.“ Der Jörgli war das Endziel ſeines Unmuthes, denn er hatte bald, ohnerachtet er ein Knecht war (wie das überhaupt hier wenig Unterſchied macht) die Oberhand über alle Burſchen des ganzen Dorfes gewonnen, und ſie mußten alle nach ſeiner Pfeife tanzen, und wie prächtig konnte er ihnen pfeifen und ſingen und jodeln und Geſchichten erzählen wie ein Hexenmeiſter; er lehrte die Burſchen und Mädchen neue Lieder, und beſonders das Reiterlied: „Morgenroth ꝛc.“

Als er zum Erſtenmal den Vers ſang:

„Thuſt Du ſtolz mit Deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,“

da ſtand der Aloys plötzlich hoch auf, er ſchien größer wie ſonſt, er ballte die beiden Fäuſte und biß die Zähne vor innerer Freude knarrend auf einander; es war, als ob er das Marannele mit ſeinen Blicken an ſich zöge, als ob er ſie erſt jetzt recht ſehe, denn gradeſo wie es im Liede ſtand, ſah ſie ja aus.

Die Mädchen ſaßen im Kreiſe, ein Jedes hatte ſeine Kunkel * mit dem Goldſchaum bedeckten Knaufe vor ſich ſtehen, an der der Hanf mit einem farbigen Bande befeſtigt war; ſie netzten den Faden aus ihrem Munde und ſpannen mit der Spindel, die ſich luſtig auf dem Boden drehte. Es war dem Aloys immer wohl, wenn er „etwas zum Annetzen", eine Schüſſel voll Aepfel oder Birnen für die Mädchen auf den Tiſch ſtellen konnte, und er ſtellte die Schüſſel immer nahe zu Marannele, damit ſie auch tapfer zugreifen konnte.

Anfangs Winter that Aloys den erſten muthigen Schritt ſeiner Großjährigkeit. Das Marannele hatte eine neue mit Zinn eingelegte ſchöne Kunkel bekommen, als es nun zum erſtenmale damit in die Spinnſtube kam und ſich zum Spinnen geſetzt hatte, trat Aloys vor, erfaßte die Kunkel oben und ſagte den alten Spruch:

„Jungfer derf i eu' bitte
Lent ** mi Euere Engele ſchüttle,
Die kleine wie die große
Auf dere Jungfere Schooße.
Jungfer, warum ſeind Ihr ſo ſtolz?
Eure Kunkel iſcht doch nau von Holz,
Wenn ſie wär' mit Silber b'ſchlage
No wett' *** i eu' was andres ſage."

* Spinnrocken. ** Laſſet. *** Nachher wollt.

Mit einer ungewohnten Feſtigkeit, wenn auch mitunter mit Zittern, hatte Aloys den Spruch vorgebracht, das Marannele ſchlug zuerſt die Blicke in den Schooß aus Scham und aus Angſt, der Aloys möchte in ſeiner Rede ſtecken bleiben, jetzt aber ſah es ihn mit glitzernden Augen an; nach alter Sitte ließ es drauf Spindel und Wirtel auf den Boden fallen, der Aloys hob beide Gegenſtände auf, und das Marannele mußte ihm für die Spindel ein Knöpfle * und für den Wirtel ** ein Faſtnachtküchle verſprechen. Das Beſte aber kam zuletzt, Aloys gab die Kunkel frei, und als Abloſung gab ihm das Marannele einen rechtſchaffenen Kuß; der Aloys ſchmatzte ſo laut, daß man ihn in der ganzen Stube hörte, und die andern Burſchen ihn darum beneideten, er aber ſetzte ſich wieder in eine Ecke, rieb ſich die Hände und war mit ſich und der Welt zufrieden. Das dauerte aber nicht lange, denn der Jörgli war ſein Störefried.

Eines Abends bat der Jörgli das Marannele — das die erſte Vorſängerin in der Kirche war — das Lied vom „ſchwarzbraunen Mädichen" zu ſingen; es begann ohne langes Zaudern, und der Jörgli ſang die zweite Stimme mit ſo kräftigem Wohllaute, daß alle Anderen, die Anfangs mitgeſungen hatten, nach einander ſtille wurden und den Beiden zuhörten, die ſo ſchön ſangen. Marannele, das ſich von den Gefährtinnen verlaſſen ſah, ſang Anfangs mit zitternder Stimme und ſtieß die andern neben an, doch mit weiter zu ſingen, als ihm aber Niemand folgte, ſang es keck weiter als könne es gar nicht aufhören, und

* Schwäbiſche Mehlſpeiſe.

** Ein Ring von beinhartem Holz oder Stein, den man in das Ende der Spindel ſteckt, damit man ſie ſo beſchwert beſſer drehen kann.

es war, als ob die Stimme Jörgli's es frei und feſt emporhielte wie gewaltige Arme; ſie ſangen:

Morgens früh müſſen wir marſchiren
Wohl zum obern Thörle 'naus;
O Du wunderſchöns ſchwarzbrauns Mädichen,
Wohl zum obern Thörle 'naus.

Geh' ich 'naus auf fremde Straßen,
Schönſter Schatz vergiß nicht mein;
Und wann Du trinkſt ein Gläslein Weine
Zur Geſundheit mein und Deine,
Weil ich von Dir ſcheiden muß.

Jetzt lad' ich meine zwei Piſtolen
Thur vor Freuden einen Schuß,
Meinem Schätzelein zum Gefallen,
Weil es mich geliebet hat,
Vor allen meinen Feinden zum Verdruß.

Es ſind zwei Sternlein am blauen Himmel
Glänzen heller als der Mond;
Einer ſcheint auf's ſchwarzbrauns Mädichen,
Einer ſcheint auf grünen Grund.

Kauf ich ein Bündelein an meinen Degen
Und ein Sträußelein auf meinen Hut,
Und ein Tüchelein in meine Taſchen,
Meine Aeugelein abzuwaſchen,
Weil ich von Dir ſcheiden muß.

Gib ich meinem Pferd die Sporen
Reit ich zu dem Thor hinaus,
Gib ich Acht auf's ſchwarzbrauns Mädichen
Weil ich von ihm ſcheiden muß.

Als ein jedes der Mädchen ſeine vier bis fünf Spindeln voll geſponnen hatte, wurde der Tiſch in die Ecke gerückt und auf dem freien Raume von kaum drei bis vier Schritten, den man dadurch gewonnen, begann nun eines nach dem andern zu tanzen; die Sitzenden ſangen den Andern dazu. Als der Jörgli mit dem Marannele tanzte, ſang er ſelber einen Ländler und tanzte dabei wie eine Spindel; ja er brauchte faſt nicht viel mehr Raum als eine Spindel, denn er behauptete: darin zeige ſich ein ächter Tänzer, daß man ſich auf einem Teller gewandt und flink drehen könne; als er nun endlich mit dem Marannele einhielt, und es dabei nochmals ſo heftig ſchwenkte, daß der faltige Rock hoch aufwallte, da ließ ihn das Marannelle ſchnell ſtehen, wie wenn es ſich vor ihm flüchtete, es ſprang in die Ecke, wo der Aloys trübſelig zuſchaute und ſeine Hand faſſend, ſagte es:

„Komm Aloys, Du mußt auch tanzen."

„Laß mich, Du weißt ja, daß ich nicht tanzen kann, Du willſt mich nur foppen."

„Du Tol —" ſagte Marannele, es wollte Du Tolpatſch ſagen, aber es hielt ſchnell inne, denn es ſah ſein Geſicht, auf dem die Wehmuth ausgegoſſen war, daß ihm das Weinen näher ſtand als das Lachen, es ſagte daher freundlicher: „nein, g'wiß nicht, ich will Dich nicht foppen; komm, und wenn Du auch nicht tanzen kannſt, ſo mußt Du's lernen, und ich tanz' ſo gern mit Dir als wie mit einem."

Sie tanzte nun mit ihm herum, aber Aloys ſchlenkerte ſeine Füße, wie wenn er Holzſchuhe anhätte, ſo daß die Anderen vor Lachen nicht mehr ſingen konnten. —

„Ich lern Dir's ganz allein, Aloys," ſagte das Marannele, ihn beruhigend.

Die Mädchen zündeten nun ihre Laternen an und wanderten nach Haus. Aloys ließ es ſich nicht nehmen, ſie noch zu begleiten, er hätte um Alles in der Welt das Marannele nicht allein mit den Anderen gehen laſſen, wenn der Jörgli dabei war.

In der ſtillen ſchneeweichen Nacht ſchallte das Schäckern und Spaßen der Mädchen und Burſchen weit hin durch das Dorf. Das Marannele aber war ſtill und wich dem Jörgli ſichtbar aus.

Als die Burſchen die Mädchen alle nach Hauſe begleitet hatten, ſagte der Jörgli zu Aloys: „Tolpatſch, Du hätteſt heute Nacht bei dem Marannele bleiben ſollen."

„Hallunk!" ſagte Aloys ſchnell, und lief davon. Die Andern aber lachten ihm nach, der Jörgli jodelte allein noch durch die Gaſſen bis nach Hauſe, daß es einem Jeden, außer den Schlafenden und Kranken, das Herz im Leibe erfreuen mußte.

Des Andern Morgens, als Marannele die Kühe melkte, ſagte Aloys zu ihm:

„Guck, ich könnt' den Jörgli grad' vergiften, und Du mußt ihn auch in Grundsboden 'nein verfluchen, wenn Du brav ſein willſt."

Das Marannele gab ihm Recht, ſuchte ihn aber auch zu überzeugen, daß er ſich Mühe geben müſſe, auch ſo ein flinker Burſch zu werden, wie der Jörgli. Da ſtieg in Aloys ſein

groſser Gedanke auf, er lachte vor ſich hin, er warf den ſteifen alten Stallbeſen fort und ſteckte einen neuen biegſamen an den Stiel, dann ſagte er laut: „Ja, ja, Du wirſt Maul und Augen aufſperren, gib nau Acht.“ Er mußte nun ſogar dem Marannele verſprechen, „gut Freund“ mit dem Jörgli zu bleiben, und er verſprach es endlich nach langem Widerſtreben, aber er mußte ja immer thun, was ſie wollte.

Darum hatte Aloys heute dem Jörgli mit dem Schlitten geholfen, darum trieb ihm der Schnee das Waſſer aus den Augen, als er den Wegrollenden nachſah.

Abends, ſo „zwiſchen Licht,“ trieb der Aloys ſeine Kühe zur Tränke an des Jakoben Brunnen; ein Rädchen junger Burſche, darunter auch der Jörgli und ſein alter Freund, ein Jude, des langen Herzles Kobbel* genannt, der mit dem Jörgli in gleichem Regimente diente, hatte ſich dort zuſammengeſellt; das Marannele lugte zum Fenſter heraus. — Der Aloys machte den Gang des Jörgli nach, er ging ganz ſteif, wie wenn er einen Ladſtock geſchluckt hätte und hielt die Arme ſtrack am Leibe herunter, wie wenn ſie von Holz wären.

„Tolpatſch,“ ſagte der Kobbel, „was krieg' ich Schmusgeld** wenn ich mach', daß Dich das Marannele heirathet?“

„Eine tüchtige Trachtel auf Dein Maul,“ ſagte der Aloys, und trieb ſeine Kühe heim; das Marannele ſchob das Fenſter zu, und die Burſchen lachten aus vollem Halſe, die Stimme Jörgli's tönte aus allen vor.

Aloys wiſchte ſich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirne, ſo viel Anſtrengung hatte ihn die Aeußerung ſeines Un=

* Jakob.

** Maklerlohn.

muthes gekoſtet. — Auf dem Futtertrog in ſeinem Stalle ſaß er dann noch lange, und ſein Plan reifte unwiderruflich in ihm. — —

Aloys war in das zwanzigſte Jahr getreten und kam zur Rekrutirung; am Tage, als er mit den anderen Burſchen nach der Oberamtsſtadt Horb gehen ſollte, kam er in ſeinem Sonntagsſtaate nochmals in Maranneles Haus und fragte, ob er nichts aus der Stadt mitbringen ſolle. Als er fortging, ging ihm das Marannele nach, und auf der Hausflur wendete es ſich ein wenig ab, zog ein blaues Papierchen aus der Bruſt, wickelte einen Kreuzer heraus und gab dieſen dem Aloys; „da, nimm ihn,“ ſagte es: „das iſt ein Glückskreuzer, ſieh, es ſind drei Kreuz' darauf; weißt Du, wenn als Nachts ſo Sternfunken vom Himmel fallen, da fällt allemal ein ſilbern Schüſſele auf den Boden, und aus denen Schüſſelen hat man die Kreuzer gemacht, und wenn man ſo einen Kreuzer im Sack hat, hat man Glück; nimm ihn zu Dir, und Du ſpielſt Dich frei.“

Aloys nahm den Kreuzer, als er aber über die Neckarbrücke ging, langte er in ſeine Taſche, drückte die Augen zu und warf den Kreuzer hinab in den Neckar: „Ich will nicht frei ſeyn, ich will Soldat ſein, wart' nur Jörgli!“ ſo ſagte er vor ſich hin, ſeine Fauſt ballte ſich und er warf ſich keck in die Bruſt.

Im Wirthshauſe zum Engel wartete der Schultheiß auf ſeine Ortskinder, und als ſie alle beiſammen waren, ging er mit ihnen nach dem Oberamt. Der Schultheiß war ein eben ſo dummer als anmaßender Bauer; er war früher Unteroffizier geweſen, und bildete ſich große Stücke auf ſeine „Charge“ ein; er behandelte gern alle Bauern, ältere und jüngere, wie Rekruten; auf dem Wege ſagte er zu Aloys: „Tolpatſch, Du ziehſt gewiß das

größte Looſ, und wenn Du auch No. 1 ziehſt, Du brauchſt nicht bang zu ſein, Dich kann man nicht zum Soldaten brauchen."

„Wer weiß?" ſagte Aloys keck, „ich kann noch ſo gut Unteroffizier werden, wie Einer; ich kann ſo gut leſen und ſchreiben und rechnen, wie Einer, und die alten Unteroffizier' haben auch nicht allen Verſtand gefreſſen."

Der Schultheiß ſah ihn grimmig an.

Als Aloys vor das Rad hin ging, war ſeine Haltung faſt herausfordernd keck, mehrere Looſe kamen ihm in die Hand, als er in das Rad griff, er drückte die Augen feſt zu, gleich als wolle er nicht ſehen, was er nehme, und zog eines heraus; zitternd reichte er es hin, denn er fürchtete, daß es eine hohe Nummer ſein könne, als er aber den Ausrufer „No. 17" rufen hörte, da johlte er ſo laut auf, daß man ihn zur Ruhe verweiſen mußte.

Die Burſchen kauften ſich nun Sträuße aus gemachten Blumen mit rothen Bändern daran, und nachdem ſie noch einen tüchtigen Trunk genommen, zogen ſie heimwärts; unſer Aloys johlte und ſang am lauteſten.

Oben an der Steige harrten die Mütter und viele Mädchen der Ankömmlinge, auch Marannele war darunter. Aloys, mehr vom Lärmen als vom Weine betrunken, ging etwas unſicher Arm in Arm mit den Andern; dieſe Zutraulichkeit war noch nie vorgekommen, aber heute waren ſie Alle gleich. Als die Mutter die Nummer 17 an der Mütze ihres Aloys ſtecken ſah, da weinte ſie und rief einmal über das anderemal: „daß Gott erbarm, daß Gott erbarm!" — Das Marannele fragte den Aloys bei Seite: „Wo haſt Du denn meinen Kreuzer?" — „Ich hab ihn verloren," ſagte Aloys, aber trotz ſeiner halben Unbewußtheit ſchnitt ihm dieſe Lüge doch tief in die Seele.

Die Burſchen zogen nun ſingend in das Dorf, und die Mütter und Mädchen der muthmaßlich „Gezogenen" gingen weinend hinterdrein und trockneten ſich mit den Schürzen die Thränen. — —

Es waren noch ſechs Wochen bis zur Viſitation, und darauf kam ja eigentlich Alles an. Mutter Marei nahm einen großen Ballen Butter und einen Korb voll Eier und ging zu der Frau Doktorin; die Butter ſchmierte ſich trotz des kalten Winters doch recht gut, Mutter Marei erhielt die Verſicherung, daß ihr Aloys frei werden ſolle; „denn," ſagte der gewiſſenhafte Arzt: „der Aloys iſt ja ohnehin untauglich, er ſieht ja nicht gut in die Ferne, und darum iſt er ja manchmal ſo tappig."

Der Aloys aber kümmerte ſich gar nicht um all dieſe Geſchichten, er war ganz verändert, ſchwenkte ſich und pfiff immer, wenn er das Dorf hinaufging.

Der Tag der Viſitation kam, die Burſchen gingen diesmal etwas ſtiller nach der Stadt.

Als Aloys in das Viſitationszimmer gerufen wurde und er ſich entkleiden mußte, da ſagte er keck: „Kusperet mich nur aus, ihr werdet kein Unthätele an mir finden; ich hab' keinen Fehler, ich kann Soldat ſein." Er mußte ſich unter das Maaß ſtellen, und als er es vollauf hatte, wurde er als Soldat eingetragen; der Arzt vergaß Kurzſichtigkeit, Butter und Eier bei der kecken Rede des Aloys.

Jetzt, als es Ernſt geworden und er unwiderruflich Soldat war, jetzt wurde es dem Aloys ſo bang, daß er hätte weinen mögen. Als er aber vom Oberamte herabkam, und ſeine Mutter ſich weinend von den ſteinernen Stufen erhob, da richtete ſich ſein Stolz wieder auf und er ſagte: „Mutter, das iſt nicht recht, Ihr müſſet

nicht greinen; bis in einem Jahr bin ich wieder da, und unſer Xaver kann ſchon einſtweilen das Sach' im Feld ſchaffen."

Nach der erlangten Gewißheit ihres Soldatenſtandes brachten die Burſchen mit Trinken, Singen und Johlen ein, was ſie vorher zu wenig gethan zu haben glaubten.

Als der Aloys heim kam, gab ihm das Marannele weinend einen Rosmarinſtrauß mit rothen Bändern d'ran und nähte ihm denſelben auf ſeine Mütze; Aloys aber zog ſeine Pfeife heraus, rauchte flott durch das ganze Dorf hinauf und zechte mit ſeinen Kameraden bis tief in die Nacht.

Noch ein dritter ſchmerzlicher Tag war zu überwinden, es war der Tag, wo die Rekruten nach Stuttgart einrücken mußten. Aloys ging früh in des Jakoben Haus, das Marannele war im Stall, es mußte jetzt ſelber alle Arbeit verrichten; Aloys ſagte: „Marannele, gib mir Deine Hand;" ſie gab ſie ihm, und er ſagte wieder: „verſprich mir, daß Du nicht heirathest, bis ich wie'r komm'." — „Gewiß nicht," betheuerte ſie, und er ſagte: „So, jetzt bin ich fertig, aber halt — komm, gib mir auch einen Kuß." Marannele küßte ihn, und die Kühe und Ochſen ſahen verwundert zu, als wüßten ſie, was vorging.

Aloys klopfte nun noch jeder Kuh und jedem Ochſen auf den Bug, und nahm ſo auch Abſchied von ihnen, ſie brummten vor ſich hin.

Der Jörgli hatte ſeine Pferde an den Wagen geſpannt, um die Rekruten einige Stunden weit zu führen, und ſo fuhren ſie nun ſingend durch das Dorf; des Bäckers Konrad, der die Klarinette blies, ſaß mit auf dem Leiterwagen und begleitete die Liederweiſen. Man fuhr im Schritt, von allen Seiten drängten

ſich noch die Freunde herbei und reichten eine Hand oder auch einen Abſchiedstrunk.

Das Marannele ſchaute zum Fenſter heraus und grüßte noch freundlich. Man näherte ſich dem Ende des Dorfes, und nun wurde nochmals „das Geſätz“ geſungen:

'Naus, 'naus, 'naus und 'naus,
Zum Nordſtetter Thörle 'naus ꝛc.

Als man aber das Dorf verlaſſen hatte, wurde der Aloys plötzlich mäuschenſtille, er ſchaute mit naſſen Augen überall umher: hier neben auf der Heide, „Hochbux“ genannt, hatte das Marannele das Tuch gebleicht, von dem er das Hemd anhatte; es war ihm, als ob alle Fäden brennten, ſo heiß war es ihm, er ſagte allen Bäumen an der Straße und allen Feldern wehmüthig Ade; drüben im Schießmauernfeld, dort liegt ſein beſter Acker, er hat ihn ſo oft „umgezackert,“ daß er jedes Steinchen kennt, dort neben hatte er noch vorigen Sommer mit dem Marannele Gerſte geſchnitten, weiter unten im „Hennebühl“ liegt ſein Kleeacker, er hatte ihn geſäet, er ſollte ihn nicht wachſen ſehen; ſo ſchaute er lange umher, und als man die Steige hinabfuhr, blickte Aloys vor ſich hin und ſprach kein Sterbenswörtchen. Als man über die Brücke fuhr, ſtarrte er hinab in den Fluß; wer weiß, ob er jetzt noch ſo keck ſeinen Glückskreuzer hinabgeworfen hätte? —

Durch die Stadt ging zwar das Singen und Johlen wieder von Neuem an, aber erſt als man jenſeits auf der Spitze der Bildechinger Steige angekommen war, da athmete Aloys wieder frei auf; vor ihm ſtand ja ſein liebes Nordſtetten, man meinte, man könnte hinüberrufen, ſo gleichauf lag es mit dem Berge, obgleich

es faſt eine Stunde fern war; er ſah das gelb angeſtrichene Haus des Schmieds Jörgli mit den grünen Läden, und zwei Häuſer davon wohnte das Marannele, er ſchwenkte ſeine Mütze und begann nochmals:

'Naus, 'naus, 'naus und 'naus ꝛc.

Der Jörgli führte die Rekruten bis Herrenberg, von dort an gingen ſie zu Fuß. Beim Abſchied fragte Jörgli den Aloys: „Soll ich nichts ausrichten an's Marannele?“ — Aloys ſchoß alles Blut in den Kopf, der Jörgli war ihm gerade der unrechteſte Botenmann, und doch hatte er eben den Mund geöffnet, um einen Gruß zu ſagen, unwillkürlich aber brach er in die Worte aus: „Du brauchſt gar nichts mit ihm ſchwätzen, es kann Dich auch für den Tod nicht ausſtehen.“

Der Jörgli fuhr lachend davon.

Unterwegs hatten die Rekruten noch ein bemerkenswerthes Abenteuer: ſie zwangen nämlich im Böblinger Wald einen Holzbauern, ſie den zwei Stunden langen Wald zu fahren; Aloys war der Aergſte dabei, er hatte den Jörgli ſo oft von verwegenen Soldatenſtreichen erzählen hören, und er wollte auch ſo ſein; er war aber auch der erſte, der am Ende des Waldes ſeinen ledernen Beutel öffnete, und dem wieder umkehrenden Bauern etwas gab.

Vor dem Tübinger Thore wurden die Ankömmlinge von einem Feldwebel in Empfang genommen. Mehre Nordſtetter Soldaten waren ihren Landsleuten entgegen gegangen, der Aloys biß die Zähne übereinander, als ſie Alle: „Grüß Gott, Tolpatſch!“ ſagten. Das Johlen und Singen hatte nun ein Ende, ſtill wie eine Heerde Schaafe wurden die Rekruten in die Legionskaſerne geführt. Aloys ſagte ſeinen Landsleuten, daß er als Freiwilliger zur Kavallerie gehen wolle (denn er wollte es dem Jörgli

nachmachen); als er aber hörte, daß er dann wieder nach Hauſe müſſe, da das Exerzitium der Kavallerie erſt im Herbſte beginne, da dachte er: „Nein, das geht nicht, ich muß als ein ganz anderer Kerl heimkommen, dann ſoll mir noch einer Tolpatſch ſagen, ich will Euch ſchon tolpatſchen.“

Aloys wurde nun in das fünfte Infanterieregiment eingereiht, er war gegen alle Erwartung anſtellig und gelehrig. Leider hatte er auch hier ein Mißgeſchick, denn er bekam einen Zigeuner als ſeinen „Schlaf.“* Der Zigeuner hatte einen abſonderlichen Widerwillen vor dem Waſſer, Aloys mußte ihn auf Befehl des Rottenmeiſters jeden Morgen an den Brunnen hinabführen und ihn tüchtig waſchen. Anfangs machte das dem Aloys Spaß, nach und nach wurde es ihm aber ſehr zur Laſt; er hätte lieber ſechs Ochſen die Schwänze, als dem Zigeuner das Geſicht gewaſchen.

In der Kompagnie unſeres Aloys war auch ein verlorener Maler, er ſpürte bei Aloys manchen Mutterpfennig, und nun begann er ihn zu malen, in ganzer Uniform mit Ober- und Untergewehr, und der Fahne neben ihm; das war aber auch Alles was man erkennen konnte, denn das Geſicht war eben ein Geſicht und weiter nichts; darunter ſtand jedoch mit ſchönen lateiniſchen Buchſtaben: Aloys Schorer, Soldat im fünften Infanterieregiment.

Aloys ließ das Bild unter Glas und Rahmen bringen und ſchickte es mit dem Boten ſeiner Mutter; in dem Briefe, der dabei war, ſchrieb er: „Mutter, hänget das Bild in der Stube auf, zeiget es auch dem Marannele, hänget es über dem Tiſch auf, aber nicht zu nah am Turteltaubenkäfig, und wenn das Marannele das Bild haben will, ſo ſchenket es ihm, und mein Kamerad, der es

* Schlafkameraden, da ſtets zwei Soldaten auf einer Pritſche ſchlafen.

gemacht hat, ſagt, Ihr ſolltet mir auch ein Bällele Butter und ein paar Ellen reiſten Tuch * für meinem Feldwebel ſeine Frau, wir heißen ſie nur die Feldwebelina, ſchicken. Ich hab' auch von meinem Kameraden tanzen gelernt, ich gehe Sonntags zum erſtenmal nach Heßlach zum Tanz; brauchſt nicht maulen, Marannele, ich will mich nur probiren. Und das Marannele ſoll auch ſchreiben. Hat der Jakob ſeine Ochſen noch und hat die Bleßkuh noch nicht gekalbt? Es iſt doch kein recht Geſchäft das Soldatenleben, man wird hundsrackermüd' und hat doch nichts geſchafft."

Die Butter kam, und dießmal half ſie beſſer; der Zigeuner wurde einem andern zugewieſen. Bei der Butter war aber auch ein Brief, den der Schullehrer geſchrieben, darin hieß es:

„Unſer Mathes hat aus Amerika fünfzig Gulden geſchickt, er hat auch geſchrieben, wenn Du nicht Soldat wärſt, könnteſt Du jetzt zu ihm, er wollte Dir dreißig Morgen Ackers ſchenken; halt' Dich nur brav und laß Dich nicht verführen, der Menſch iſt gar leicht verführt; das Marannele trutzt ſo halb und halb mit mir, ich weiß nicht warum; als es dein Bild geſehen hat, hat es geſagt, das wärſt Du gar nicht." — Bei dieſen Worten ſchmunzelte der Aloys, denn er dachte: „So iſt's recht, ja ich bin auch jetzt ein ganz anderer Kerl; hab' ich Dir's nicht geſagt, Marannele? gelt Du?" —

Monate waren vorüber, der Aloys wußte, daß nächſten Sonntag Kirchweih in Nordſtetten ſei; er erhielt durch ſeinen Feldwebel auf vier Tag Urlaub, er durfte in ganzer Uniform, mit Säbel und Tſchako nach Haus.

O Du Glücklicher! wie ſelig warſt Du, als Du Samſtag

---

* hänfenes Linnen.

Morgens Dein Putzzeug in den Tſchako legteſt und mit einem „Bhüt's Gott" bei Deinem Feldwebel Abſchied nahmſt! So eilig aber auch unſer Aloys war, ſo ſprach er doch noch mit der Wache am Kaſernenthor und mit der Wache am Tübinger Thor; er mußte es Allen ſagen, daß er heim ging, ſie ſollten ſich mit ihm freuen, und ihn dauerten die Kameraden, die ſo mir nichts dir nichts auf einem kleinen Fleck zwei Stunden lang umherwandeln mußten, während er in dieſer Zeit ſchon ſeiner Heimath um Vieles, Vieles näher war.

Erſt vor Böblingen machte er Halt und trank auf der Waldburg einen Schoppen, er konnte aber nicht ruhig auf dem Stuhle ſitzen, ſondern ging alsbald wieder fürbaß.

In Nufringen begegnete ihm der Kobbel wieder, der ihn einſt ſo geneckt hatte, ſie reichten ſich freundlich die Hand; Aloys hörte viel von der Heimath, aber kein Wort von Marannele und er ſcheute ſich darnach zu fragen.

In Bohndorf endlich zwang er ſich zur Raſt, er hätte ſich ſonſt noch den „Herzbengel" eingerennt, wenn er ſo fortgelaufen wäre; er ſtreckte ſich auf eine Bank hin und überdachte, wie Alles aufgucken werde, wenn er heim komme, dann ſtellte er ſich wieder vor den Spiegel, ſetzte den Tſchako etwas nach dem linken Ohre, drehte die Locke auf der rechten Seite und nickte ſich Beifall zu.

Es war Abend geworden, als er wieder auf der Anhöhe vor Bildechingen ſtand, ihm gegenüber ſeine liebe Heimath; er johlte nicht mehr, er ſtand ruhig und feſt und machte ſeinem Geburtsorte den militäriſchen Gruß, indem er die Hand an den Tſchako legte.

Immer langſamer ging Aloys, er wollte abſichtlich bei Nacht

nach Hauſe kommen, um dann des andern Morgens Alle zu überraſchen. Sein Haus war eines der erſten im Dorfe, es war Licht in der Stube, er klopfte an das Fenſter und ſagte: „Iſt der Aloys nicht da?“

„Jeſus Maria Joſeph, ein Gendarm!“ rief die Mutter.

„Nein, ich bin's, Mutter,“ ſagte Aloys, und nachdem er wegen der niedrigen Thüre den Tſchako abgenommen, ging er hinein und reichte der Mutter die Hand.

Bald nach den erſten Begrüßungen äußerte die Mutter ihre Bekümmerniß, daß nichts mehr zu eſſen da ſei, ſie ging aber hinaus in die Küche und ſchlug ihm ein Paar Eier ein; Aloys ſtand bei ihr am Heerde, und nun erzählte er Alles, er fragte nach Marannele und warum ſein Bild noch draußen hänge; die Mutter erwiederte: „Ich bitt' Dich, ich bitt' Dich, ſchlag' Dir das Marannele aus dem Sinn, das iſt ein keinnützige Ding.“

„Mutter, redet mir nimmer davon, ich weiß, was ich weiß,“ ſagte der Aloys, ſein vom Feuer auf dem Heerde roth überſchienenes Antlitz hatte einen gewaltigen trotzigen Ausdruck. Die Mutter ſchwieg, und in die Stube zurückgekehrt, ſah ſie mit Herzensfreude, was ihr Aloys für ein prächtiger Burſch geworden war. Jeden Biſſen, den er ſchluckte, ſchmeckte ſie ihm in ihrem leeren Munde nach, den Tſchako aufhebend, jammerte ſie über ſeine grauſame Schwere.

Des andern Morgens ſtand der Aloys früh auf, fummelte ſeinen Tſchako, putzte das Behäng am Säbel und die Knöpfe, mehr als wenn er zur Ordonanz gemußt hätte; als es zum Erſtenmale zur Kirche läutete, ſtand er fix und fertig da, als es zum Zweitenmale zuſammen läutete, ging er das Dorf hinein.

Auf dem Wege hörte er zwei Buben mit einander reden.

„Iſt das nicht der Tolpatſch?“ ſagte der Eine.

„Nein, er iſt's nicht.“

„Ja er iſt's,“ ſagte der Erſte wieder. Aloys ſchaute die Buben grimmig an, und ſie rannten mit ihren Geſangbüchern davon. Aloys ſchritt, von allen Kirchgängern freundlich begrüßt, der Kirche zu; er kam vor dem Hauſe Marannele's vorbei, Niemand ſchaute heraus, er ging den Berg hinan, oft zurückſchauend, und trat, als es eben zum Drittenmale läutete, in die Kirche. Er zog ſeine weißledernen Handſchuhe aus und beſprengte ſich mit Weihwaſſer; er blickte überall in der Kirche umher, er ſah nirgends das Marannele, er blieb an der Thüre ſtehen, auch unter den Ankömmlingen war es nicht. Der Geſang begann, die Stimme Marannele's war nicht darunter, er hätte ſie ja aus tauſenden heraus erkannt. Was nützte ihm nun das Staunen Aller, es ſah ihn ja nicht, für es allein war er den weiten Weg gerannt und ſtand er da, ſo feſt und ſtramm wie gegoſſen. Als aber nach der Predigt der Pfarrer die Marianne Bomüller von hier und den Georg Melzer von Wieſenſtetten als Brautpaar verkündete, da ſtand der Aloys nicht mehr da wie gegoſſen, da zitterten ſeine Knie und ſeine Zähne klapperten. Aloys war der erſte aus der Kirche, er rannte über Hals und Kopf nach Haus, warf Säbel und Tſchako auf den Stubenboden und verſteckte ſich im Heu und weinte; einmal über das andere kam ihm der Gedanke ſich zu erhängen, aber er konnte nicht aufſtehen vor Wehmuth und Weinen, alle ſeine Glieder waren ihm wie zerſchlagen, und dann dachte er auch wieder an ſeine Mutter und dann weinte er wieder und ſchluchzte laut.

Die Mutter kam endlich und fand ihn im Heu, ſie tröſtete ihn und weinte mit; er erfuhr nun, daß der Jörgli das

Marannele verführt hatte, und daß es hohe Zeit ſei, daß ſie zuſammen gegeben würden. Er weinte von Neuem, dann aber folgte er ſeiner Mutter wie ein Lamm in die Stube. Als er hier ſein Bild anſichtig wurde, riß er es von der Wand und ſchmetterte es auf den Boden. Lange ſaß Aloys dann hinter dem Tiſche und hielt ſich das Geſicht mit beiden Händen bedeckt, endlich ſtand er auf, pfiff ein luſtiges Lied und ließ ſich zu eſſen geben; er konnte aber nicht eſſen, er zog ſich an und ging in das Dorf. Die Nachmittagskirche war vorüber, aus dem Adler tönte die Muſik zu ihm herab; die Augen niederſchlagend, gleich als müßte er ſich ſchämen, ging er an des Jakoben Haus vorbei; als er aber vorüber war, hob er ſeinen Blick ſtolz empor. Nachdem er beim Schultheiß ſeinen Urlaubspaß abgegeben, ging er nach dem Tanzboden; er ſchaute überall umher, ob Marannele nicht da wäre, und doch wäre ihm nichts unlieber geweſen als das. Der Jörgli aber war da; er trat auf Aloys zu, reichte ihm die Hand und ſagte: „Grüß' Gott Kamerad!" Der Aloys ſah ihn an, als ob er ihn mit ſeinen Blicken vergiften wollte, dann drehte er ſich um, ohne ihm eine Hand oder Antwort zu geben; er dachte jetzt, daß es eigentlich geſcheiter geweſen wäre, wenn er geſagt hätte: „Was Kamerad! der Teufel iſt Dein Kamerad, aber ich nicht;" es war indeß zu ſpät zu dieſer Antwort. — Von den Tiſchen brachten es nun alle Buben und Mädchen unſerem Aloys zu, er mußte aus jedem Glas trinken, aber es ſchmeckte ihm Alles wie Galle ſo bitter; er ſetzte ſich dann auch an den Tiſch und ließ ſich eine „Bouteille vom Beſten" geben, und obgleich es ihm nicht ſchmeckte, trank er doch ein Glas nach dem andern. Die Mechtilde, die Tochter ſeines Vetters, des Mathes vom Berg, ſtand nicht weit von ihm, er brachte es ihr

zu; das Mädchen that ihm herzlich Beſcheid und blieb bei ihm ſtehen, denn es kümmerte ſich Niemand um ſie, ſie hatte keinen Schatz und darum heute noch keine Tour getanzt, da Jeder faſt fort und fort mit ſeinem Schatze tanzte oder mit der Geſpielin des Schatzes und dem Schatz eines andern wechſelte. Aloys fragte:

„Mechtilde, möchteſt Du nicht auch tanzen?“

„Ja, komm', wir wollen einmal.“ Sie faßte Aloys bei der Hand, er ſtand auf, zog ſeine Handſchuhe an, ſchaute ſich nochmals um, als ſuche er etwas, und tanzte dann ſo flink, daß Alle ſtaunten. Aus Höflichkeit bot Aloys nach dem Tanze der Mechtilde Platz neben ſich an, er lud ſich damit eine Laſt auf, denn ſie blieb nun den ganzen Abend bei ihm ſitzen; er kümmerte ſich indeß wenig um ihre Unterhaltung, er ſchob ihr nur bisweilen das Glas hin, daß ſie trinken ſolle. Die Zornesblicke des Aloys waren faſt immer auf den Jörgli geheftet, der ſich nicht weit von ihm geſetzt hatte; als man denſelben fragte wo das Marannele ſei, ſagte er, es ſei „unpaß,“ und lachte dabei. Aloys biß ſo mächtig auf ſeine Pfeife, daß ihm ein Gelenk der Spitze im Munde blieb, er ſpie es mit Pfui! aus, der Jörgli ſah in wüthend an, denn er glaubte, das Pfui gelte ihm; als aber Aloys ruhig blieb, zuckte Jörgli nur verächtlich mit den Achſeln und begann allerlei Schelmenlieder zu ſingen, ſie hatten meiſt einerlei Melodie und faſt alle nur eine Strophe wie:

Und a luſtiger Bua
Verreißt allbot* e Paar Schua;

* Oftmals.

Und e trauriger Narr
Der hot lang am e Paar.

Es war ſchon bald Mitternacht, als Aloys wiederum ſeinen Säbel von der Wand nahm und nach Hauſe gehen wollte, da ſang der Jörgli mit ſeinen Kameraden das Fopplied, ſie ſchlugen dabei mit den Fäuſten auf den Tiſch:

Hoan,* hoan, hoan gang i net,
Wer will ſchaun hoame gaun**
Der muß koan Geld mei haun,***
Hoan! hoan! hoan gang i net.

Aloys kehrte nochmals mit einigen ſeiner Kameraden um, und ließ ſich noch zwei Flaſchen Wein geben. Sie ſangen nun andere Lieder drein, während Jörgli mit ſeinen Kameraden ſang, Jörgli ſtand auf und rief: „Halt's Maul, Tolpatſch," da ergriff dieſer eine volle Flaſche und warf ſie dem Jörgli in's Geſicht, drauf ſprang er über den Tiſch und packte ihn an der Gurgel, die Tiſche fielen um, die Gläſer klirrten auf dem Boden, die Muſik hielt ein, eine Weile war Alles ſtill, es war, als wollten ſich die beiden Kämpfenden ſtill erwürgen; dann aber entſtand wieder ein allgemeines Halloh, Pfeifen, Schreien und Toben unter einander; die Freunde wehrten ab, indeß nach einer alten Bauerntaktik hielten ſie beim Abwehren nur den Gegner ihres Freundes feſt, damit dieſer um ſo tüchtiger drauf klopfen konnte. Die Mechtilde aber riß den Jörgli ſo wacker am Kopf, daß ſie ihm ein ganzes Büſchel Haare ausraufte. Stuhlbeine wurden nun abgeknickt, die Parteien,

* Heim. ** Gehen. *** Mehr haben.

die ſich um die beiden Kämpfenden gebildet hatten, zerbläuten einander nach Herzensluſt. Aloys und Jörgli aber hielten ſich, wie wenn ſie ſich in einander verbiſſen hätten; endlich nach langem Ringen hob ſich Aloys in die Höhe und warf den Jörgli auf den Boden, daß man meinte, er hätte das Genick gebrochen, dann kniete er auf ihn nieder, und es war, als ob er ihn erdroſſeln wollte. Der Dorfſchütz trat ein und machte dem Lärmen ein Ende, die Muſik mußte nun für heute aufhören, die beiden Hauptkämpfer mußten in das Gefängniß des Rathhauſes wandern. —

Mit einem zerrauften blaumäligen Geſichte, bleich und abgehärmt, verließ Aloys des andern Tags das Dorf; ſein Urlaub war erſt Morgen zu Ende, aber was ſollte er noch zu Hauſe? er ging ſo gern wieder fort ins Soldatenleben, er wäre am liebſten in den Krieg gezogen. Der Schultheiß hatte ihm die Rauferei in den Paß geſchrieben, Aloys ging einer harten Strafe entgegen; er ſchaute ſich nicht mehr um, er ging fort, ohne es zu wiſſen, und wünſchte nie mehr wieder zu kehren. Als er in Horb den Wegweiſer nach Freudenſtadt ſah, von wo man nach Straßburg geht, hielt er eine Weile ſtill, er gedachte nach Frankreich zu deſertiren; da grüßte ihn unverſehens Mechtilde und fragte: „Ei Aloys, gehſt Du ſchon wieder nach Stuttgart?“

„Ja,“ antwortete dieſer, und ſchlug den Weg dahin ein; die Mechtilde war wie ein Wegweiſer vom Himmel erſchienen, mit einem freundlichen „Bhüt' Gott“ ſchied er von ihr.

Auf dem Wege ſummte ihm immer das Lied im Kopfe, das der Jörgli einſt zuerſt geſungen hatte, jetzt konnte es der Aloys auch ſingen, und jetzt paßte es erſt ganz auf das Marannele; er ſummte immer, ohne daß er es wußte, vor ſich hin:

Ach wie bald, ach wie bald
Schwindet Schönheit und Geſtalt.
Thuſt Du ſtolz mit Deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,
Ach die Roſen welken all.

In Stuttgart angelangt, ſprach er nicht mehr mit der Wache am Tübinger Thor und der an der Kaſerne, er ſchaute wie ein Verbrecher kaum auf. Acht Tage mußte er im „dritten Grad", in einem finſtern Gefängniſſe, ſeine Rauferei abbüßen; oft war er ſo ungeduldig und wild, daß er ſich an der Wand den Kopf entzwei rennen wollte, dann aber lag er wieder faſt Tag und Nacht im halben Schlaf.

Als er aus dem Gefängniſſe kam und auf ſechs Wochen in die Strafklaſſe eingetheilt wurde, die ſich keine Stunde von der Kaſerne entfernen darf, ſondern immer zum Appell bereit ſein muß; da verfluchte er ſeinen Vorſatz, daß er zum Militär gegangen war und er ſich ſo noch auf ſechs Jahre an die Heimath gebunden hatte, er wäre gern fort, fort, ſo weit als es ging.

Da kam eines Tags Mutter Marei mit einem Briefe von ihrem Mathes aus Amerika, er hatte vierhundert Gulden geſchickt, damit ſich der Aloys einen Acker kaufe, oder, wenn er zu ihm wolle, ſich mit dem Gelde vom Militär losmache.

Der Aloys, der Mathes vom Berg mit ſeiner Frau und ſeinen acht Kindern, darunter auch die Mechtilde, wanderten noch dieſen Herbſt gemeinſchaftlich nach Amerika aus.

Als Aloys auf der See war, da ſummte er oft die Strophe des allbekannten Liedes vor ſich hin, er verſtand ſie erſt jetzt recht:

„Das, das, das und das,
Das Schifflein hat den Lauf;

Der, der, der und der,
Der Schiffmann ſteht ſchon drauf.
Spür' ich einen rechten Sturmwind weh'n
Als wollt' das Schiff zu Grunde geh'n,
Da ſtehen meine Gedanken
Zu wanken."

In ſeinem letzten Briefe, vom Ohio, ſchreibt der Aloys an ſeine Mutter:

„Es druckt mir oft ſchier das Herz ab, daß ich all' das viele Gut ſo allein genießen ſoll, ich wünſch mir oft ganz Nordſtetten herbei; den alten Zahn, das blinde Conradle, das Schakkerle von der Steingrub, den Soges, den Sauerbrunnenbaſche und das Maurizele vom Hungerbrunnen, die ſollten ſich alle bei mir ſatt eſſen, bis ſie nimmer weiter können; was hab' ich davon, wenn ich ſo allein da bin? Da könntet ihr dann auch ſehen, wie der Tolpatſch jetzt ſeine vier Roß im Stall und zehn Fohlen im Felde hat. Wenn's dem Marannele nicht gut geht, ſchreibet mir's auch, ich will ihm 'was ſchicken; es darf aber nichts davon erfahren, von wem es iſt, es dauert mich in's Herz hinein. Der Mathes vom Berg wohnt eine Stund' von mir, die Mechtilde iſt eine tüchtige Schafferin, aber ſie iſt doch kein Marannele; wenn es ihm nur auch gut geht, hat es ſchon Kinder? Auf der Ueberfahrt iſt auch ein geſtudirter Landsmann, der Doktor Stäberle von Ulm bei uns geweſen, der hat mir an einer Weltkugel gezeigt, daß wenn in Amerika Tag, es in Nordſtetten Nacht iſt, und ſo umgekehrt; ich hab' nicht mehr dran gedacht, aber jetzt, wenn ich als im Feld bin und ſo denk: was machen ſie denn jetzt in Nordſtetten? da fällt mir's ein: Potz Blitz, die ſchlafen ja jetzt, und des Schackerle's Hannes, der

Nachtwächter, ruft ſein: „B'hüt' uns Gott und Maria.“ Am Sonntag iſt mir's am ärgſten, daß in Nordſtetten jetzt Samſtag zu Nacht iſt, das ſollt' nicht ſein, es ſollt' Alles Einen Tag haben. Am letzten Sonntag haben wir aber doch beim Mathes auf dem Berg getanzt, da war ja Kirchweih in Nordſtetten, ich vergeß' das nie und wenn ich hundert Jahr alt werde. Ich möcht' nur auch einmal wieder eine Stund' in Nordſtetten ſein, da wollt ich auch dem Schultheiß zeigen, was ein freier Bürger von Amerika iſt.“

II.

Die Kriegspfeiſe.

Das iſt eine ganz abſonderliche Geſchichte, die aber doch mit der neuern Weltgeſchichte, oder was faſt einerlei iſt, mit der Geſchichte Napoleon's, ganz genau zuſammenhängt. Damals war eine außerordentliche Zeit, jeder Bauer konnte aus der Königsloge ſeines eigenen Hauſes die ganze Weltgeſchichte vorbei defiliren und agiren ſehen, Könige und Kaiſer ſpielten darin mit, und erſchienen bald ſo, bald ſo angezogen; und dieſes ganze großartige Schauſpiel koſtete den Bauer oft weiter nichts als Haus und Hof und etwa noch ſein Leben. So arg ging's aber meinem Nachbar Hansjörg nicht, doch — ich will die Geſchichte von vorn erzählen.

Es war im Jahr 1796. Wir in unſerer mäuschenſtillen Zeit, wir Kinder des unbefriedigten Friedens, können uns kaum einen Begriff von der damaligen Unruhe machen; es war als ob die Leute gar nirgends mehr feſt zu Hauſe wären, als ob das ganze Menſchengeſchlecht ſich auf die Beine gemacht hätte, um einer den andern da und dorthin zu treiben. Ueber den Schwarzwald zogen

bald die Oeſterreicher mit ihren weißen Wämmſern, bald die Franzoſen mit ihren rothen Hoſen, dann wieder die Ruſſen mit ihren langen Bärten, und zwiſchen drin ſteckten die Baiern, Würtemberger, Heſſen, in allerlei Geſtalt; der Schwarzwald war das allzeit offene Thor für die Franzoſen, und jetzt eben iſt man endlich dran, einen Riegel vorzuſchieben.

Es war alſo oftmals ein Marſchiren, Retiriren und Vordringen, ein Schießen und Donnern, daß man nicht wußte, wo einem der Kopf ſtand; wirklich blieb er manchmal auch nicht ſtehen, ſondern purzelte unverſehens um. Nicht weit von Baiſingen iſt mitten auf dem ebenen Felde eine Anhöhe, ſo hoch wie ein Haus, und drunter ſollen lauter todte Soldaten liegen, Franzoſen und Deutſche bei einander.

Mein Nachbar Hansjörg war aber davor behütet, Soldat werden zu brauchen, obſchon er ein ſchmucker und handfeſter Burſch war, der ſich überall ſehen laſſen durfte, und er eben in das neunzehnte Jahr trat. Das kam nämlich davon. Am Tage vor des Maurers Wendel Hochzeit, der eine Frau von Empfingen hat, ritt der Hansjörg mit den Andern hinter dem Wagen drein, auf dem die Braut mit dem Hausrath auf dem blauangeſtrichenen Kaſten neben der Kunkel und der nagelneuen Wiege ſaß. Der Hansjörg ſchoß immer am teufelmäßigſten, er that immer eine doppelte Ladung in die Piſtole. Als nun der Zug bei der Leimengrube ankam, wo rechts der Weiher und links die Ziegelhütte iſt, aus der das Kätherle herausſah, da ſchoß der Hansjörg wieder; aber faſt noch ehe man den Knall hörte, hörte man den Hansjörg gottserbärmlich ſchreien, die Piſtole entfiel ſeiner Hand, er ſelbſt wäre vom Pferde gefallen, wenn ihn ſein Kamerad, der Viteli, nicht gehalten hätte. Jetzt ſah man, was geſchehen war: der Hansjörg hatte

ſich am mittlern Gelenk den Zeigefinger der rechten Hand abgeſchoſſen; er wurde nun vom Pferde heruntergehoben, Alles ſprang mitleidig herzu, und auch das Kätherle aus der Ziegelhütte kam herbei und wurde faſt ohnmächtig, als es ſah, wie der Finger des Hansjörg nur noch an der Haut hing, der Hansjörg aber biß vor Schmerz die Zähne über einander und blickte ſtarr auf das Kätherle; er wurde nun in das Haus des Zieglers gebracht. Der alte Jockel vom Scheubuß, der das Blut ſtillen konnte, wurde ſchnell herbeigerufen, ein Anderer lief nach der Stadt zu dem Erath, einem vielgeliebten Chirurgus. — Als der alte Jockel ins Zimmer trat, war Alles plötzlich ſtill und wich vor ihm zurück, ſo daß alle Anweſenden zu beiden Seiten eine Fronte bildeten, durch welche er zu dem Verwundeten ſchritt, der hinter dem Tiſche auf der Bank lag. Nur das Kätherle trat vor und rief: „Um Gotteswillen Jockel, helfet dem Hansjörg;“ dieſer ſchlug die Augen auf und wendete den Kopf nach der Redenden, und als nun der Jockel vor ihm ſtand und leiſe murmelnd die Hand berührte, da hörte das Blut ſchon auf zu rinnen.

Das war aber diesmal nicht durch die Sympathie Jockel's geſchehen, ſondern durch eine andere Sympathie, nämlich durch die zwiſchen dem Kätherle und dem Hansjörg; denn als dieſer die Worte Kätherle's hörte, fühlte er, wie ihm alles Blut nach dem Herzen drang, und dadurch hörte das Bluten des Fingers auf.

Der Erath kam und dem Hansjörg wurde nun der Finger abgenommen; er hielt ſich bei dem grauſamen Schmerze wie ein Held. Als er ſchon einige Stunden darauf im Wundfieber lag, war es ihm, als ob ein Engel zu ihm heranſchwebte, und ihm Kühlung zuwehte; (er wußte es nicht, daß das Kätherle ihm

die Fliegen abwehrte und dabei oft ganz nahe an ſeinem Geſichte auf- und abfuhr; es kann eine ſolche Nähe, wenn auch nicht eigentliche Berührung, einer liebenden Hand eine magiſche Wirkung in dem Andern hervorrufen, und dieſe kann ſich wohl in unſerm Hansjörg als eine ſolche Traumgeſtalt gebildet haben). Dann erſchien dem Hansjörg im Traume wieder eine ganz verhüllte Geſtalt; er konnte ſich nachher nicht mehr recht erinnern, wie ſie ausſah, und — ſo ſonderbar ſind die Träume — die Geſtalt hatte einen loſen Finger im Munde und ſchmauchte damit Tabak, als ob es eine Pfeife wäre, ſo daß die blauen Wölkchen ſich aus duftigen Ringen ausbreiteten.

Kätherle bemerkte, daß die geſchloſſenen Lippen Hansjörg's ſich im Schlafe mehrfach auf und nieder bewegten; als er erwachte, war das erſte, was er verlangte: ſeine Pfeife. Hansjörg hatte die ſchönſte Pfeife im ganzen Dorfe und wir müſſen ſie näher betrachten, denn ſie iſt ein Hauptſtück in unſerer Geſchichte. Es war ein ulmer Maſerkopf, deſſen braune Marmorirungen die wunderlichſten Figuren machten, ſo daß man ſich allerlei hineindenken konnte; der ſilberne Deckel war wie ein Helm geformt, und ſo blank, daß man ſich drein ſpiegeln konnte und noch den Vortheil hatte, daß man ſein Geſicht doppelt und zwar zu unterſt und zu oberſt darin ſah; auch an der untern Kante, ſo wie am Stiefel war der Pfeifenkopf mit Silber beſchlagen, ein doppeltes ſilbernes Kettchen mit einem Sprungringe diente ſtatt der Schnur und hielt das kurze Rohr mit der langen vielgelenken krummen Mundſpitze.

War dieſe Pfeife nicht ſchön, und hatte Hansjörg nicht recht, daß er ſie liebte wie ein Held des Alterthums ſeinen Schild?

Das erſte, was nun Hansjörg bei dem Verluſte ſeines Fingers ärgerte, war das, daß er ſich nun ſchwer mehr werde eine Pfeife ſtopfen können. Das Kätherle lachte und ſchalt ihn aus über ſeine Liebhaberei, aber es ſtopfte ihm doch eine Pfeife, holte eine Kohle und that ſogar ſelbſt ein Paar Züge; es ſchüttelte ſich aber und machte ein Geſicht, als ob es ſich furchtbar davor ekle. Dem Hansjörg hatte aber noch nie eine Pfeife ſo gut geſchmeckt als die, welche das Kätherle vorher im Munde gehabt hatte.

Trotzdem es heißer Sommer war, durfte der Hansjörg mit ſeiner Wunde nicht nach Hauſe gebracht werden, er mußte alſo bei dem Ziegler bleiben; das war unſerm Patienten ſehr recht, und obwohl ſeine Eltern kamen, um ihn zu verpflegen, wußte er doch, daß ſchon Zeiten kommen würden, wo er mit dem Kätherle allein ſein würde.

Andern Tages war des Maurer Wendel's Hochzeit, und als es zur Kirche läutete, pfiff der Hansjörg den unabänderlich wiederkehrenden Hochzeitsmarſch, der jetzt drinnen im Dorfe geſpielt wurde, auf ſeinem Bette nach.

Nach der Kirche zog die Muſik im Dorfe umher und ſpielte vor den Häuſern, in denen die ſchönſten Mädchen waren, oder ſolche, die Schätze hatten; die Burſchen und Mädchen ſchloſſen ſich dann dem Zuge an, der, je weiter er kam, ſich immer mehr vergrößerte; ſie kamen auch vor des Zieglers Haus. Der Viteli kam, als „Geſpiele" Hansjörg's, mit ſeinem Schatze herauf, um ſtatt des Verwundeten das Kätherle mit zum Tanze zu nehmen; dieſes aber dankte, ſchützte Arbeit vor und blieb daheim. Der Hansjörg war hierüber hoch erfreut, und als ſie allein waren, ſagte er:

„Kätherle, gräm' Dich nicht, es gibt bald wieder eine

Hochzeit, und da wollen wir Zwei rechtſchaffen mit einander tanzen.“

„Eine Hochzeit?“ fragte das Kätherle betrübt, „ich wüßt' nicht von wem?“

„Komm' mal her,“ ſagte Hansjörg lächelnd, das Kätherle trat näher, und er fuhr fort: „Ich will Dir's nur geſtehen, ich hab' mir den Finger mit Fleiß abgeſchoſſen, damit ich kein Solda zu werden brauch'.“

Das Kätherle fuhr zurück, ſchrie laut auf und bedeckte ſich mit der Schürze das Angeſicht.

„Warum ſchreiſt Du?“ fragte Hansjörg, „iſt Dir's denn nicht recht? Es muß Dir recht ſein, denn Du biſt daran ſchuld.“

„Jeſus, Maria, Joſeph! nein, gewiß nicht, ich bin daran unſchuldig, o, Du lieber Heiland, was haſt Du für eine Sünd' gethan, Hansjörg; Du hätteſt Dich ja auch todt ſchießen können, nein, Du biſt ein wilder Menſch, mit Dir möcht' ich nicht hauſen, ich hab' Angſt vor Dir.“

Kätherle wollte ihm entfliehen, aber Hansjörg hielt es noch mit der linken Hand feſt, es ſtand da, riß unwillig, wendete ihm den Rücken zu und kaute an einem Ende der Schürze; der Hansjörg hätte alles in der Welt drum gegegeben, wenn es ihn nur einmal angeſehen hätte, aber all' ſein Bitten und Flehen war umſonſt, er ließ nun los und wartete eine Weile, ob es ſich nicht umkehre, als es aber immer ſtumm und abgekehrt blieb, da ſagte er mit zitternder Stimme: „Willſt Du nicht ſo gut ſein und meinen Vater holen? ich will heim.“

„Nein, das darfſt Du nicht, Du könnteſt ja den Hundskrampf kriegen, hat der Erath geſagt,“ erwiederte das Kätherle noch immer abgekehrt.

„Wenn Du Niemand holſt, ſo geh' ich allein," ſagte Hansjörg.

Das Kätherle kehrte ſich um und ſah ihn an mit thränenden Augen, aus denen alle Bitten und alle Mächte der liebenden Beſorgniß hell leuchteten; Hansjörg faßte Kätherle's Hand, ſie war fieberheiß, und er ſchaute lange in das Antlitz ſeines Mädchens. Es war nicht ſo was man eigentlich ſchön nennt, es war derb und kräftig; das Antlitz, ſo wie der ganze Kopf hatte eine faſt kugelrunde Bildung, die Stirn war hochgewölbt, beinahe wie ein Halbkreis, die Augen lagen tief in der Biegung, die kleine Stumpfnaſe, die etwas Neckiſches und Uebermüthiges ausſprach, die runden vollen Wangen, Alles verrieth geſundes, friſches Leben. Hansjörg betrachtete die Hocherglühende, wie wenn ſie die allerſchönſte geweſen wäre.

So hielten ſie ſich lange und ſprachen kein Wort, endlich ſagte Kätherle: „Soll ich Dir ein' Pfeif' ſtopfen?"

„Ja," ſagte Hansjörg und ließ ſie los.

In dem Anerbieten Kätherle's lag der beſte Ausſpruch der Verſöhnung; das fühlten Beide, ſie redeten darum kein Wort mehr von ihrem Streit.

Gegen Abend kamen viele Burſchen und Mädchen mit hochglühenden Wangen und freudeſtrahlenden Augen, um das Kätherle zum Tanze abzuholen, es aber wollte durchaus nicht mitgehen, der Hansjörg lächelte vor ſich hin; als er aber das Kätherle bat, ihm doch den Gefallen zu thun und mitzugehen, hüpfte es freudig fort und kam bald darauf ſchön geputzt wieder.

Nun war aber ein neuer Uebelſtand. Trotz ihrer Gutmüthigkeit wollte doch keines von Allen vom Tanze weg und beim Hansjörg bleiben; da kam zu gutem Glück der alte Jockel, und

für einen guten Schoppen, den man ihm vom Wirthshauſe ſchicken wollte, verſprach er, wenn's nöthig wäre, die ganze Nacht dazubleiben. —

Der Hansjörg hatte ſich von dem Erath ſeinen Finger in einem mit Spiritus gefüllten Glaſe aufbewahren laſſen, er wollte dies dem Kätherle ſchenken; aber trotz ſeiner ſonſtigen Derbheit fürchtete ſich das Mädchen davor wie vor einem Geſpenſte, es wagte kaum das Glas anzurühren, und als der Hansjörg zum erſten Male das Haus verlaſſen durfte, gingen ſie mit einander in den Garten vor dem Hauſe und begruben den Finger. Hansjörg ſtand ſinnend dabei, als das Kätherle das Loch wieder zuſchaufelte. Die Sünde gegen das Vaterland, die er durch ſeine Selbſtverſtümmelung begangen hatte, kam ihm nicht in den Sinn; dagegen trat ihm der Gedanke vor die Seele, daß hier ein Theil der ihm von Gott verliehenen Lebenskraft eingeſcharrt werde, für die er Rechenſchaft ablegen müſſe. Er ſtand ſo zu ſagen bei lebendigem Leibe bei ſeinem eigenen Begräbniß, und der Vorſatz ſtieg in ihm auf, alle ihm noch gebliebenen Kräfte nach Pflicht und Gewiſſen treulich zu üben und anzuwenden; ein Todesgedanke überſchauerte ihn, und mit Wehmuth und Freude ſchaute er auf, ſah ſich lebend und neben ihm ſein geliebtes Mädchen. Solche Gedanken bewegten ſich halb klar in ſeiner Seele, und er ſagte: „Kätherle, ich ſeh's wohl ein, ich hab' mich ſchwer verſündigt und ich muß beichten; ich muß es bald vom Herzen haben, ich will gern jede Buße thun.“

Kätherle umarmte und küßte ihn, und er genoß im voraus die ſeligſte Abſolution, wie ſie eigentlich das wahrhaft reuige Gemüth, mit feſtem Vorſatze ausgerüſtet, ſchon allein für ſich empfinden muß.

Sonntags darauf ging Hansjörg zur Beichte, man hat nie erfahren, welche Buße ihm auferlegt wurde.

Man ſollte meinen, ein Menſch müſſe einen beſondern geheimen Zug nach der Stelle hin haben, wo ein Stück ſeines lebendigen Daſeyns ruht. Wie uns das Vaterland doppelt heilig iſt, weil die Gebeine unſerer Lieben darin ruhen, wie uns die ganze Erde erſt recht heilig wird, wenn wir bedenken, wie ſich die Körper unſerer Freunde und Mitmenſchen mit ihrem Staube vermiſchen, ſo muß ein Menſch, von deſſen eigenem unzertrennlichen Körper ein lebendiger Theil ſchon Erde geworden, ſich von der unendlichen Macht der irdiſchen Heiligkeit angezogen fühlen, und ſich oft nach einem Theil ſeiner Ruheſtätte hinwenden.

Solche Gedanken, wenn auch eine dunkle Ahnung von irgend etwas davon in unſerm Freunde aufſtieg, konnten doch, wie natürlich bei einem Menſchen, wie unſer Hansjörg war, nicht lange haften. Er ging tagtäglich nach des Zieglers Haus, nicht weil ein Todtes, ſondern weil ihn das Leben, d. h. die Liebe zu Kätherle, hinzog. Manchmal aber ging er auch recht betrübt von dort weg, denn das Kätherle ſchien es darauf angelegt zu haben, ihn zu ärgern und zu meiſtern. Das erſte, was das Kätherle immer und immer von ihm verlangte, war: daß er das Rauchen aufgeben ſolle, er durfte es nie küſſen, wenn er geraucht hatte, und ehe er zu ihm ging, mußte er faſt immer ſeine liebe Pfeife verſtecken; in des Zieglers Stube aber durfte er nie und nimmer rauchen, und ſo gern er auch dort war, machte er ſich doch immer nach einer Weile wieder fort. Kätherle hatte wohl recht, wenn es ihn oft damit neckte.

Hansjörg ärgerte ſich gewaltig über den Eigenſinn Kätherle's, und er ſteifte ſich immer mehr auf ſeine Liebhaberei; er

meinte, es ſei unmännlich, ſich von einem Weibe etwas vorſchreiben zu laſſen, das Weib müſſe nachgeben, dachte er, und dann muß man auch bekennen: es war ihm rein unmöglich, ſeine Gewohnheit aufzugeben. Er probirte es einmal während der Heuernte zwei Tage lang, aber es war ihm immer, als ob er faſte, es fehlte ihm überall etwas, und er holte ſich ſeine Pfeife wieder, und indem er ſie vergnüglich zwiſchen den Zähnen feſthielt und dabei Feuer ſchlug, ſagte er vor ſich hin: „Eh' mag das Kätherle und mit ihm alle Weibsleut' zum Teufel gehen, eh' ich das Rauchen aufgäb!" Er ſchlug ſich dabei auf die Finger, und die heftig ſchmerzende Hand ſchüttelnd dachte er: das iſt Sündenſchuld, denn das iſt eigentlich doch nicht wahr.

Endlich kam der Herbſt herbei, Hansjörg wurde richtig für untauglich zum Militärdienſt erklärt. Noch einige andere Bauernburſchen hatten ihm ſeine Liſt nachgeahmt, ſie hatten ſich nämlich die Schaufelzähne ausgeriſſen, damit ſie keine Patronen beißen konnten; aber die Militärcommiſſion ſah dies als abſichtliche Verſtümmelung an, während die des Hansjörg, ihrer Gefährlichkeit wegen, als Unglück betrachtet wurde. Die Zahnlückigen wurden zum Fuhrweſen genommen und mußten nun doch mit in den Krieg ziehen; mit einer verſtümmelten Zahnreihe mußten ſie die oft mageren Biſſen der Kriegskoſt beißen, und am Ende mußten ſie gar ins Gras beißen, wozu ſie eigentlich gar keine Zähne mehr brauchten.

In den erſten Tagen des Octobers hielt der franzöſiſche General Moreau ſeinen berühmten Rückzug über den Schwarzwald. Eine Abtheilung des Zuges kam auch durch Nordſtetten; man hörte mehrere Tage vorher davon. Es war eine Furcht und Angſt im Dorfe, daß man ſich nicht zu helfen und zu rathen

wußte; in allen Kellern würde gegraben und geſchaufelt, und alles, was man von Geld und Koſtbarkeiten hatte, hineingelegt. Die Mädchen brachten ihre Granatenſchnüre mit der daran hängenden ſilbernen Münze (dem ſogenannten Anhänger), ſie zogen ihre ſilbernen Ringe vom Finger und legten ſie in die Grube, Alles ging ſchmucklos umher wie bei einer großen Trauer; das Vieh wurde bei Egelsthal in eine unwegſame Schlucht getrieben. Die Mädchen und Burſchen ſahen ſich betrübt an, wenn man von dem herannahenden Feinde ſprach; mancher Burſch faßte dann nach ſeinem Meſſergriffe, der aus der Hoſentaſche hervorſah.

Am übelſten waren aber die Juden dran. Wenn man dem Bauer auch Alles nimmt, ſeinen Acker und ſeinen Pflug kann man ihm doch nicht forttragen; die Juden aber hatten all ihr Vermögen in beweglicher Habe, in Geld und Waaren, ſie zitterten daber doppelt und dreifach. Der jüdiſche Kirchenvorſteher, ein geſcheiter und gewandter Mann, faud einen pfiffigen Ausweg. Er ließ ein großes Faß mit rothem Wein, der tüchtig mit Branntwein vergeiſtigt war, vor ſeinem Hauſe aufſtellen, auf einen Tiſch gefüllte Flaſchen ſetzen, um damit die ungebetenen Gäſte zu regaliren. Die Liſt gelang, weil die Franzoſen ohnedieß Eile hatten, weiter zu kommen.

Der Tag des Durchmarſches kam und ging beſſer vorüber, als man je gehofft hatte. Die Leute im Dorfe ſtanden haufenweiſe bei einander und betrachteten die Vorüberziehenden; zuerſt kam die Reiterei, dann kam ein gewaltiger Trupp Infanterie.

Hansjörg war mit ſeinen Kameraden Viteli und Xaver hinausgegangen nach der Ziegelhütte, er wollte für alle Fälle dort ſein, damit dem Kätherle nichts geſchehe; er ging mit ſeinen

Kameraden in den Garten vor dem Hauſe, und über den Zaun gelehnt, ſchmauchte er behaglich ſeine Pfeife. Das Kätherle ſchaute zum Fenſter heraus uud ſagte: „Wenn Du nicht rauchen willſt, Hansjörg, kannſt Du mit Deinen Kameraden 'raufkommen."

„Wir ſind ſchon gut da," erwiederte der Hansjörg, drei Qualme ſchnell nach einander außſtoßend und die Pfeife feſter faſſend.

Nun kam die Reiterei, Alle ritten ungeordnet einher, ſie ſchienen kaum zuſammen zu gehören, ein Jeder kümmerte ſich faſt nur um ſich, und doch ſah man's wieder, daß ſie zuſammenhielten. Einige warfen keck lachend und winkend dem Kätherle am Fenſter Kußhändchen zu, der Hansjörg fuhr raſch mit der Hand nach ſeinem Seitenmeſſer; das Kätherle ſchob das Fenſter zu und ſchaute nur noch verſtohlen hinter den Scheiben hervor. Nach der Infanterie kamen Fouragewagen und die Wagen mit den Verwundeten. Das war ein erbärmlicher Anblick. Einer der Verwundeten ſtreckte eine Hand heraus, an der auch nur vier Finger waren; das fuhr dem Hansjörg durch Mark und Bein, es war ihm plötzlich, als ob er ſelber da droben läge. Der Verwundete hatte nichts als ein Tuch um den Kopf gebunden und es ſchien ihn zu frieren, der Hansjörg ſprang ſchnell über den Zaun, nahm die Pudelkappe vom Kopfe und ſetzte ſie dem Armen auf, dann gab er ihm noch ſein Geld mit ſammt dem ledernen Beutel. Der Verwundete machte mehrere Zeichen mit dem Munde und deutete damit an, daß er gern rauchen möchte, er ſah dabei den Hansjörg bittend und bettelnd an und deutete immer auf ſeine Pfeife, der Hansjörg aber ſchüttelte Nein. Das Kätherle brachte Brod und Hemden herbei und legte ſie auf den

Wagen des Verwundeten, die kranken Krieger ſahen vergnügt auf das friſche Mädchen, und einige machten ein militäriſches Begrüßungszeichen und welſchten unter einander; ſie fuhren dann immer freundlich winkend davon. Da dachte Niemand mehr, ob dieß Feinde oder Freunde wären, es waren unglückliche, hülfsbedürftige Menſchen, und Jeder mußte ihnen helfen.

Ein großer Trupp Reiter beſchloß den Zug. Das Kätherle ſtand wieder am Fenſter, Hansjörg mit ſeinen Kameraden wieder auf ihrem Poſten; da ſagte der Viteli: „Guck, da kommen Marodeurs.“

Zwei zerlumpte Kerle in halber Uniform, ohne Sattel und Bügel ſprengten heran; eine Strecke, ehe ſie bei Hansjörg waren, hielten ſie ein und ſprachen etwas mit einander, man hörte den Einen lachen, ſie ritten dann langſam und der Eine ganz nahe an dem Zaune hin, und ratſch! riß er dem Hansjörg die Pfeife aus dem Munde, und dann im geſtreckten Galopp auf und davon; der Marodeur ſteckte ſich die noch brennende Pfeife in den Mund und dampfte luſtig wie zum Hohne.

Der Hansjörg hielt ſich den Mund, es war ihm, als ob ihm alle Zähne aus dem Kiefer herausgeriſſen wären; das Kätherle aber lachte aus vollem Halſe und rief: „So, jetzt hol' Dir Dein' Pfeif'.“

„Ja, ich hol' ſie,“ ſagte Hansjörg und knackte vor Wuth eine Latte am Zaun zuſammen, „kommet, Viteli, Xaver, wir thun unſere Gäul' 'raus und reiten nach, und wenn wir darüber zu Grund gehen, den Hallunken laß ich mein Pfeif' nicht.“

Die beiden Kameraden gingen davon und holten ſchnell die Pferde aus dem Stall, das Kätherle aber kam herabgeſprungen, rief den Hansjörg in den Hausgang; unwillig ging er zu ihm, denn

er war bös, daß es ihn ſo ausgelacht hatte, das Kätherle aber faßte zitternd ſeine Hand und ſagte: „Um Gotteswillen, Hansjörg, laß die Pfeif', guck, ich will Dir auch Alles zu Gefallen thun, folg' mir nur jetzt; willſt Du Dich denn wegen ſo eines nichtsnutzigen Dinges umbringen laſſen? Ich bitt' Dich, bleib' da."

„Ich mag nicht, mir iſt's recht, wenn mir einer eine Kugel durch den Kopf ſchießt, was ſoll ich da thun? Du kannſt doch nur nichts als foppen."

„Nein, nein!" rief das Kätherle und fiel ihm um den Hals, „ich laß Dich nicht gehen, Du mußt da bleiben."

Den Hansjörg durchzuckte es wunderbar, aber er fragte keck: „willſt Du denn mein Weib ſein?"

„Ja, ja, ich will ja!"

Die Beiden umarmten ſich ſelig, dann rief Hansjörg: „Mein Lebtag kommt mir kein' Pfeif' mehr in den Mund, guck, mich ſoll ein heiligkreuz —"

„Nein, ſchwör' nicht, Du mußt's auch ſo halten können, das iſt viel beſſer; gelt, Du bleibſt jetzt aber auch da? Laß die Pfeif' beim Franzos und beim Teufel."

Unterdeſſen kamen die Kameraden zu Pferd, ſie hatten ſich mit Heugabeln bewaffnet und riefen: „Tapfer, Hansjörg, komm!"

„Ich geh' nicht mit," ſagte der Hansjörg, das Kätherle im Arm haltend.

„Was kriegen wir denn, wenn wir Dein Pfeif' wiederbringen?" fragte Viteli.

„Sie iſt Euer."

Die Beiden ritten wie im Sturme davon den Weg nach Empfingen, Hansjörg und Kätherle ſchauten ihnen nach. Dort, an

der kleinen Anhöhe, wo die Lehmgrube für die Ziegelhütte iſt, hatten ſie die Marodeurs faſt eingeholt; als dieſe ſich aber verfolgt ſahen, machten ſie keck kehrtum, ſchwenkten ihre Säbel und der eine zielte noch mit einer Piſtole. Als der Viteli und der Xaver das ſahen, machten ſie ebenfalls hurtig kehrtum und waren ſchneller wieder da, als ſie dort geweſen waren. —

Von dieſem Tage an that der Hansjörg keinen Zug mehr aus einer Pfeife, vier Wochen ſpäter wurde er von der Kanzel herab mit dem Kätherle verkündet. —

Eines Tages ging Hansjörg nach der Ziegelhütte, er war hinter dem Hauſe hergekommen, Niemand hatte ihn geſehen; da hörte er drinnen das Kätherle mit Jemanden ſprechen: „Alſo Du kennſt ſie ganz genau?“ fragte das Kätherle.

„Warum ſoll ich ſie nicht kennen?“ erwiederte der Angeredete, Hansjörg erkannte an der Stimme das rothe Maierle, einen Handelsjuden, „ich hab’ ihn ja oft genug mit ihr geſehen; er hat ſie ſo gern gehabt, wie er Dich hat, und wenn es gegangen wär’, ich glaub’, er hätt’ ſie geheirathet.“

„Weißt Du,“ ſagte Kätherle, „ich will nur ſehen, wie er die Augen ſperrangelweit aufreißen wird, wenn er ſie an ſeiner Hochzeit wiederſieht; ich kann mich alſo ganz gewiß darauf verlaſſen?“

„So gewiß ſoll’ ich hundert tauſend Gulden reich werden, ſie muß da ſein.“

„Aber der Hansjörg darf nichts von ihr erfahren.“

„Stumm wie ein Fiſch!“ erwiederte das rothe Maierle und ging davon.

Hansjörg kam ſchüchtern zu Kätherle, er ſchämte ſich zu geſtehen, daß er gehorcht habe; als ſie aber traulich bei einander ſaßen, ſagte er: „Ich will Dir’s nur ſagen, laß Dir nichts vor=

ſchwätzen, es iſt nicht wahr; man hat mir einmal nachgeſagt, ich hätt' Bekanntſchaft mit der Adlerwirthsmagd, die jetzt in Rottweil dient, glaub' Du mir, es iſt nicht wahr, ich bin ja damals noch in die Chriſtenlehr' gegangen, es war nichts als Kinderei."

Das Kätherle that, als ob es ein gar großes Gewicht auf dieſen Umſtand lege, und der Hansjörg hatte viel zu thun, ſich zu rechtfertigen. Er gab ſich noch am Abend alle Mühe, das rothe Maierle auszuhorchen, aber das war „ſtumm wie ein Fiſch."

Hansjörg hatte noch viele Rügen auszuſtehen und gewiſſermaßen durch das ganze Dorf Spitzruthen zu laufen. Das war nämlich ſo. Am Sonntage vor der Hochzeit ging nach alter Sitte der Hansjörg und ſein „Geſpiel", der Viteli, Jeder mit einem rothen Bande um den Arm und einer rothen Schleife an dem dreieckigen Hute, von Haus zu Haus im ganzen Dorfe, und der „Hochzeiter" ſagte folgenden Spruch: „Ihr ſollet höflich eing'lade ſein zur Hauzich am Zinſtig (Hochzeit am Dienſtag) im Adler. Wemmers (wenn wir's) wieder verdäue (vergelten) könnet welle mer's au thoan (wollen wir's auch thun). Kommet au g'wiß. Vergeſſet's ét. Kommet au g'wiß." Darauf öffnete in jedem Hauſe die Frau die Schublade am Tiſch, that Brod und Meſſer heraus und reichte es mit den Worten: „Schneidet au Brod." Der Hochzeiter mußte nun ein Schnitzel Brod abſchneiden und daſſelbe mitnehmen. Hansjörg machte das Brodſchneiden mit ſeinen vier Fingern etwas ungeſchickt, und es that ihm wehe, wenn man in vielen Häuſern mit gutmüthigem Spott zu ihm ſagte: „Du dürfteſt eigentlich nicht heirathen, Hansjörg, denn Du kannſt mit Deinem Stumpffinger doch nicht gut Brod ſchneiden."

Der Hansjörg war hochfroh, als dieſe Einladungen vorbei waren.

Mit Singen und Jubeln wurde die Hochzeit gefeiert, nur durfte dabei nicht geſchoſſen werden, denn ſeit dem Unglücke oder dem Muthwillen Hansjörg's war das ſtrenge verboten.

Am Hochzeitstiſche ging Alles luſtig her. Gleich nach Tiſche ging Kätherle hinaus in die Küche, es kam aber ſchnell wieder und hatte die uns wohlbekannte Pfeife im Munde — man konnte wirklich nicht unterſcheiden, ob es die alte oder eine aufs Pünktchen hin ähnliche ſei — das Kätherle that nun mit verzerrten Mienen wieder einige Züge aus der Pfeife und reichte ſie dann dem Hansjörg mit den Worten:

„Da, nimm, Du haſt Dich wacker gehalten, Du kannſt Dir ſchon was verſagen; meinetwegen magſt Du wohl rauchen, ich hab' kein bisle dagegen.“

Hansjörg wurde feuerroth, er ſchüttelte aber Nein und ſagte: „Was ich einmal geſagt hab', da beißt kein' Maus keinen Faden davon, mein Lebtag thu' ich keinen Zug mehr.“ Er ſtand auf und ſagte wieder: „Gelt, Kätherle, aber dich darf ich doch küſſen, wenn Du geraucht haſt?“

Die beiden Glücklichen lagen ſich ſelig in den Armen. Darauf geſtand Hansjörg; daß er gehorcht habe, als ſich das Kätherle mit dem rothen Maierle beſprach, und daß er gemeint habe, es ſei von der Adlerwirthsmagd die Rede.

Man lachte herzlich über den Spaß.

Die Pfeife wurde als ewiges Andenken über dem Himmelbette des jungen Ehepaares aufgehängt, und Hansjörg deutet oft darauf hin, wenn er beweiſen will, daß man ſich mit feſtem Vorſatz und durch Liebe Alles abgewöhnen könne.

Zwei Worte rücken uns plötzlich weit hinaus, Hansjörg und Kätherle ſind betagte Großeltern, im Kreiſe der Ihrigen glücklich, friſch und munter. Die Pfeife gilt als ein ehrwürdiges Familienſtück bei den fünf Söhnen Hansjörg's, keiner von ihnen und von ihren Kindern hat ſich bis heute das Rauchen angewöhnt.

III.

Des Schloßbauers Veſele.

1.

Wenige werden errathen, wie der obenſtehende Name eigentlich im Kalender heißt, und doch iſt er allbekannt, und erinnert das Schickſal deren, die ihn trug, leider nur zu ſehr an das ihrer Patronin Genovefa.

Das vornehmſte Haus des ganzen Dorfes, das eine ſo breite Fronte nach der Straße zu macht, daß alle Handwerksburſchen, die durch das Dorf wandern, hineingehen und um einen Zehrpfennig bitten, das gehörte einſt dem Vater des Veſele; die beiden rechts und links ſtehenden Häuſer, das waren ſeine Scheunen. Der Vater iſt todt, die Mutter iſt todt, die Kinder ſind todt; in dem großen Hauſe iſt eine Leinweberei, die Scheunen ſind zu Häuſern verbaut, und das Veſele iſt ſpurlos verſchwunden.

Nur das Eine ſteht noch feſt, und wird es wohl immer bleiben, im ganzen Dorfe heißt das große Haus noch immer „des Schloßbauern Haus;“ denn der alte Zahn, der Vater Veſeles, wurde der Schloßbauer genannt. Er war nicht aus dem Dorfe gebürtig, ſondern aus dem zwei Stunden entfernten

Baiſingen herübergezogen. Baiſingeu gehört zu dem kornreichen ſogenannten „Strohgäu", und die Baiſinger werden ſpottweiſe „die Strohgänger" genannt, weil im ganzen Dorfe faſt alle Gaſſen mit Stroh beſtreut ſind; dies dient ſowohl dazu, um der Mühe der Straßenreinigung überhoben zu ſein, als auch, um auf dieſe Weiſe in dem zertretenen Stroh neuen Dünger zu gewinnen, denn die Baiſinger haben ſo viele Aecker, daß ſie deſſen nicht genug habhaft werden können. Dreißig Jahre wohnte der Schloßbauer im Dorfe, aber ſo oft er einen Streit hatte, wurde er der baiſinger Strohgänger und ſeine Frau die krumme Baiſingerin geſchimpft. Die Frau Zahn war aber keinesweges krumm, ſie war noch in ihrem Alter eine ſchöne ſchlanke Frau mit gerader Haltung; nur war ihr linker Fuß etwas zu kurz, und daher kam's, daß ſie beim Gehen hinkte. Dieſer Körperfehler war aber auch mit die Urſache ihres ungewöhnlichen Reichthums: ihr Vater, Staufer mit Namen, ſagte einmal öffentlich im Wirthshauſe, daß der kurze Fuß ſeiner Tochter nichts ſchade, er ſtelle als Heirathsgut ein geſtrichenes Simri Kronenthaler darunter, und da wolle er ſehen, ob das nicht gerade mache.

Der alte Staufer hielt Wort, und als der Zahn deſſen Tochter heirathete, ließ er ihn ein Simri mit Kronenthalern füllen und ſo viel hineinthun, als hineinging; drauf ſtrich er mit dem Streichbengel drüber und ſagte: „So, was drin iſt, iſt Dein!" Seine Tochter mußte zum Spaß ihren linken Fuß darauf ſtellen, und das mit dem Gelde gefüllte Kornmaß prangte als ſchöne Schüſſel auf dem Hochzeitstiſche.

Der Zahn kaufte ſich bald darauf mit dem Gelde das gräflich ſchleitheimiſche Schloßgut, er baute ſich das ſchöne große Haus, und darum hieß er der Schloßbauer; von neun Kindern, die

ihm geboren wurden, blieben fünf am Leben, drei Söhne und zwei Töchter. Das jüngſte Kind war Vefele, es war ſo ſchön und zart gebaut, daß man es, halb ſpöttiſch halb anerkennend, das „Fräle" hieß; halb aus Mitleid, halb aus Schadenfreude bemerkte faſt Jeder, wenn von ihm die Rede war, es ſei eben doch eine „Gezeichnete", denn es hatte den kurzen Fuß von der Mutter geerbt. Mit dem Ausdruck „Gezeichnet" verbindet ſich ein ſchlimmer Nebenbegriff, man nennt die Rothen, Buckligen, Einäugigen, Hinkenden ſo, und will damit ſagen, daß Gott ſie gezeichnet habe, weil ſie gewöhnlich gefährliche und ungutmüthige Menſchen ſeien. Weil man nun ſolche Unglückliche ſpöttiſch und argwöhniſch behandelt, werden ſie meiſt ſchalkhaft, bitter und hinterliſtig; das anfänglich ungerechte Vorurtheil ruft die Folgen hervor, die es dann als Beſtätigung für das Vorurthel annimmt.

Das Vefele that zwar Niemanden etwas zu Leide, ja es war gut und freundlich gegen alle Menſchen; aber der Haß des ganzen Dorfes gegen den Schloßbauer wurde auch auf alle ſeine Kinder ausgedehnt.

Der Schloßbauer prozeßte ſchon ſeit achtzehn Jahren mit der ganzen Gemeinde, er machte auf die patronatsherrlichen Rechte Anſpruch, er bezog den Rauchhafer, Hühnerhafer, Weghafer, und wie alle die grundherrlichen Abgaben heißen; auch hatte er fünfzig Stimmen bei der Schultheißenwahl. Nur mit dem tiefſten Aerger, mit Schelten und Schimpfen entrichteten die Bauern dieſe ihre gewohnten Abgaben. So ſind die Menſchen! Einem Grafen, Baron oder Freiherrn hätten ſie ohne Widerrede Alles entrichtet; aber jetzt verfluchten ſie jedes Körnchen, das ſie an einen ihres Gleichen abgeben mußten. Sie wußten ſich nicht anders zu

rächen, als daß ſie dem Schloßbauer Nachts ſeine Kornfelder niedermähten, wenn das Korn noch grün war. Das gereichte aber zu ihrem doppelten Nachtheil, denn der Schloßbauer brachte es durch Klagen beim Syndikatsamte dahin, daß der ihm zugefügte Schaden, da die Thäter nicht entdeckt wurden, auf den Gemeindeſchaden geſtellt und er aus der Gemeindekaſſe entſchädigt wurde; auch hielt er ſich fortan einen eigenen Flurſchützen, den das Dorf zur Hälfte beſolden mußte.

Die Reibereien zwiſchen den Dorfbauern und dem Schloßbauer dauerten aber doch immer fort.

Da ließ ſich ein neuer Advokat in dem Städchen Sulz nieder, und nun begann der Prozeß der Gemeinde mit dem Schloßbauer, bei dem ſo viel Papier verſchrieben wurde, daß man einen ganzen Morgen Ackers damit zudecken konnte.

Das Dorf gehörte damals noch, wie ein großer Theil des Schwarzwaldes, zu Vorderöſterreich, der Landvogt hatte ſeinen Sitz in Rottenburg, das Appellationsgericht in Freiburg im Breisgau, ein größerer Prozeß konnte aber noch weiter getrieben werden; bei der entfernten und verwickelten obern Gerichtsbarkeit war es daher ein Leichtes, den Prozeß bis zum jüngſten Gericht in gehöriger Verwirrung zu erhalten.

Die Streitigkeit zwiſchen dem Schloßbauer und ſeinen Ortsbewohnern geſtaltete ſich mit der Zeit zur Feindſeligkeit zwiſchen den Baiſingern und Nordſtettern; die Baiſinger foppten und neckten auf Märkten oder in der Stadt, wo ſie mit den Nordſtettern zuſammenkamen, dieſelben, ſie nannten ſie ſpottweiſe ihre Unterthanen und Grundholden, weil ein baiſinger Bauer über ſie herrſchte. Die Nordſtetter, unter dem Namen der Spitzmäuligen oder der Spöttler bekannt, blieben keine Antwort

ſchuldig; ein Wort gab das andere, man lachte, man ſcherzte, immer noch als „gut Freund", aber die Anzüglichkeiten wurden immer derber, und ehe man ſich's verſah, war der Krieg auf irgend einer Seite ausgebrochen und es ſetzte die ergiebigſten Prügel. Das war zum erſten Male auf dem Ergenzinger Markt, als dies geſchah, und nun konnten Nordſtetter und Baiſinger nie mehr beiſammen ſein, ohne ſich zu prügeln. Stundenweit gingen namentlich die jungen Burſchen beider Orte zu einem Tanze oder zu einer Hochzeit, ſie tranken nnd tanzten zuerſt ruhig mit einander, und am Ende brach das Hauptfeſt, eine tüchtige Prügelei, los.

Der Schloßbauer lebte aber mitten im Dorfe wie auf einer Einöde, kein Menſch bot ihm die Zeit, kein Menſch beſuchte ihn; wenn er ins Wirthshaus kam, war alles plötzlich ſtill, es war ihm immer, als ob ſie gerade von ihm geſprochen hätten; er legte ſeinen mit gutem Tabak gefüllten Beutel neben ſich auf den Tiſch, aber eher hätte einer ſeinen Mund auf einen Stein aufgeſchlagen, ehe er den Schloßbauer um eine Pfeife Tabak gebeten hätte. Anfangs gab er ſich alle Mühe, um die wie verabredete Feindſeligkeit Aller durch Freundlichkeit und Güte zu zerſtreuen, denn er war von Natur ein guter und nur etwas ſtrenger Mann; als er aber ſah, daß es nichts fruchtete, verachtete er Alle insgeſammt, er ſcherte ſich wenig mehr um ſie, und ſetzte nun erſt recht ſeinen Kopf darauf, ſein Recht zu behaupten; er ſchloß ſich nun ſelber von Allen ab, nahm Taglöhner aus Ahldorf zu ſeinen Feldarbeiten, und gleichſam um auch nicht einmal Gott mit ſeinen Dorfgenoſſen zu dienen, ging er Sonntag Morgens jedesmal nach Horb in die Kirche. Er ſah ſtattlich aus, wenn er ſo dahinſchritt, er ſchien kleiner, als er war, denn

er war gedrungen und breitſchulterig; er hatte ſeinen dreieckigen Hut etwas muthig nach der linken Seite zu geſetzt und den breiten Theil nach vorn gekehrt, durch den Schatten, der dadurch auf ſein Antlitz fiel, ward dieſes noch finſterer und ernſter, als es eigentlich war; wenn er dann ſo feſt einherſchritt, klingelten die breiten, ganz nah an einander gereihten ſilbernen Knöpfe an ſeinem blauen Rocke ohne Kragen und die runden ſilbernen Knöpfe an ſeiner rothen Weſte hell wie ein Glockenſpiel aufeinander.

Die Mutter und ihre Kinder, namentlich aber ihre beiden Töchter Agathle und Befele, litten am meiſten bei dieſer Trennung von der Gemeinde; ſie ſaßen oft bei einander und klagten über ihr Loos und weinten, während der Vater in der Stadt mit ſeinem Advokaten beim Schoppen ſaß und erſt ſpät heimkehrte. So weit war der Haß gegangen, daß ſelbſt die Armen, aus Furcht vor den Anderen, keine Gabe aus des Schloßbauern Hauſe nehmen durften; in doppelter Heimlichkeit, ſowohl vor dem Vater als vor den anderen Dorfbewohnern, übten die Mutter und ihre Töchter ihre fromme Wohlthätigkeit, gleich als ob es Diebſtähle wären, trugen ſie Kartoffeln, Korn und Mehl in den Schloßgarten, wo die Armen ihrer warteten.

Die Mutter hielt Alles das nicht mehr aus, ſie ging zu ihrem Vater und klagte ihm ihre Noth. Der alte Staufer war ein beſonnener, ruhiger Mann, er wollte ſichern Weges gehen; er ſchickte daher zuerſt ſeinen Hofjuden Marem nach Nordſtetten, damit er ins Geheim auskundſchafte, wer denn eigentlich die Rädelsführer bei dem Prozeſſe ſeien, und ob ſich nicht ein Vergleich machen ließe. Der Marem war aber geſcheidter als der alte Staufer, trotzdem dieſer ſchon funfzehn Jahre Schultheiß war; er ließ durch einen Bekannten in Nordſtetten das Gerücht

ausſprengen, der Schloßbauer habe es dahin gebracht, daß eine kaiſerliche Commiſſion auf Unrechts Koſten nach Nordſtetten kommen, die Sache unterſuchen und dort bleiben werde, bis ſie entſchieden ſei. Dann kam er ſelber und ging unmittelbar zu den Hauptleuten, ſagte ihnen, daß er gegen eine beſtimmte Vergütung einen Vergleich zu Stande bringen wolle, obgleich es ſehr hart halten werde; er ſicherte ſich ſo auf beiden Seiten einen Vortheil.

Was helfen aber alle noch ſo feinen Finten bei Menſchen, die bärenmäßig drein ſchlagen und alle Berechnungen und Kunſtſtücke zu Schande machen?

Der alte Staufer kam, mit ihm Marem; ſie gingen in Begleitung des Schloßbauern nach dem Wirthshauſe, wo ſich die Wortführer verſammelt hatten.

„Guten Tag, Herr Schultheiß," ſagten die Verſammelten zu den Eintretenden, ſie thaten, als ob ſonſt Niemand als der Gegrüßte eingetreten wäre; der alte Staufer fuhr zuſammen, ließ aber doch alsbald zwei Flaſchen Wein bringen, ſchenkte ein und ſein Glas ergreifend ſtieß er die anderen Gläſer an und trank den Verſammelten zu. Da ſagte aber der Schloſſer Ludwig: „Wir nehmen's für genoſſen an, wir trinken aber nicht. Allen Reſpect vor Euch, Herr Schultheiß, aber bei uns iſt der Brauch, daß man erſt nach dem Handel den Weinkauf trinkt. Wie's die reichen Herrenbauern in Baiſingen machen, das wiſſen wir nicht."

Der Schultheiß ſetzte ohne zu trinken ſein Glas wieder ab und ſeufzte tief; er begann darauf mit ziemlicher Ruhe die Verhandlung und ſetzte auseinander, daß man ſein ſauer erworbenes Gut nicht an „die Blutſauger, die Advokaten," wegwerfen ſolle,

daß jeder Prozeß mit aus der Schüſſel eſſe und das Fett oben 'runter ſchöpfe, und er ſchloß damit, daß ein Schritt hüben und ein Schritt drüben zum Frieden führe.

Es wurde nun von beiden Seiten eine weit auseinander liegende Vergleichsſumme ausgeworfen, der Marem gab ſich alle Mühe, ſie einander näher zu bringen; er nahm bald Dieſen bald Jenen bei Seite, flüſterte ihm etwas in's Ohr, er nahm endlich ſogar, troß beiderſeitiger Einrede, eine Vergleichsſumme auf ſeine eigene Verantwortung, er zerrte an Allen umher und ſuchte die Hände der beiden Parteien mit Gewalt in einander zu legen.

Da ſagte endlich der Schloßbauer: „Nein, eh' ich ſo einen Bettel nehm', ſchenk' ich's Euch lieber ganz, Ihr Hungerleider.“

„Was Du!“ ſagte darauf der Schloſſer Ludwig, „mit Dir ſchwäßt man ja gar nicht, Du Strohgänger.“

„Gebt nur Acht,“ erwiederte der Schloßbauer, „Ihr werdet keine Strohgänger, ich will Euch ſchon betten, daß Ihr kein Stroh mehr unter'm Kopf habt zum Draufliegen. Und wenn Ich und Weib und Kind drüber zu Grund gehen ſoll, und wenn mir kein Handbreit Ackers übrig bleibt, keinen rothen Heller laſſ' ich Euch jeßt mehr nach; ich muß mein Recht haben, und wenn ich an den Kaiſer ſelber gehen muß. Wartet nur!“ Er ſtand zähneknirſchend auf, der Vergleich war durch keinerlei Bemühungen mehr zu Stande zu bringen; er fing ſogar zuleßt noch mit ſeinem Schwäher Händel an und ging fort, indem er die Thür laut hinter ſich zuſchlug.

Zu Hauſe weinte die Mutter mit ihren Töchtern ſo laut, als ob Jemand geſtorben wäre, ſo daß alle Vorübergehenden eine

Weile vor dem Hauſe ſtehen blieben; aber alle Bitten der Mutter und der Kinder halfen nichts, der Schloßbauer blieb bei ſeinem Vorſatze. Der alte Staufer reiſte wieder nach Hauſe, ohne nochmals zu ſeiner Tochter zu kommen, er ließ ihr nur durch den Marem Adjes ſagen.

Der alte Zuſtand dauerte fort, der Schloßbauer und ſeine Frau lebten oft in Unfrieden, aber das Vefele wußte immer Alles gut zu machen. Der Vater hatte eine gewiſſe heilige Ehrfurcht vor dem Kinde, denn „das Kind“ hieß das Vefele im ganzen Hauſe; es hatte ein ſo engelmildes Antlitz und eine ſo bezaubernde Stimme, es durfte nur ſeine Hand nehmen, ihn mit den treuen blauen Augen anſchauen und ſagen: „Aber lieber Aetti,“ und er war ſtill und gut; der ſtarke, trotzige Mann ließ ſich von ſeinem Kinde beſänftigen, wie wenn es ein höheres Weſen wäre, nie redete er ein hartes Wort, wenn das Vefele zugegen war, er that ihm Alles, was es wollte, zu Gefallen, nur nicht die Verſöhnung mit ſeinen Feinden.

In dieſer letzteren Beziehung war der Schloßbauer, trotzdem er nach außen ſo feſt und beſtimmt auftrat, doch innerlich in einem gewaltigen Zwieſpalte; er hätte gern ſeinen Feinden gutwillig die Hand gereicht, aber er ſchämte ſich, ſo ſchwach zu ſein, wie er es nannte, und er glaubte auch, er habe es ſchon zu weit kommen laſſen, ſeine Ehre hänge davon ab, es durchzuſetzen. Dann, wenn er an die Ehre dachte, erhob ſich wieder ſein Stolz und er hielt ſich für etwas Beſſeres, als alle die anderen Bauern. In letzterm Gedanken beſtärkten ihn die ſchmarotzenden Schreiber in dem nahen Städtchen und der Kronenwirth, ſie redeten ihm viel vor von ſeinem ungewöhnlichen Verſtande und von ſeinem Baronenvermögen, er glaubte es zwar nicht, es that ihm aber

doch wohl, es zu hören; nach und nach, als er merkte, daß die Stadtleute wirklich nicht geſcheidter waren, als er, hielt er ſich in der That für beſſer als alle anderen Bauern. Es war ihm zwar nie recht wohl in der Geſellſchaft dieſer Leute, die ſich gern einen guten Schoppen von ihm bezahlen ließen; aber, dachte er, wieder, man muß doch Geſellſchaft haben, und es iſt doch beſſer, als Bauerngeſchwätz. Ohne daß er ſich's recht geſtand, ging er gern in dieſe Geſellſchaft, weil ſie auf alle Art ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte.

So geht's, der Schloßbauer lebte in Unfrieden mit ſich, mit ſeinem Weibe, mit ſeinen Mitbürgern, mit Allen, blos weil er ſich nicht demüthigen wollte, weil er nichts von den alten Herrenrechten, oder beſſer Unrechten, nachlaſſen wollte, während er doch ſonſt noch vollauf zu leben hatte; ſein Herz und ſeine Gedanken kamen immer mehr in Verwirrung, und er richtete ſich und die Seinigen zu Grunde, während es ihnen doch hätte ſo wohl ſein können.

Nach und nach kamen einige alte Bauern, die zu Hauſe keinen warmen Ofen hatten, oder die ihren ſcheltenden Weibern davon gegangen waren, in den Winterabenden zu dem Schloßbauer; er aber war mürriſch und barſch gegen ſie, es verdroß ihn, daß nur dieſe und nicht auch die Angeſeheneren kamen; die Beſuchenden blieben wieder weg.

Die Mutter war mit ihren beiden Töchtern oft mehrere Tage bei ihrem Vater in Baiſingen, der Schloßbauer aber ſchmollte mit ſeinem Schwäher, er ſah ihn nicht mehr, bis er auf der Bahre lag.

Das Leben im Dorfe ward immer unangenehmer. Es iſt ein traurig Ding, wenn man ins Feld geht, und Niemand einem

die Zeit bietet; der Schloßbauer unterhielt ſich dann immer mit ſeinem großen Hunde, dem Sultan, das iſt und bleibt aber doch immer eine traurige Unterhaltung für einen Menſchen.

Die ſchweren Zeiten, die durch Napoleon über Europa kamen, verſchonten auch nicht das einſamſte Bauernhaus im Schwarzwald; Straßburg war nicht weit, und Leute, die beſonders gute Ohren hatten, wollten auf der Hochbur die in Straßburg abgefeuerten Siegesſchüſſe gehört haben, das ſollte große kommende Noth anzeigen; freilich war damals leicht prophezeihen, daß Alles drunter und drüber zugehen werde.

Der Feldzug nach Rußland wurde mit aller Macht gerüſtet, auch der Philipp und der Caſpar, die beiden älteſten Söhne des Schloßbauern, mußten mit in den Krieg; ihr Vater wäre lieber ſelber mitgezogen, denn ihm war Alles verleidet, er ſah ſeine beiden Söhne mit einem Stumpfſinn und einer Gleichgültigkeit ſcheiden, wie wenn einer ſagt: Mir iſt alles eins, komm' was da wolle.

Der Philipp und der Caſpar ſind wahrſcheinlich im ruſſiſchen Schnee begraben, man hat nie mehr etwas von ihnen gehört; nur das Eine hat der General Hügel oft erzählt: Auf dem Rückzuge von Moskau aus ſah er einen Soldaten, der etwas abſeits ging und dem die Kälte oder die Noth und das Heimweh, oder vielleicht Alles zuſammen, die Thränen ſtromweiſe über die Backen herunterrinnen machte, der General ritt auf ihn zu und fragte ihn freundlich: „Woher?“

„J bin des Schloßbauern Bua vom Schwarzwald do obe 'ra!“ erwiederte der Soldat nach der Seite zu deutend, als ob ſeines Vaters Haus nur einen Büchſenſchuß weit dort um die Ecke läge. Der General mußte über die Antwort des Soldaten,

der in Gedanken ſo nahe zu Hauſe war, ſo herzlich lachen, daß auch ihm Thränen über die Backen liefen, die aber in ſeinem langen Schnurrbart als Eistropfen hängen blieben.

Das iſt alles, was die Geſchichte über das Leben und Ende der beiden Söhne des Schloßbauern berichtet.

Unterdeſſen war zu Hauſe Freud und Leid gemiſcht. Wenn ein Unglück oder ein trauriger Zuſtand lange dauert, richtet man ſich zwiſchen Thür und Angel wohnlich ein; ein Menſch, wenn er geſund iſt, kann nicht lange dem Schmerze nachhängen, die alte Luſt des Lebens blitzt bald wieder in ihm auf. So wurden zu Hauſe Kirchweihen und Hochzeiten gefeiert, während draußen in fernen Landen Hunderte der nächſten Angehörigen vom Tode in ſein kaltes Bett gelegt wurden.

Agathle, die älteſte Tochter des Schloßbauern, war die Braut des Rößlewirths in Eutingen geworden; der Schloßbauer, der mit dem ganzen Dorfe verfeindet war, mußte ſeine Kinder außerhalb des Ortes verheirathen.

Vefele ſah am Hochzeitstage ſeiner Schweſter gar prächtig aus. Die Schweſtern hatten im Dorfe keinen weitern Umgang, und ſo war Vefele die einzige „Geſpiele" der Braut, und ganz ſo wie ſie gekleidet. Es hatte die „Schappel" — eine Krone von flimmernden Silberflittern — auf dem Haupte, in die beiden den Rücken hinabhängenden Zöpfe waren handbreite, ziegelrothe Seidenbänder eingeflochten, die faſt bis auf den Boden herabreichten; das iſt die beſondere Zierde einer Jungfrau, denn nur eine ſolche darf rothe Bänder im Haare tragen, ein Mädchen, „das ſich verfehlt hat", muß weiße leinene Bänder tragen. Um den Hals hatte Vefele die vielreihige Granatenſchnur, deren dunkle Farbe die auffallende Zartheit der Haut noch mehr hervorhob, über dem weißen

Spitzen-Koller ragte ein friſcher Blumenſtrauß aus dem ſcharlach-rothen Mieder hervor, das zu beiden Seiten von ſilbernen Agraffen, durch die ſich Silberkettchen ſchlangen, gehalten war; der um und um weitfaltige blaue „Wieflingrock“, der bis an die Kniee reichte, war zur Hälfte von der weißen Schürze bedeckt; überall, an den Schultern wie an den Enden der kurzen Hemdermel flatterten rothe Bänder, die „Stöckleſchuhe“ mit den hohen hölzernen Abſätzen in der Mitte, gaben dem ohnedies ſchwankenden Gange Vefele's noch etwas Unſichereres. Dennoch, als es unter dem Klange der Muſik und dem Abfeuern der Piſtolen neben ſeiner Schweſter zur Kirche ging, erſchien Vefele ſo liebreizend, daß Jeder es gerne als die Braut angeſehen hätte. —

Wer weiß, wo die beiden Söhne des Schloßbauern waren, während dieſer mit den Seinen fröhlich beim Hochzeitſchmauſe ſaß! Niemand gedachte ihrer, nur Vefele ſchaute einmal lange unverrückt drein, es war, als ob es nichts von alle dem ſehe, was um es her vorging; es war, als ob ſein Blick durch die Wände dränge und ſuchend hinausſchweifte ins Unendliche — es gedachte ſeiner fernen Brüder. —

Kaum zwei Monate ſpäter feierte auch Melchior, der dritte Sohn des Schloßbauern, ſeine Hochzeit; er hatte auf des Agath-le's Hochzeit ſeine Braut, die einzige Tochter des Engelwirths von Ergenzingen, kennen gelernt und ſich mit ihr verſprochen. Obgleich Melchior noch ſehr jung und kaum ein Jahr älter war als Vefele, beſchleunigte man doch die Hochzeit, denn man fürch-tete, er müſſe ſonſt auch mit in den Krieg. Melchior zog nun auch fort aus dem Dorfe und Vefele blieb allein im Hauſe. Die Mutter kränkelte, ein ſtiller Gram zehrte an ihrem Leben, ſie wollte ihren Mann immer dazu bringen, daß er Alles verkaufe

und aus dem Dorfe weg zu einem ſeiner Kinder zöge; der Schloßbauer aber gab ihr ſo heftige Antworten, daß ſie nicht mehr davon reden durfte. Da hatte das Vefele traurige Zeiten, denn es hatte immer zu vertuſchen und zu begütigen. Die Kränklichkeit der Mutter machte ſie noch immer gereizter und unnachgiebiger, und ſie ſagte oft: wenn ihr Vater noch lebte, würde ſie ihrem Manne auf und davon gehen. – Dieſe Leute ſahen doch ſchon bald das zweite Geſchlecht aus ihrer Ehe hervorgehen, und noch konnten ſie ſich nicht in einander finden; ja, je älter ſie wurden, um ſo mehr ſchien ſich eine Uebelnehmerei, eine heftige Bitterkeit zwiſchen ihnen kund zu geben. Das Vefele wußte zwar immer wieder den Frieden herzuſtellen, es war dann vergnügt und munter, aber im Stillen weinte es oft bitterlich über das traurige Schickſal ſeiner Eltern und über ſein eigenes, und dann gelobte es ſich heilig, nie zu heirathen; es kannte ja ohnedies Niemanden, dem es ſein Leben hätte widmen mögen, und dann ſah es wohl ein, wie nöthig es im elterlichen Hauſe ſei, wenn nicht das Feuer zum Dache herausſchlagen ſolle. Geſchrieben ſteht: Gott ahndet die Sünden der Väter an den Kindern. Das gilt am meiſten von einer böſen Ehe, in dem Herzen ohne Kindesliebe nimmt gar leicht Trübſeligkeit oder Verirrung anderer Art Platz.

Der Tod brachte die Mutter Vefele's bald zu ihrem Vater, und jetzt, nachdem ſeine Frau todt war, fühlte der Schloßbauer erſt, wie viel ihm fehlte, wie lieb er doch im Grunde ſeines Herzens ſeine Frau gehabt hatte; er grämte ſich, daß er ſie nicht nachgiebiger behandelt, und daß er ihre Kränklichkeit ſo oft für Verſtellung angeſehen hatte, jedes harte Wort, das er ihr gegeben, ſchnitt ihm tief durch die Seele, er hätte gern ſein Leben

drum gegeben, wenn er es wieder hätte zurückrufen können. So geht's, ſtatt im Leben freundlich und friedfertig einander zu tragen und zu erfreuen, grämen ſich die meiſten Menſchen, wenn es zu ſpät iſt, wenn der Tod die traulichen Lebensgefährten von unſerer Seite geriſſen hat; darum ſoll man ſich lieben, ſo lange man noch lebt, denn jede Stunde, die man in Unliebe verbringt, hat man ſich und dem Andern unwiederbringlich vom Leben geraubt.

Der Schloßbauer ging fortan des Sonntags nicht mehr nach der Stadt, ſondern in die Kirche des Dorfes, denn neben der Kirche lag ja ſeine Frau begraben; er machte jedesmal den Umweg und ging über den Gottesacker. Es war, als ob er das Grab ſeiner Frau durch dieſen ſonntäglichen Beſuch verſöhnen wollte.

Im Hauſe war Alles ſtill, man hörte kein lautes Wort mehr, und das Vefele waltete ſtill wie ein Friedensengel; der Friede war da, aber die Freude fehlte doch, es war immer im Hauſe, wie wenn man Jemanden ſchmerzlich vermißte oder erwartete.

Nach und nach fühlte ſich der Schloßbauer durch das freundliche Walten Vefele's ſo wohl, daß er wieder neu auflebte; er that gar nichts ohne die Zuſtimmung „des Kindes“, er ließ es ſogar meiſt allein über Alles verfügen, und wenn Jemand etwas von ihm haben wollte, ſagte er immer ruhig: „Da müſſet Ihr eben mein Vefele fragen.“

So lebten ſie viele Jahre. Vefele hatte die erſte Hälfte der zwanziger Jahre überſchritten, viele Freier ſtellten ſich ein und hielten um ſeine Hand an, aber es ſagte immer, daß es nicht heirathen wolle; der Vater gab ihm recht, dann ſagte er wieder: „Vefele, Du biſt zu fein für einen Bauersmann, und

wenn ich meinen Prozeß gewinn', ziehen wir in die Stadt und ich geb' Dir auch ein Simri voll Kronenthaler zum Heirathsgut, und dann kannſt Du unter den Herren-Leuten wählen." Das Vefele lachte zwar, aber innerlich gab es ſeinem Vater doch darin recht, daß, wenn es auch heirathe, es doch nie und nimmer einen Bauern heirathen wolle; es hatte ihre Leidenſchaftlichkeit und Unverſöhnlichkeit zu lange mit erduldet und hatte nun ein tiefes Vorurtheil gegen ſie, es wähnte, in der Stadt, wo die Leute geſitteter und feiner wären, müßten ſie auch beſſer und braver ſein; die vielen Kränkungen hatte es nur dadurch ertragen, daß es die Leute für zu roh und ſich ſelber für etwas Beſſeres hielt, und indem es ſo immer mehr über das Bauernleben nachdachte, hielt es ſich ſelber nicht nur für beſſer als die Andern, ſondern auch für höherſtehend und vornehmer; das war ſein großes Unglück.

2.

Man irrt ſich gar gewaltig, wenn man glaubt, auf dem Lande da könne man ganz ungeſtört allein für ſich leben; das kann man nur in einer großen Stadt, wo die Menſchen ſich nicht um einander bekümmern, wo einer an dem Andern täglich vorübergeht, ohne zu wiſſen, wer er iſt, was er thut und treibt, wo man ohne Gruß, ja faſt ohne Blick vor einem Menſchen vorbeirennt, als ob er ein Stein und nicht als ob er ein Menſch wäre; auf dem Lande, in einem Dorfe aber, wo die kleine Anzahl der Einwohner ſich kennt, muß man gewiſſermaßen von ſeinem Thun und Treiben einem Jeden Rechenſchaft geben, man kann ſich nicht ſelbſtgenügſam abſchließen. — Im Schwarzwalde ändert ſich der Gruß je nach dem öffentlichen Thun: gehſt Du

den Berg hinab, ſo ſagt Dir der Begegnende: „Weant (wollt) Ihr au do 'na?“ Den Berg hinauf: „Weant Ihr au do 'nuf?“ Ladeſt Du etwas auf den Wagen, ſo heißt es: „Ueberladet et;“ oder: „Ueberſchaffet Eu et.“ Sitzeſt Du ausruhend vor Deinem Hauſe oder auf einem Feldraine: „Weant Ihr aug'ruawe (ruhen)?“ oder: „Hent (habt) Ihr Feierobed?“ Plauderſt Du mit Anderen, ſo ſagt der Vorübergehende: „Heut Ihr gute Roth?“ u. ſ. w.

In dieſer ausgeſprochenen Theilnahme an dem Thun und Laſſen des Andern liegt eine gewiſſe ſinnige Gemeinſchaft des Lebens, die ſich über Alles ausbreitet; aber auch hier fehlen die Schattenſeiten nicht: will Einer aus beſonderen Gründen ſein Leben ſo einrichten, daß es gegen die allgemeinen Sitten und Gewohnheiten verſtößt, ſo iſt er dem Widerſtreben und dem Spotte Aller ausgeſetzt; namentlich iſt ein alter Junggeſelle oder eine alte Jungfer die Zielſcheibe des Straßenwitzes, gleichviel, ob ſie aus Armuth oder aus irgend einem andern Grunde im ledigen Stande verharren.

Je mehr ſich nun Befele der trübſeligen Altjungferzeit näherte, um ſo mehr erlaubte man ſich, das „Schloßfräle“ zu necken und zu verhöhnen. Einmal, an einem Sonntage, ging Befele durch das Dorf, vor dem Rathhauſe ſtand ein „Mädchen“ junger Burſche, der Tralle, ein halbſtummer Dorftölpel, ſtand nicht weit davon; als ſie nun das Befele bemerkten, da rief Einer: „Tralle, da kommt Dein' Hochzeiterin!“ Der Tralle grinſte fröhlich; ſie ermuthigten, hetzten und ſtießen ihn nun, er ſolle ſeine Braut am Arme nehmen, das Befele hörte es und glaubte, es müſſe vor Scham und Aerger in den Boden ſinken, ſchon ſtolperte der Tralle zu ihm her und faßte es mit grinſenden

verzerrten Mienen am Arme, Veſele erhob ſeinen Blick ſo jammernd und vorwurfsvoll nach den Burſchen, daß wirklich einer derſelben verſucht war, ihm beizuſtehen, man hörte nicht, was es ſprach, denn die Burſchen lachten überlaut; da kam dem Veſele unverſehens Hülfe, der Hund, das Mohrle, der ihm gefolgt war, ſprang plötzlich auf den Rücken des Tralle, faßte ihn am Kragen und riß ihn zu Boden. Veſele hatte nur zu thun, den Hund wieder von ſeiner Beute loszumachen, und dann ging es ſchnell ſeines Weges fort. Das Mohrle war fortan eine gefürchtete Macht im Dorfe. Dieſer Vorfall betrübte das Veſele ſehr, und die Abneigung gegen das Bauernweſen beſtärkte ſich immer mehr in ihm.

Veſele war auf einige Wochen zum Beſuche bei Melchior in Ergenzingen; auch hier war es oft betrübt, denn der Melchior hatte eine hartherzige, geizige Frau, bei der er kaum ſatt zu eſſen bekam.

Der Schultheiß von Ergenzingen, ein Wittwer mit drei Kindern, kam oft zum Melchior, und eines Tages freite er um Veſele. Veſele war faſt entſchloſſen, dem Antrage zu willfahren; es hatte zwar keine Neigung zu dem Schultheißen, aber das einſame Leben war ihm verleidet, und dann erfreute es ſich in dem Gedankon, den mutterloſen Kindern eine freundlich liebende Mutter zu ſein. Da kam der Schloßbauer und ſtellte ſeinem Kinde vor, daß der Schultheiß ein Grobian ſei, der ſeine erſte Frau hart gehalten habe, und dann ſagte er wieder, daß für Veſele nur ein feiner Mann paſſe. Der Schultheiß erhielt eine abſchlägige Antwort, ſein Antrag war aber im Flecken bekannt geworden; die jungen Burſchen, die dem ſtrengen Mann gern einen Streich ſpielten, ſtreuten ihm des Nachts Spreu von ſeinem

Hauſe bis zu dem Hauſe Melchior's. Der Schultheiß faßte fortan einen beſondern Haß gegen Melchior und Vefele, dieſes aber zog mit ſeinem Vater wiedet nach Haus in die Einſamkeit.

Hätte nur Vefele ſeiner eigenen Eingebung gefolgt nnd den Schultheißen geheirathet! Aber es war beſtimmt, es ſollte ſein trauriges Schickſal erfüllen.

Das Leben des Schloßbauern ſchien früher enden zu wollen als ſein Prozeß. Der einſt ſo ſtarke Mann kränkelte und ſiechte, der lange verhaltene Gram und Aerger hatten wie ein Wurm ſeinen Lebenskern angefreſſen; oft halbe Tage ſaß er in ſeinem großen Lehnſtuhle und redete kein Wort, nur bisweilen murmelte er ein paar unverſtändliche Worte mit ſeinem Hunde Mohrle, der, den Kopf auf ſeines Herrn Schooß gelegt, mit treuen Augen nach ihm aufſchaute.

Vefele konnte nicht immer um den Vater ſein, und jezt in ſeiner Krankheit fühlte er doppelt und dreifach, wie vereinſamt und abgeſchnitten er von aller Welt war. Gerade wie es vielen Menſchen ergeht, die, ſo lange ſie geſund und glücklich ſind, oft von Gott verlaſſen ſo in den Tag hineinleben, wenn aber Krankheit und Unglück über ſie kommen, um ſo ſchmerzlicher nach Gott, ja ſogar oft nach dem falſchen Gott des Aberglaubens ringen: ſo erging es in anderer Weiſe dem Schloßbauer, er hatte, ſo lange er geſund war, von den Menſchen verlaſſen gelebt, und ſich wenig darum bekümmert, jezt wäre es ihm überaus lieb geweſen, wenn irgend einer, wer es auch ſei, mit ihm ſeine warme Stube getheilt hätte, und wenn ſie ſich gegenſeitig nur hätten eine Priſe Tabak bieten können. Der Schloßbauer legte ſich in das Fenſter und ſchaute hinaus, er huſtete wenn einer vor=

überging, aber Niemand grüßte, Niemand kam; er machte dann immer wieder mißmuthig das Fenſter zu.

Es war zwei Tage vor Neujahr, Veſele war mit der Magd am Rathhausbrunnen, um Waſſer zu holen; es zwang ſich abſichtlich zu dieſer groben Arbeit, weil es gehört hatte, daß die Leute im Dorfe ſagten, es ſchäme ſich einer ſolchen. Eben hatte es ſeinen Kübel voll gepumpt, da ſagte die Magd: „Guck', der do mit den doppelten Augen, des iſt g'wiß der neu' Feldſcherer.“ Ein modiſch gekleideter Herr kam das Dorf herab, er trug eine Brille auf der Naſe; eben als er an den beiden Mädchen vorüber ging, nahm Veſele das Waſſer auf den Kopf, aber durch einen unglücklichen Tritt glitt es auf dem Glatteiſe aus, fiel auf den Boden und ward ganz durchnäßt. Als ſich Veſele wieder aufrichtete, ſtand der fremde Herr bei ihm, er reichte ihm die Hand und hob es auf, dann fragte er theilnehmend, ob es ſich keinen Schaden gethan, es wäre gar gefährlich gefallen. Es lag ſo was Gutes in dem Ton ſeiner Worte, daß dem Veſele plötzlich gar wunderlich zu Muthe wurde, es dankte herzlich und ſagte, daß es ſich nichts gethan; es ging weiter, der Fremde ging neben ihm. „Ei, Sie hinken ja!“ ſagte der Fremde wieder, „haben Sie ſich den Fuß verrenkt?“

„Nein, ich hab' einen kurzen Fuß,“ ſagte Veſele, und trotz dem, daß es an allen Gliedern fror, ſchoß ihm das Blut doch ſiedendheiß ins Geſicht; es bedeckte ſich mit der Schürze das Geſicht und that als ob es ſich abtrocknen wollte, und doch war die Schürze ganz durchnäßt. Der Fremde bemerkte nun, daß es kaum merklich hinke; Veſele lächelte halb ungläubig, halb geſchmeichelt darüber. Es war Veſele ganz eigen zu Muthe, daß der Fremde immer ſo neben ihm herging durch das ganze

Dorf bis zu ſeinem Hauſe; aber auch dort trat er mit einigen Entſchuldigungsworten ein, ohne eine Antwort darauf abzuwarten. Das Mohrle aber ſprang plötzlich auf den Fremden los und hätte ihn gewiß niedergeriſſen, wenn nicht der herbeigekommene Schloßbauer und das Veſele mit aller Macht abgewehrt hätten. Der Fremde verordnete nun für Veſele mancherlei Vorkehrungen gegen Erkältung, es mußte ſich ins Bett legen, Thee trinken ꝛc. Mittlerweile ſaß nun der Fremde, oder wie er eigentlich hieß, Eduard Brönner, bei dem Schloßbauer und plauderte behaglich mit ihm; kaum eine Stunde war vorüber, ſo hatte er die ganze Geſchichte des Schloßbauern erfahren. Dieſer gewann den Herrn Chirurgus Brönner ſchnell lieb, er ſprach aber ſo viel von der Brille, und fragte mehrmals, ob er dieſe immer nöthig habe, daß Brönner wohl merkte, dieſes Gelehrteninſtrument war ihm unangenehm; er nahm daher die Brille ab und der Schloßbauer nickte ihm dafür freundlich zu, indem er zugleich bemerkte, daß er viel offener mit einem ſprechen könne, der ſein Augenlicht nicht in einer Laterne ſtecken habe. Nun klagte er auch ſein körperliches Leid, und Brönner machte eine gar wichtige Miene, ſagte: er wäre bis jetzt durchaus falſch behandelt worden, und verſchrieb ein unfehlbares Mittel.

Brönner kam von dieſer Zeit an faſt jeden Tag in des Schloßbauern Haus, Jedes freute ſich, wenn er kam, nur das Mohrle behielt ſeine Abneigung; es gab keinen Worten mehr Gehör, ſondern mußte jedesmal angebunden werden, wenn Brönner da war. Eines Tages als Brönner wegging, warf er unverſehens dem Hunde ein Stück Brod hin, aber der Hund ließ das Brod liegen und ſprang nach dem Geber, als ob er ihn zerreißen wollte, und das Sprüchwort, daß kein Hund ein

Stück Brod von ihm nahm, bewährte ſich an Brönnern buchſtäblich.

Vefele aber nahm um ſo mehr die Schmeicheleien und ſchönen Reden Brönner's an, es zankte gar gewaltig mit der Magd, welche behauptete, der Brönner habe nur Einen Rock, denn er käme Sonntags und Werktags in demſelben; es ſchalt das Mädchen dumm und erklärte, daß das bei den Herren-Leuten ſo wäre. Vefele ſaß oft dabei, wenn Brönner mit dem Vater über Allerlei ſprach, und es freute ſich jedesmal, wenn dem Vater die Anſichten Brönners gefielen und er ſie geſcheidt nannte, wie wenn es ſelber das geſagt hätte. Der Schloßbauer fühlte ſich auf das von Brönner verordnete Mittel zufällig etwas beſſer, und nun ſprach dieſer oft davon, daß er eigentlich ein beſſerer Doctor ſei als der Phyſikus, daß aber das Geſetz ihm die Ausübung verbiete; er ſchalt dann auf die Herren, die da meinen, nur einer, der viel Bücher im Kopfe habe, wäre geſcheidt, die „Praxi" (wie er es nannte) mache den Meiſter; ein Bauer, der die Welt kennt, verſtände oft mehr von der Regierung, als alle Miniſter und Landvögte, und ſo ſei es auch meiſtens bei der Medizin, die „Praxi" mache den Meiſter. Indem er nun ſo, zufällig oder abſichtlich, Wahres oder Falſches unter einander miſchte, gewann er die Neigung des Schloßbauern immer mehr, der ſich in ſeinen Lieblingsanſichten immer mehr beſtärkt ſah. — Auch des Prozeſſes nahm ſich Brönner an, er beſtärkte den Schloßbauer in ſeinem Vorſatze, nun endlich auch wie ſeine Gegenpartei zur Beſtechung ſeine Zuflucht zu nehmen; Brönner hatte den geſcheidten Gedanken, daß man ſeine Gegenpartei übertreffen und Gold geben ſolle.

Damals in der „guten alten Zeit" konnte kein Rechtshandel

ohne „Schmierale“ fertig werden, und die Beamten nahmen dieß ohne Scheu an.

Als Brönner eines Abends aus des Schloßbauern Haus wegging, gab ihm Vefele das Geleite bis unter die Thür, da ſtanden ſie noch eine Weile bei einander; Brönner faßte die Hand Vefele's und ſagte: „**Parole d'honneur**, Vefele, Sie ſind ein liebes Mädchen und gar nicht wie ein Bauernmädchen. Sie ſind auch viel zu fein für ein Bauernmädchen, **parole d'honneur**, und haben ſo viel Verſtand, wie irgend eine in der Stadt.“

Vefele ſagte zwar, er wolle es nur foppen, aber innerlich gab es ihm doch recht; er küßte dann die Hand Vefele's und nahm Abſchied, indem er höflich ſeinen Hut vor ihm abzog. Vefele ſtand noch lange unter der Thür und blickte gedankenvoll drein, ein heiteres Lächeln ſchwebte auf ſeinem Antlitze, die höfliche und doch ſo gutherzige Art Brönner's hatte ihm gar wohl gefallen; dann ging es ſingend die Treppe hinauf, und als es die große Suppenſchüſſel fallen ließ, lachte es überlaut, es kam ihm heute Abend alles ſo luſtig vor, daß es keine trübe Miene machen konnte, es ging noch ſpät in den Keller und holte den Knechten heimlich eine Flaſche Obſtwein, ſie ſollten auch einmal mitten in der Woche vergnügt ſein.

Das Verhältniß zwiſchen Brönner und Vefele ging nun in Rieſenſchritten vorwärts.

Ein neues, durch das lange Harren faſt unerwartetes Ereigniß, brachte friſche Luſt und Freude in des Schloßbauern Haus; die Nachricht war angekommen, er hatte endlich ſeinen Prozeß gewonnen. Die Gegenpartei war in Rottenburg geweſen, und der Landvogt hatte ihnen offen und doch verblümt geſagt: „Des Schloßbauers Füchsle haben Eure Schimmele überritten.“ Trotz

dem der Schloßbauer nicht ausgehen konnte, zog er doch ſein Sonntagskleid an und ſaß vergnügt in ſeinem Stuhle und ſchüttete dem Mohrle einen ganzen Hafen Milch in ſeine Morgenſuppe; er ſchickte ſogleich Boten nach Melchior und Agathle, ſie ſollten kommen und ſich mit ihm freuen, man ſagte ihm nicht, daß Agathle todtkrank darniederläge, auch nach Brönner wurde geſchickt, und dieſer war der Einzige, der zum Schmauſe kam. Der Schloßbauer ſaß bis tief in die Nacht hinein und trank und lachte und ſcherzte, manchmal aber wurde er auch trüb, er wünſchte ſich nur, daß ſeine „Alte" das auch noch mit erlebt hätte, und er trank ein volles Glas zu ihrem Andenken. Man mußte den Ueberfröhlichen, der ſchon auf dem Stuhle halb eingeſchlafen war, endlich zu Bette bringen. Es war ſchon ſpät, als auch Brönner ſich zum Fortgehen anſchickte, Veſele leuchtete ihm hinab, ſie waren beide hocherregt und küßten ſich heftig; auf ſein Bitten und Betteln ſagte nun Veſele ganz laut: „gut Nacht;" Brönner that desgleichen, er nahm den Hausſchlüſſel, ſchloß die Thür auf, ſchlug ſte heftig zu und verſchloß wieder, aber er war nicht hinausgegangen, ſondern er ſchlich ſich hinauf in das Kämmerlein Veſele's. Niemand im Hauſe merkte etwas davon, nur das Mohrle, das im Hofe angebunden war, bellte unaufhörlich die ganze Nacht, wie wenn ein Dieb ins Haus gedrungen wäre.

In derſelben Nacht theilte ſich der Engel des Lebens und der Engel des Todes in die Herrſchaft des einen Hauſes; am andern Morgen fand man den Schloßbauer vom Schlage gerührt todt in ſeinem Bette.

Niemand ahnte, warum das Veſele bei der Leiche ſeines Vaters wie wahnſinnig raſte und ſich gar nicht wollte beruhigen

laſſen; es war ſonſt immer ſo verſtändig und beſonnen, und jetzt wollte es gar keine Vernunft annehmen.

Das Schloßgut wurde nun wieder von einem Barone angekauft, und die Bauern bezahlten nach wie vor ohne Widerrede die alten Herrenabgaben.

3.

Vefele zog nun zu ſeinem Bruder Melchior nach Ergenzingen, nichts war ihm aus dem Dorfe gefolgt als das Mohrle. Die Schweſter Agathle ſtarb bald nach dem Tode des Vaters, und die Leute munkelten, Vefele werde nun ihren Schwager heirathen; das konnte aber nie und nimmer geſchehen. Brönner kam jede Woche mehrmals nach Ergenzingen, er mußte irgendwo Geld aufgetrieben haben, denn er war überaus prächtig gekleidet, auch benahm er ſich gegen Vefele und die Anderen ganz ſicher, ja faſt vornehm; er gab zu verſtehen, daß man ihn künftighin „Herr Doctor" heißen ſolle. Vefele wußte nicht recht, was das ſein ſollte, es ließ ſich aber Alles gefallen, denn es hatte ihm ſeinen Stand eröffnet. — Im Hauſe Melchior's war ein Knecht, Wendel mit Namen, ein baumſtarker und arbeitſamer Burſch, der theilte gleiche Freundſchaft und Feindſchaft mit dem Mohrle; er liebte den Hund, weil er wie er den Brönner haßte, und er liebte ihn doppelt, weil er ebenfalls dem Vefele ſo gut war. Brönner hatte einmal per „Er" mit dem Wendel geſprochen, und dieſer, der ſchon lange gern einen Grund gehabt hätte, um Brönner zu haſſen, faßte von dem an eine Todfeindſchaft auf den „Bartkratzer." Dennoch aber ließ er ſich mehr als zwanzigmal und oft ſpät in der Nacht zu ihm nach der Stadt ſchicken, wenn Vefele ſagte: „Wendel, willſt Du nicht ſo gut ſein." Da

wanderte er dann hin und das Mohrle ſprang mit und ſie brachten einen Brief von Vefele an den „Doctor.“ Oft auch wenn der Wendel den ganzen Tag geackert hatte und müder war als ſeine Gäule, brauchte das Vefele nur ein gut Wort zu ſagen, und er ſpannte nochmals ein und führte den Brönner durch Nacht und Wetter heim.

Eines Samſtags Abends ſagte Vefele im Hofe zum Wendel: „Morgen früh mußt Du ſo gut ſein und ganz früh nach Horb fahren und den Brönner holen.“

„Iſt's denn wahr?“ fragte Wendel, „daß Ihr Euch mit einander verſprechen wollt?“

„Ja.“

„Wenn ich Euch rathen ſoll, ſo thut's nicht, es gibt noch rechtſchaffene Bauersleut' genug.“

Vefele erwiederte: „Du kannſt's eben dem Brönner nicht vergeſſen, daß er einmal Er zu Dir geſagt hat.“ Es wollte noch mehr hinzuſetzen, aber es bedachte ſich, denn es wollte den Wendel nicht beleidigen; innerlich aber ſagte es ſich: „es iſt doch gräßlich, wie dumm und hartnäckig ſo ein Bauer iſt“, und es freute ſich, darüber hinausgekommen zu ſeyn. — Trotz ſeiner Widerrede war Wendel doch ſchon lange ehe es tagte mit dem Wägelchen auf der Straße, um den Brönner abzuholen.

Vefele und Brönner verlobten ſich nun öffentlich mit einander, und die Leute ſprachen allerlei davon, ja ſie ſagten ſogar heimlich, der Brönner habe dem Schloßbauer einen Trank gegeben, woran er geſtorben ſey, weil er die Heirath mit ſeiner Tochter nicht habe zugeben wollen. — So ſchießen die Leute in ihren überklugen Vermuthungen meiſt über das Ziel hinaus.

Die erſte Veränderung, der ſich nun Vefele unterwerfen mußte, war eine ſehr traurige; der Brönner ſchickte ihm eines Tages eine Näherin aus der Stadt und ließ ihm Kleider anmeſſen. Vefele kam ſich vor wie ein Rekrut, der nicht mehr Herr über ſich iſt und ſich in jede beliebige Uniform ſtecken laſſen muß, weil ihn das Loos ſo getroffen; es ließ Alles ohne Widerrede aus ſich machen. Als es nun am Sonntage darauf die neuen Kleider anziehen mußte, ſtand es weinend bei der Näherin in der Kammer, es nahm von jedem einzelnen Stückchen wehmüthig Abſchied, es war ihm, als ob es ſeinem ganzen bisherigen Leben damit entſagte; mit beſonderer Wehmuth betrachtete es den feinen Wiflingrock, ſeine Mutter hatte ihn ihm gegeben, als es gefirmt wurde, es war darin zum erſten Male zur Beichte und zu Gottes Tiſch gegangen, und die Mutter hatte ihm geſagt, es ſolle einſt damit zum Traualtare gehen. Auch das iſt eine Unannehmlichkeit der Stadtkleider und bezeichnet ſchon das Herrenweſen, daß man ſich damit nicht allein anziehen kann und Jemand zum Zuhaften braucht; Vefele ſchauderte immer zuſammen, wenn die Näherin ſo an ihm herum poſſelte. Die Haare waren in einen Zopf geflochten und mit einem Kamme aufgeſteckt, und als nun das Vefele endlich fix und fertig da ſtand und ſich im Spiegel betrachtete, mußte es über ſich lachen, und es verbeugte ſich höflich vor ſich ſelber.

Brönner war hocherfreut, als das Vefele ſchüchtern in die Stube trat, er bemerkte, daß es zehnmal hübſcher ausſehe. Als aber Vefele ſagte: daß die Stadtkleider doch nichts ſeien, und daß ein einziges Bauernkleid mehr werth ſei und auch mehr koſte, als sechs ſolcher Stadtfahnen, da machte der Brönner ein böſes Geſicht und ſagte, das wäre „dummes Bauerngeſchwätz;“

daſs Veſele preßte die Lippen zuſammen und die Thränen ſtanden ihm in den Augen, es ging hinaus und weinte.

Das Veſele ging faſt gar nicht aus dem Hauſe, denn es ſchämte ſich, ſo „vermaskirt“ zu ſein; es meinte, Jedermann müſſe es drum anſehen. Nur ein einziges Mädchen im Dorfe, das bei der alten Urſule aufgezogen ward, hatte auch Stadtkleider an, und man wußte nicht recht, woher es war.

Das Veſele hatte ſchwere Zeiten in dem Hauſe Melchior's, deſſen Frau ein böſer Drache war und immer todte Kinder gebar, ſo daß die Leute ſagten, ihr Gift tödte die Kinder im Leibe.

Oft ſaßen Melchior und Veſele in der Scheune, und ſie thaten, als ob ſie ſich zum Spaß Rüben ſchälten, in der That aber aßen ſie ſie mit gutem Appetit; Veſele gab ſich alle Mühe, ſeinen Bruder zu ſteter Nachgiebigkeit zu ermahnen, es hatte erfahren, was Unfriede in einem Hauſe war, und es drang nun darauf, daß bei allen Entbehrungen Friede ſein ſolle; der gute Melchior willigte gern in Alles. Doppelt uud dreifach drang aber Veſele bei Brönner auf baldige Verheirathung, da trat dieſer mit einem neuen Plane hervor: er wolle nach Amerika auswandern, er könne ſo gut doctern wie der Amtsphyſikus, hier zu Lande aber dürfe er das nicht, und darum wolle und müſſe er fort. Das Veſele rang die Hände, warf ſich auf die Kniee und bat, daß er von dieſem Plane abſtehe, ſie hätten ja Vermögen genug, um auch ohne Doctorei zu leben; der Brönner aber blieb unerſchütterlich und nannte das Veſele ein „dummes Dorfkind, das nicht wiſſe, daß hinter'm Berge auch noch Leute wohnen.“ Da ſank das Veſele in ſich zuſammen, es lag mit dem Angeſichte auf dem Boden, und ein furchtbarer Gedanke ging ihm durch die

Seele, der Gedanke: daß es mißachtet und auf ewig unglücklich ſein werde. Brönner mochte das ahnen, er kam zu ihm, hob es freundlich auf, küßte es und redete gar fein und höflich, ſo daß das Vefele Alles vergaß und in Alles willigte; es wollte mit ihm nach Amerika auswandern, es wäre ihm in die Hölle gefolgt, ſo hatte er ſein Herz und ſeine Sinne beſtrickt.

Brönner hatte ſchon Alles vorbereitet, das Vermögen Vefele's wurde zu Geld gemacht, und um zur Reiſe bequemer zu ſein, in lauter Gold eingewechſelt. Vefele hob es bei ſeiner Ausſteuer auf.

Vefele und Brönner ſollten in der Kirche verkündet werden, aber die Papiere Brönner's, der aus dem Hohenlohiſchen gebürtig war, blieben immer aus. Da kam dieſer eines Tages, Vefele ſtand in der Küche am Waſchzuber, und er ſagte: „Vefele, weißt Du was? ich muß heim und die Papiere ſelber holen, unten iſt ein guter Freund mit einer Chaiſe, ich habe gerade Gelegenheit nach Tübingen zu fahren; dann laſſ' ich auch für uns den Paß von den Geſandten unterſchreiben und dann gehen wir noch den Herbſt fort.“

„Lieber heut als Morgen,“ ſagte das Vefele.

„Apropos,“ ſagte Brönner wieder, „ich habe jetzt gerade kein Geld, kannſt Du mir nicht was geben?“

„Da haſt Du den Schlüſſel,“ ſagte Vefele, „hol' Dir droben, Du weißt ja, wo's liegt, links bei den neuen Hemden, die mit dem blauen Bändele zuſammen gebunden ſind.“

Brönner ging hinauf und kam nach einer Weile wieder, Vefele trocknete an der Schürze die Hand und reichte ihm dieſelbe, Brönner's Hand zitterte. Vefele wollte ihm ein Stück Weges „ausfolgen,“ er aber bat es, da zu bleiben, und er rannte

ſchnell die Treppe hinab. Es war Vefele traurig zu Muthe, daß Brönner ſich nicht einmal bis unter die Hausthür begleiten ließ, es glaubte, er ſchäme ſich ſeiner vor ſeinem Freunde; es dachte darüber nach, wie das einſt werden ſolle, und bittere Thränen tröpfelten in den Waſchzuber. Dennoch ging es hinauf in ſeine Dachkammer und ſchaute zum Dachfenſter hinaus, um die Kutſche noch mit den Blicken begleiten zu können; wie erſtaunte es aber, als es ſah, daß die Kutſche nicht nach Tübingen, ſondern den Weg nach Herrenberg fuhr; es hatte ſchon den Mund geöffnet, es war ihm, als müßte oder könnte es ihnen zurufen, ſie ſeien auf falſchem Weg, da beſann es ſich, daß es ſich wohl verhört, oder der Brönner ſich verſprochen haben möge. — —

Acht, vierzehn Tage waren vorüber, weder Brönner ſelber noch Nachricht von ihm kam, Vefele war oft betrübt in dem Gedanken, daß es ſein ganzes Leben lang einem Manne hingegeben ſein ſolle, der keinen rechten Reſpect vor ihm hatte; es war nicht ſtolz, aber es dachte doch daran, wie Jeder, und ſogar der Schultheiß im Orte, ſich hochgeehrt gefühlt hätte durch ſeine Hand. Oft aber dachte es wieder mit dem innigſten Entzücken an Brönner, und es bat ihn in Gedanken um Verzeihung für alle die herben Vorwürfe, die es ihm in ſeiner Seele gemacht hatte; es ſtellte ſich ihn ganz vor, wie er war, und da erſchien er ſo herrlich und lieb, es ſah gar keinen Fehler mehr an ihm; denn ſo iſt es immer: wenn wir von Menſchen entfernt ſind, die wir gern haben, ſehen wir gar keinen Fehler und nur Tugenden an ihnen. — Hätte der Brönner nur Eine Tugend gehabt!

Melchior fragte Vefele über das lange Ausbleiben Brönner's,

und es that, als wüßte es den Grund und wäre es darüber beruhigt.

Eines Tages ſaß Vefele in trüben Gedanken in ſeiner Kammer, es hatte lange zum Dachfenſter hinausgeſchaut, ob Brönner nicht komme, aber es ſah nichts; es wollte ſich eine Freude machen und öffnete den Schrank, um die ſchöne Ausſteuer zu betrachten, aber, o Himmel! da war Alles ſo zerzauſt, als ob Hexen darüber geweſen wären, es griff unwillkürlich nach dem Gelde, aber — das war fort, es ſchrie laut auf, und plötzlich, wie feurige Pfeile ſo ſchnell, flogen ihm die Gedanken durch die Seele: der falſche Weg, den Brönner gefahren, das Zittern ſeiner Hand, daß es ihm nicht ausfolgen durfte, ſein langes Ausbleiben — — mit raſchen Schritten ſprang Vefele an das Dachfenſter und wollte ſich hinausſtürzen, da faßte es eine Hand von hinten, es war Melchior, der auf den Schmerzensſchrei herbeigeeilt war. Vefele warf ſich auf die Kniee und erzählte händeringend ſeinem Bruder Alles. Melchior raſte und wüthete, er wollte fort, alle Gerichte zu Hülfe rufen, da fiel Vefele auf das Angeſicht und erzählte ihm ſeine Schande; Melchior ſank zu ihm nieder auf den Boden und weinte mit. Lange ſaßen die beiden Geſchwiſter ſo auf dem Boden hart an einander gelehnt, laut ſchluchzend, ohne ein Wort zu reden, ja Beide ſcheuten ſich faſt, ſich anzuſehen. —

Wer die Menſchen kennt und die Eigenthümlichkeiten der Bauern insbeſondere, der wird es wohl zu ſchätzen wiſſen, daß Melchior ſeiner Schweſter Vefele nie den geringſten Vorwurf über ihren Fall machte; ja, er ſuchte, ſo viel er konnte, ihren niedergedrückten Lebensgeiſt wieder aufzurichten. Die meiſten Menſchen machen ſich für ihre Theilnahme bei einem Mißge-

ſchick oder einem Fehltritt gleich dadurch bezahlt, daß ſie ihrem freundſchaftlichen Aerger und ihren weiſen Ermahnungen Luft machen; das mag bei Kindern oder überhaupt bei ſolchen Menſchen am Platze ſein, die nicht wiſſen, was ihnen geſchehen oder was ſie gethan, bei Menſchen aber, die den Pfeil wohl fühlen, der in ihre Bruſt gedrungen, iſt es unvernünftig, wenn nicht grauſam, den Pfeil noch um und um zu wühlen, ſtatt ihn ſogleich behutſam und zart herauszuziehen.

Melchior berathſchlagte nun mit Vefele, was zu thun ſei, und ſie kamen überein, daß man vorerſt keinen Lärm machen und Alles im Geheimen zu Ende führen müſſe. Mit einer Entſchiedenheit, als wäre er ein ganz anderer Menſch geworden, forderte Melchior ſeiner Frau Geld ab, und wenige Stunden darauf reiſte er in ſeinem Wägelchen dem Brönner nach; Vefele wollte mit, es wollte faſt verzweifeln, daß es zu Hauſe bleiben und nichts thun ſolle, als harren und weinen, aber Melchior redete ihm die Mitreiſe aufs liebevollſte aus.

Tage und Wochen ſchmerzlichen Hinbrütens vergingen, wer das Vefele früher gekannt hatte, wäre jetzt furchtbar erſchrocken über die Veränderung ſeines ganzen Weſens; es ließ ſich aber vor Niemanden ſehen, es lebte ein Leben ohne Willen, das kein eigentliches Leben war, es aß und trank, ſchlief und ſtand auf, aber es wußte und wollte von alle dem nichts, es blickte immer drein wie eine Wahnſinnige, auch weinen konnte es nicht mehr, all ſein Denken, ſeine tiefſte Seele war wie ſcheintodt, wie lebendig begraben, es hörte die Welt draußen handiren, es verſtand ſie wohl, aber ſich ſelber konnte es nicht verſtändigen.

Als Melchior zurückkam, ohne eine Spur von Brönner entdeckt zu haben, hörte Vefele Alles mit einem herzzerreißenden

Stumpfſinn an, es ſchien auf Alles gefaßt. Still, faſt ohne ein Wort zu reden, lebte es dahin, nur als es vernahm, daß Brönner mit Steckbriefen verfolgt wurde, jammerte es laut auf; es war ihm, als ob Millionen Zungen durch die Welt hin ſeinen Schmerz und ſeine Schande verkündeten, und doch — ſo weit geht die Liebe — weinte es faſt mehr um Brönner als um ſich ſelber.

Bei alle dem hatte das traurige Schickſal Vefele's noch nicht ſeine höchſte Höhe erreicht. Als ſeine Schwägerin ſeinen Stand inne ward, ſteigerte ſich ihre Hartherzigkeit zum empörendſten Grade, ſie verfolgte und mißhandelte Vefele auf jede Weiſe, es aber duldete ſtill, es ſah ſich auserkoren, das größte Kreuz über ſich zu nehmen, und es gehorchte ohne Murren; das Doppelleben in ihm ſchien es mit einer geiſtigen und körperlichen Kraft auszurüſten, die über jedes Ungemach unverſehrt hinwegſchritt. Als aber Vefele hörte, wie die Schwägerin dem Melchior Vorwürfe machte, und wie ſie den Tag verwünſche, an dem ſie in eine Familie eingetreten war, die einen ſolchen Schandfleck habe, da blutete das Herz der Unglücklichen tief, die Engelsmilde, ſie, ſollte die Schande ihrer Familie ſein! Alles ertrug ſie leicht, nur das, daß ſie die Schuld an dem Unglück und der Schande ihres Bruders ſein ſolle, das war zu viel!

Es iſt jammervoll, daß faſt lauter böſe, in die Tracht ſchwarzer Leidenſchaften gehüllte Menſchen am Lebenswege Vefele's ſich wie eine feſtgeſchloſſene Reihe aufgeſtellt hatten; das verhinderte es auch, die guten in den Lichtglanz des Edelſinns gehüllten Menſchen zu erkennen, die ſich nicht ſo leicht hindurchdrängen, weil es ihre ſtille Tugend ſo mit ſich bringt, und weil ſie auch erwarten dürfen, daß man ſie doch herausfinde.

Vefele ſaß eines Tages weinend in der Küche auf dem Heerde, da trat der Wendel ein, er ſagte:

„Müſſet nicht greinen, ich hab's Euch ja damals geſagt, es gibt noch rechtſchaffene Bauersleut' genug, wenn ſie auch keine ſolche Katzenbuckel machen können.“

Vefele ſah mit thränenden Augen auf, über dieſe Rede befremdet; es antwortete aber nichts, und Wendel fuhr nach einer Weile fort:

„Ja, gucket mich nur an; was ich ſag', iſt ſo wahr, wie wenn's der Pfarrer von der Kanzel ſagt.“ Er näherte ſich Vefele und faßte deſſen Hand, indem er weiter ſagte: „Drum kurz und gut, ich weiß, wie's mit Euch ſteht, aber Ihr ſeid doch bräver als hundert Andere, und wenn Ihr Ja ſaget, iſt über vierzehn Tag' unſere Hochzeit und Euer Kind iſt mein Kind.“

Vefele entzog ihm raſch die Hand und bedeckte ſich damit die Augen, dann ſtand es auf und ſagte glühenden Antlitzes: „Weißt Du denn auch, daß ich bettelarm bin? Gelt, das haſt Du nicht gewußt?“

Wendel ſtand eine Weile ſtill, Zorn und Mitleid kämpften in ſeinem Herzen wie auf ſeinem Angeſichte, er ſchämte ſich für das Vefele und für ſich ſelber über dieſe Rede; endlich ſagte er: „Ja, ich weiß Alles; wenn Du noch reich wärſt, hätt' ich mein Lebtag nichts geſagt; meine Mutter hat ein klein's Gütle und ich hab' mir auch ein Geldle geſpart, und wir können ja ſchaffen und uns in Ehren durchbringen.“

Vefele faltete die Hände, hob die Blicke himmelwärts und ſagte dann: „Verzeih' mir's Wendel, aber ich hab's nicht ſo ſchlecht gemeint, ich bin nicht ſo ſchlecht, aber die ganze Welt kommt mir ſo vor; verzeih mir's Wendel.“

„Nun, ſagſt Du Ja?“ fragte dieſer.

Veſele ſchüttelte den Kopf verneinend und Wendel ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden: „Warum denn nicht?“ fragte er.

„Ich kann nicht viel reden,“ ſagte Veſele ſchwer athmend, „aber verzeih mir's, ich kann nicht; Gott wird Dir Dein Herz gewiß noch belohnen, aber gelt, jetzt reden wir weiter kein Wort mehr davon?“

Der Wendel ging weg und ſagte noch in derſelben Stunde dem Melchior auf Martini den Dienſt auf.

Endlich kam das äußerſte Unglück über Veſele. Der Schultheiß des Ortes hatte ihren Stand erfahren, und der hartherzige Mann ließ nun ſeinen alten verhaltenen Grimm aus; er ließ Veſele durch den Dorfſchützen ſagen, es müſſe das Dorf verlaſſen und nach ſeinem Geburtsorte zurückkehren, da ſonſt das Kind, wenn es hier geboren würde, Heimathsrechte anſprechen könnte.

Veſele duldete es nicht, daß man Schritte gegen dieſe Grauſamkeit that, und in einer ſtürmiſchen Herbſtnacht beſtieg es mit Wendel das Wägelchen und fuhr nach Seedorf. Wendel ſuchte es auf dem Wege zu tröſten, ſo gut er konnte; er ſagte, daß er ſich jeden Tag darüber gräme, daß er nicht, wie er oft vorgehabt habe, den Brönner einmal die bildechinger Steige hinabgeworfen habe, damit er Hals und Beine breche. Veſele ſchien faſt froh, als es in Seedorf kein Unterkommen fand, Wendel bat und beſchwor es, mit ihm zu ſeiner Mutter nach Bohndorf zu gehen; es aber gab auf alle ſeine Bitten kein Gehör, ſchickte ihn des andern Morgens nach Hauſe und wanderte zu Fuße fort, wie es ſagte, nach Tübingen. Das Mohrle war auch mit geweſen, es wollte ſich von Veſele nicht trennen laſſen, und der Wendel mußte den Hund mit einem Seile unter dem Wägelchen anbinden.

Der Wind jagte den Regen, der Boden war ſo ſchlüpfrig, daß man bei jedem Schritte ausglitt, als Vefele den Weg nach Rottenburg einſchlug; es war ſtädtiſch gekleidet, und hatte ein hellrothes Halstuch um, unter dem Arme trug es ein kleines Bündel. Ein altes Lied, das es faſt ganz vergeſſen hatte, tauchte plötzlich in ſeiner Erinnerung auf, es war das Lied von der betrogenen Grafentochter; ohne den Mund zu öffnen, wiederholte es oft innerlich den Vers:

Weinſt Du um dein Vatergut,
Oder weinſt Du um dein' ſtolzen Muth?
Oder weinſt Du um dein junges Blut?
Oder weinſt um deine Ehr'?
Ja Ehr'?
Die find'ſt Du nimmermehr.

Kaum einige hundert Schritte war Vefele von Seedorf entfernt, als plötzlich etwas an ihm heraufſprang; es fuhr erſchreckt zuſammen, aber ſein Antlitz war ſchnell wieder freundlich, es war Mohrle; der Hund trug einen Seilſtumpf, den er abgebiſſen hatte, am Halſe, er geberdete ſich ganz wie ſelig und wollte ſich gar nicht beruhigen laſſen.

Der Sturm war ſo heftig, daß es war, wie wenn man ganz hart an dem Ohre zwei Steine auf einander ſchlüge, und als ob um und um unfaßbare rauſchende Gewänder einen umſtrickten und zu erſticken trachteten. Vefele ging mühſam weiter und plötzlich — ohne daß es wußte warum oder wie — kam ihm der Gedanke, daß Brönner jetzt auf dem Meere ſei; es hatte in ſeinem Leben nur einmal eine bildliche Darſtellung des Sturmes im Evangelium geſehen, aber jetzt ſah es ihn leibhaftig vor ſich,

es ſelbſt war mitten drin; es ſah die häuſerhohen dunkeln Wellen, ſah das Schiff, wie es auf und nieder geſchnellt wurde, und oben ſtand der Brönner und ſtreckte jammernd die Arme empor. Da! wehe! Vefele ſtreckte ebenfalls die Arme empor, ſein Mund öffnete ſich, aber der Schrei erſtarb auf der Zunge, es ſah den Brönner hinabſtürzen in das Meer und eine Welle begrub ihn. Vefele ließ die Arme ſinken, ſein Haupt neigte ſich, ſeine Hände falteten ſich und es betete für die arme Seele des Verlorenen. So ſtand es eine Weile, in ſeinem Innerſten ſah es, Brönner war in dieſer Minute geſtorben; dann richtete es ſeufzend das Haupt wieder empor, es hob das Bündel auf, das ihm entfallen war, und ſchritt durch Sturm und Regen wieder fürbaß.

Auf der Anhöhe, wo der Weg umbiegt und das Städtchen Rottenburg vor den Blicken liegt, ſteht eine Kapelle. Vefele trat hinein und betete lange und inbrünſtig vor der Mutter Gottes. Als es wieder aus der Kapelle trat, ſah es die lange Ebene vor ſich faſt wie einen See; der Neckar war übergetreten. Vefele ging außen an der Stadt herum, Hirſau zu, hier traf es plötzlich einen alten Bekannten, den auch uns noch wohl erinnerlichen Marem; er trug einen Querſack über dem Rücken und führte eine Kuh am Seile, er ging ebenfalls nach Hirſau. Wer ſollte es glauben, daß Marem ein Mitgefühl mit dem Schickſale Vefele's hatte, daß es ihm Thränen auspreßte? Und doch war es ſo. Nehmt einen Dorfjuden und einen Bauer von gleicher Bildungsſtufe, ihr werdet jenen verſchmitzter, auf ſeinen Vortheil bedachter und ſcheinbar kälter finden; aber bei jedem reinmenſchlichen Elend werdet ihr meiſt eine Wärme und Zartheit des Mitgefühls in ihm entdecken, die ihn weit über ſein ſonſtiges Sein hinaushebt; ſein Schickſal hat ihn für manche andere Weltbe-

ziehungen abgeſtumpft, aber ihn auch zum theilnehmenden Bruder jedes rein menſchlichen Schmerzes gemacht.

Marem bot Alles auf, um Vefele von ſeinem Wege zurückzubringen, er bot ihm ſein eigenes Haus als Unterkommen an, ja er wollte ihm ſogar Geld aufdringen. Vefele lehnte aber Alles ab. In Hirſau kehrten die Beiden ein. Marem ließ dem Vefele eine gute Suppe kochen, aber es ſtand gleich, nachdem es den erſten Löffel voll genommen, wieder auf, um weiter zu gehen. Marem wollte den Hund bei ſich behalten, aber Vefele ließ das treue Thier nicht, es ſchied mit einem: „Vergelt's Euch Gott!“ —

Eine Stunde ſpäter ging Marem, nachdem er ſeine Kuh verkauft hatte, ebenfalls nach Tübingen. Nicht weit von Hirſau ſprang ihm das Mohrle entgegen, es trug ein rothes Halstuch im Munde. Marem wurde blaß vor Schrecken, das Mohrle ſprang ihm nun voraus und er nach; ſie kamen an eine Stelle, wo das Waſſer über die Straße getreten war, der Hund ſprang hinein, er ſchwamm immer weiter, immer weiter, bis er endlich aus den Augen verſchwand. — —

* * *

Das vornehmſte Haus des ganzen Dorfes, das gehörte einſt dem Vater des Vefele; der Vater iſt todt, die Mutter iſt todt, die fünf Kinder ſind todt, und das Vefele iſt ſpurlos verſchwunden.

IV.

Tonele mit der gebiſſenen Wange.

Auf dem Feldraine, da wo der Weg ſich ſcheidet und der eine nach Mühringen, der andere nach Ahldorf führt, im ſogenannten „Kirſchenbuſch“, dort ſaßen an einem Sonntag Nachmittage drei Mädchen unter einem blühenden Kirſchenbaume. Rings umher war Alles ſtille, kein Pflug regte ſich, kein Wagen raſſelte; ſo weit das Auge ſchauen konnte, überall ſonntägige Ruhe. Von der Anhöhe gegenüber, vom Daberwaſen, wo noch die Kirche eines alten Kloſters ſteht, tönte die Glocke, die wie mit lautem Gruße die Betenden heim geleitete; in dem kleinen Thälchen, „im Grunde“ genannt, blühte der gelbe Reps zwiſchen den grünen Kornfeldern, und rechts auf der Anhöhe ſah man von dem jüdiſchen Gottesacker nur die vier Trauerweiden, die an den vier Ecken des großen Hügels ſtehen, unter welchem die Großmutter, die Mutter und ihre fünf Kinder ruhen, die alle in einem Hauſe verbrannt ſind. — Weiter unten ſtand mitten unter den blühenden Bäumen ein hohes, ziegelroth und weiß angeſtrichenes, hölzernes Cruzifix. Sonſt war rings umher lauter

ſtill treibendes Leben. Der einzige Laubwald in der ganzen Gegend, das ſogenannte „Buchwäldle“, ſtand in voller Blätterpracht, und auf der andern Seite des Weges zog ſich der lichte Fichtenwald mit ſeinen ſtolzen und geraden Stämmen in lichter unbewegter Ruhe dahin, kein Lüftchen wehte, hoch zu den Wolken hinan ſchmetterte die Lerche ihren Geſang und tief in den Furchen verſteckt ſchlug die Wachtel. Es war, als ob die Aecker nur für ſich ſelber grünten, als ob die Bäume nur für ſich ſelber blühten, denn nirgends war ein Menſch zu ſehen, der mit Hacke und Schaufel andeutete, daß die Erde ihm unterthan ſei. Hie und da kam ein Bauer quer über's Feld, bisweilen einer, bisweilen aber auch mehrere, die ſich unter traulichem Geſpräche nach dem Gedeihen ihrer Saat umſchauten; in ihrem Sonntagsſtaate kamen ſie und ſahen vergnügt das ſtille Walten und Wirken der Natur in ihrer Sonntagspracht.

Die drei Mädchen ſaßen ruhig da, die Hände auf ihre weißen Schürzen gelegt, und ſtimmten ihre Lieder an; Bärbele ſang die erſte Stimme, das Tonele (Antonie) und das Brigittle begleiteten es mit natürlichem Takte; andächtig und wehmüthig ſchallten die langgezogenen Töne über die Flur dahin, und ſo oft die Mädchen ſangen, pfiff ein Diſtelfink, der in den Zweigen des Kirſchenbaumes ſaß, mit doppelter Luſt, und ſo oft die Mädchen nach Beendigung einer Strophe innehielten oder leiſe mit einander plauderten, verſtummte der Diſtelfink faſt plötzlich; die Mädchen ſangen:

„Schön's Schätzle, um was i di bitte thur,
Bleib nur noch e Jährle bei mir.
Und Alles, was Du verzehre thuſt,
Das will ich bezahle vor Dir.“

„Und wenn Du gleich Alles bezahle thuſt,
Geſchieden muß es jetzt ſein.
Wir reiſen in fremdeſte Länder hinein,
Schön's Schätzle, vergiß Du nit mein."

Und als ich in fremde Land hinein kam,
Schön's Schätzle ſteht unter der Thür,
Es thät mich ſo freundlich nit grüßen:
„Schön's Schätzle, was machſt Du allhier?"

Es iſt kein Apfel am Baum ſo roth,
Schwarz Kerne ſind es darin.
Es iſt kein Mädle im ganz Oeſtreich,
So führt es ein falſchen Sinn.

Paff! fiel ein Schuß, die Mädchen ſchreckten zuſammen, der Diſtelfink flog vom Kirſchenbaum fort. Da ſahen die Mädchen den Jäger von Mühringen in ein Repsfeld ſpringen, ſein Hund ihm vorauf, der Jäger hob einen Reiher in die Höhe, raufte eine Feder aus, ſteckte ſie auf den Hut, ſchob den Vogel in die Jagdtaſche und hing ſich ſeine Flinte wieder um; es war ein ſchöner Mann, wie er ſo aus dem grünen Felde daher kam.

Das Tonele ſagte: „er hätt' doch das Thier am Sonntag leben laſſen können."

„Ja," ſagte Bärbele, „die Jäger ſind Alle keine rechten Chriſtenmenſchen, ſie können nichts als die armen Bauern wegen Holzfrevel in den Thurm und die unſchuldigen Thiere um's Leben bringen; der grün' Teufelsknecht hat noch vergangen * des

* Vor Kurzem.

Bläſis Käther auf vier Wochen ins Spinnhaus gebracht; ich möcht' keinen Jäger heiren * und wenn er mir weiß nicht was verſprechen thät'."

„Die alt' Urſel hat mir einmal erzählt," ſagte Brigittle, das jüngſte von den dreien, „daß ein Jäger jeden Tag ein lebiges Weſen todt machen muß."

„Das kann er genug haben," lachte Bärbele, und wies ihn an das Ungeziefer.

Unterdeſſen kam der Jäger näher, wie auf eine Verabredung begannen alle drei Mädchen zu ſingen; ſie wollten thun, als ob ſie den Jäger nicht bemerkten, und doch ſangen ſie in ihrer Befangenheit nur mit halber Stimme und ſummten nur ſo vor ſich hin den letzten Vers des Liedes:

Ein falſchen Sinn, ein hohen Muth,
Drei Federn trag' ich auf meinem Hut;
Und weil ich mein Schätzle verloren hab',
So reiſ' ich gleich wiederum ab.

„Guten Tag, ihr Jungfern, warum ſo leis?" fragte der Jäger ſtehenbleibend.

Die drei Mädchen fingen an zu kichern und hielten ſich ihre Schürzen vor den Mund; Bärbele aber gewann am ſchnellſten das Wort wieder und es ſagte: „Schön Dank, Herr Jäger, wir ſingen halt nur für uns und wir hören's ſchon, wenn wir auch noch ſo leis ſingen, wir ſingen nicht für Andere."

„Brr!" ſagte der Jäger, „das Mäule ſchneidt ja wie geſchliffen."

---

* Heirathen.

„Geſchliffen oder ungeſchliffen, das iſt gehupft wie geſprungen, wem's nicht gefällt, der kann's ja beſſer machen, wenn er's kann," erwiederte das Bärbele; das Tonele ſtieß es an und ſagte halblaut: „Du biſt aber auch grob wie Bohnenſtroh."

„Ich kann ſchon einen Spaß vertragen," ſagte der Jäger, zu dem böſen Spiele gute Miene machend.

Die Mädchen waren bei alle dem doch verlegen, und ſie wählten wohl gerade das unrechteſte Mittel, der Verlegenheit auszuweichen; ſie ſtanden auf, faßten ſich unter dem Arme, um nach Hauſe zu gehen.

„Darf ich den Jungfern Geſellſchaft leiſten?" ſagte der Jäger wieder.

„Das iſt Landſtraße und die Straß' iſt breit," ſagte Bärbele,

Der Jäger dachte daran, ſich von dem groben Mädchen fortzumachen, aber er beſann ſich ſchnell, wie lächerlich es wäre, ſich verblüffen zu laſſen; er fühlte es wohl, er ſollte auch in dem gleichen Tone antworten, aber er konnte nicht: das Tonele, an deſſen Seite er ging, hatte ihm ſo in die Augen geſtochen, daß er gar keinen tüchtigen Spaß machen konnte, und er war doch ſonſt gar nicht ſo blöde; er ließ daher dem Mädchen ſeine Freude und ging mit, ohne ein Wort zu reden.

Um doch Einiges wieder gut zu machen, fragte das Tonele: „Wohin wollet ihr denn am Sonntag?"

„Ge'Horb," ſagte der Jäger, „und wenn mich die Jungfern begleiten thäten, es käm' mir auf den beſten Schoppen nicht an."

„Wir bleiben daheim," ſagte das Tonele, und wurde über und über roth.

„Wir löſchen lieber den Durſt mit Gänswein, den kriegen wir auch geſchenkt,“ ſagte das Bärbele.

Man war dem Dorfe näher gekommen, da ſagte das Bärbele abermals, auf einen Fußweg deutend: „Herr Jäger, da könnet ihr hinten ’rum kommen, da geht der nächſte Weg nach Horb.“

Dem Jäger wurde es endlich zu viel, und er hatte ein höchſt derbes Wortſpiel im Munde; aber er unterdrückte es und ſagte nur: „Ich ſeh’ gern ehrlichen Leuten und einem ehrlichen Dorf in’s Geſicht;“ er konnte ſich aber nicht enthalten, dem Bärbele dabei den Rücken zuzukehren.

So geht’s, weil der Jäger keinen Spaß machen konnte, wurde er grob, und ſo geht’s oft.

Als die vier in das Dorf hineingingen, fragte der Jäger das Tonele, wie es heiße; aber noch ehe es antworten konnte, ſagte Bärbele: „Wie man’s getauft hat.“

Und als nun der Jäger zum Bärbele ſagte: „Ihr ſeid ja wundergeſcheit, wie alt ſeid Ihr denn?“ erhielt er die gewöhnliche Antwort: „So alt wie mein kleiner Finger.“

Das Tonele aber ſagte halb leiſe: „Ich heiß Tonele, warum fraget Ihr denn?“

„Weil mir’s lieb iſt, es zu wiſſen.“

Man ging den Berg hinan, an dem ſich die beiden Häuſerreihen hinaufziehen; oben, an des Sauerbrunnenbaſche’s Haus ſteckten die drei Mädchen ſtillſtehend die Köpfe zuſammen, und huſch! ſtoben ſie wie verſcheuchte Tauben auseinander und ließen den Jäger allein ſtehen; dieſer pfiff ſeinem Hunde, der den Mädchen nachgeſprungen war, ſteckte die linke Hand in den Gewehrriemen und ging ebenfalls davon.

An der Steingrube erholten und ſammelten ſich die Mädchen wieder.

„Du biſt aber auch gar zu grob,“ ſagte Tonele zu Bärbele.

„Jo weger,“ * betheuerte Brigittle.

„Er hat Dir ja nichts gethan,“ fuhr Tonele fort, „und Du biſt auf ihn losgefahren wie ein Kettenhund.“

„Ich hab' ihm auch nichts gethan,“ ſagte Bärbele; „ich hab ihn nur gefoppt, warum hat der Tralle mir nicht 'rausgegeben? und wahr bleibt wahr, ich mag ihn nicht, wie kommt der Grünrock dazu? meint er, weil er beim Baron Münch Jäger ſei, dürft' er nur ſo mit uns laufen durch das ganze Dorf durch, daß alle Leute meinen, wir wollen 'was von ihm? Und was müßt' der Sepper ** und der Kaspar davon denken? Nein, nein, ich bin kein ſo Tättele *** wie Du, ich laſſ' mir nichts gefallen, von keinem Grafen und von keinem Baronen.“

Das Geſpräch wurde unterbrochen, denn der Sepper und der Kaspar kamen; ſie hatten ihre Schätze im Kirſchenbuſch geſucht und nicht gefunden. Bärbele erzählte nun die ganze Geſchichte, es konnte Niemand außer ihm zu Worte kommen, und da ihm noch viel ſpitzere Redensarten einfielen, nahm es das nicht ſo genau und erzählte auch dieſe; denn das findet ſich überall und bei gar vielen Menſchen, daß, wenn ſie etwas von ſich erzählen, ſie es noch ſchöner herausputzen, ſie berichten dann, daß ſie dieß und das geſagt und gethan, wozu ſie zur Zeit den Muth nicht gehabt hatten, oder was ihnen erſt ſpäter einfiel.

---

* Wahrlich.

** Joſeph.

*** Schüchternes Mädchen.

Der Sepper gab dem Bärbele vollkommen recht und ſagte: „das Herrenpack muß man gleich von vornherein abtachteln!“ *

Der Jäger, der doch nichts weniger als ein „Herr“ war, wurde immer mehr zu einem ſolchen geſtempelt, damit man deſto beſſer auf ihn losziehen konnte.

Sepper nahm ſeinen Schatz, das Tonele, an den einen Arm, an den andern hing ſich das Brigittle, der Kaspar und das Bärbele gingen neben ihnen, und ſo wanderten ſie durch die Hohlgaſſe nach der Hochbur ſpazieren.

Der Sepper und das Tonele waren ein herrliches Paar, beide faſt gleich groß und ſchlank, und beide doppelt ſchön, wenn ſie mit einander gingen; jedes für ſich allein war ſchon ſchön, aber bei einander waren ſie es erſt recht, unter tauſenden heraus hätte man ſagen müſſen: dieſe zwei gehören zuſammen. Der Sepper ging halb bäueriſch, halb ſoldatiſch gekleidet, das kurze, ſchlotterige Bauernwamms hob das ſchöne Ebenmaaß der Glieder unter den eng zugeſchnürten Beinkleidern noch ſchärfer hervor; der Sepper ſah aus wie ein Offizier, der ſich's commod' gemacht hat, ſo ſchlank und ſtraff und doch wieder ſo frei und ungezwungen war ſein ganzes Weſen.

Auf der Hochbur angelangt, ſahen ſie nicht weit davon den Jäger beim Nordſtetter Waldſchützen ſtehen; der Sepper bemerkte ſogar, daß der Jäger nach ihnen hindeutete, und er räusperte ſich, als ob er dem „Herrn“ ſogleich eine tüchtige Antwort zu geben hätte, obgleich ſie noch mehr als zweihundert Schritte von einander entfernt waren; dann faßte er das Tonele um den

* Wahrſcheinlich abtackeln, herunterreißen.

Hals und gab ihm einen herzhaften Kuß, gleichſam auch als weit hin erkennbare Sprache; darauf ſchritt er luſtig pfeifend dahin und ſchwenkte ſich gar keck und muthig.

Hätte er gehört, was der Jäger mit dem Waldſchützen ſprach, er wäre noch ſchärfer aufgetreten, denn der Jäger ſagte: „Gucket, da kommt es gerad', es iſt ein Mädle wie von Wachs, gerad' wie die Mutter Gottes in der Kirche, ſo lang ich mir denken mag, hab' ich noch keines ſo geſehen.“

„Ja, ja, wie ich unbeſehen geſagt hab',“ erwiederte der Waldſchütz, „das iſt des Pudelkopfs Tonele; man heißt ihren Vater den Pudelkopf, weil er ein Haar hat wie ein Schaaf, das Tonele hat auch ſo weißes gerölltes Haar; man heißt's auch im ganzen Dorf das Borsdorfer Aepfele, weil es ſo rothe Bäckle hat; der alte Pfarrer, der war nicht verſteckt,* der hat's zur Köchin haben wollen, aber proſt Mahlzeit, der Pudelkopf hat mit einem ſchönen Dank das Maul gewiſcht, das Tonele kriegt einmal ſeine fünf Jauchert Ackers in einer Zelg** und das kleckt† noch nicht.“

Der Jäger reichte dem Waldſchützen die Hand, und noch ehe ihn die Spazierenden erreicht hatten, ging er raſch die Steige hinab.

Auf einem Feldraine ſitzend, wurde von unſern Bekannten unter Singen und Küſſen der Nachmittag verbracht. Am übelſten war das Brigittle dran, ſein Schatz war in Heilbronn bei den Soldaten; wer weiß, wo er jetzt war, während ſein Mäd-

* Dumm.

** Fünf Morgen Ackers in jeder Gemarkung gilt als der Beſitzſtand eines wohlhabenden Bauern.

† Iſt noch nicht Alles.

chen glühenden Antlitzes abſeits von den Anderen, mit einer Blume ſpielend, ſeiner gedachte? Als es Abend zu werden begann, machte Brigittle die anderen Mädchen wieder zurecht, ſeine eigene Halskrauſe war in der beſten Ordnung geblieben, während die Haare und Halskrauſen der Andern „verſtrobelt und verzobelt“ waren, wie es gutmüthig ſcheltend ſagte.

Man ging wiederum auf der Straße ſpazieren, alle Mädchen und Burſchen ſammelten ſich dort, und nun ſchieden ſich die Geſchlechter.

Im Weſten, wie man bei uns ſagt, „über dem Rheine“ ging die Sonne blutigroth unter und prophezeihte für morgen einen guten Tag.

Die Burſchen gingen in langen Reihen, aber ein Jeder für ſich, ſingend oder im Chore vierſtimmig pfeifend das Dorf hinein; etwa dreißig Schritte hinter ihnen gingen die Mädchen Arm in Arm, ebenfalls in langen Reihen, die die ganze Breite der Straße einnahmen, ſie ſangen unaufhörlich: immer wieder fing ein Mädchen ein neues Lied an, und die Anderen ſtimmten ohne langes Beſinnen und Hin- und Herreden ein.

Das Tonele ging an der linken Flanke und an ſeinem rechten Arme hing das Blätſchle's Marann', die Flambomarann' genannt; das war ein unglückliches Mädchen, denn die ganze linke Hälfte ſeines Geſichts, von der Stirne bis zum Kinn, war blau, wie von geronnenem Blute unterlaufen. Bei dem großen Brande vor achtzehn Jahren, wobei die ſieben Menſchen verbrannten, war die Mutter Marann's, die damals ſchwanger war, ſchnell herzugeeilt, und da ſie die Flamme ſah, fuhr ſie ſich erſchreckt mit der Hand über das Geſicht, als nun das Kind zur Welt kam, hatte es auf der einen Seite ein blitzblaues

BIBLIOTHECA REGIA

Geſicht. Das Tonele hatte immer einen unüberwindlichen „Grauſel“ vor der Marann’, aber es hatte nicht Muth genug, vor ihr zurückzuweichen, als ſie ſeinen Arm faßte; ſo ging es nun neben ihr, innerlich zitternd, aber es ſang um ſo lauter, nm dadurch gerade über ſich Meiſter zu werden.

Bei des Schloßbauern Haus holte der Jäger, von Horb kommend, die Mädchen ein; als er das Tonele anſichtig wurde, ward er feuerroth, er hob ſein Gewehr etwas von der Schulter, hing es aber ſogleich wieder über; und er ſagte zu Tonele gewendet: „Guten Abend, ihr Jungfern.“ „Schön Dank,“ erwiederten Einige, und der Jäger fuhr leiſer zu Tonele fort:

„Iſt’s jetzt eher erlaubt, daß man mitgeht?“

„Nein, das ſchickt ſich nicht, daß Ihr mit uns durch das Dorf gehet, thut mir den Gefallen und gehet voraus zu den Buben,“ erwiederte das Tonele ebenfalls ganz leiſe.

Der Jäger war hierüber hoch erfreut und ging höflich grüßend voraus.

Beim Adler machte Alles Halt, die Abendglocke läutete, die Burſchen zogen ihre Mützen ab und ſprachen ein leiſes Vaterunſer; auch die Mädchen ſprachen daſſelbe leiſe, darauf machte ein Jedes das Zeichen des Kreuzes.

Kaum war aber dieß vorbei, ſo ging das Scherzen und Schäkern wieder los. Der Jäger ſagte: „Gut Nacht beiſammen“ und ging ſeines Weges. Die Mädchen foppten das Tonele mit dem Jäger, und daß es etwas leiſe mit ihm gemunkelt habe; der Sepper, der das hörte, ſtand plötzlich ſtarr und hielt die Pfeife, die er eben zum Munde führen wollte, krampfhaft vor ſich hin, ſeine linke Fauſt ballte ſich, er ſprach kein Wort, aber aus ſeinem Auge, das ſtier auf Tonele gerichtet war, blitzten

furchtbare Gedanken; dann aber wiegte er ſich wieder ſtolz auf den Knien und warf nur einmal den Kopf rückwärts.

Als ſich Alles zerſtreute, begleitete der Sepper das Tonele; er ging eine Weile ſtill neben ihm her, dann ſagte er:

„Was haſt Du mit dem Jäger?“

„Nichts.“

„Was haſt Du mit ihm gered't?“

„Was man eben ſo red't.“

„Ich will aber, Du ſollſt kein Wörtle zu ihm ſagen.“

„Und ich laſſ' mir von Dir nicht befehlen, mit wem ich reden ſoll.“

„Du biſt eben ein hoffärtiges, falſches Ding.“

„Wenn Du's glaubſt, iſt mir's auch recht.“

Die beiden gingen noch eine Strecke mit einander und redeten kein Wort; ſie kamen vor dem Hauſe Tonele's an, es ſagte gute Nacht, aber der Sepper gab ihm keine Antwort und das Tonele ging in's Haus. Den ganzen Abend blieb noch der Sepper vor dem Hauſe ſtehen, er pfiff und ſang allerlei Weiſen, er glaubte, das Tonele müſſe noch zu ihm herauskommen; aber es kam nicht, und er ging in heftigem Zorne davon.

Während der ganzen Woche ſprach der Sepper kein Wort mit dem Tonele, ja er wich ihm ſogar aus, wo er ihm begegnete.

Am Samſtag Nachmittag holte der Sepper mit ſeinen Gäulen im Würmlesthäle Klee für den Sonntag, auf der Heimfahrt ſah er das Bärbele mit einem ſchweren Kleebündel auf dem Kopfe aus dem Veigele'sthäle kommen; er hielt an, rief dem Bärbele, es mußte ſeinen Klee auf den Wagen legen und ſich dann zu ihm hinauf ſetzen. Hier oben kam es nun zu einer

grundmäßigen Erklärung. Das Bärbele machte dem Sepper wegen ſeiner dummen Eiferſucht ſo tüchtig den Marſch, daß er noch an demſelben Abend beim Rathhausbrunnen wartete, bis das Tonele kam, um Waſſer zu holen; er ſprang ſchnell herzu, hob ihm den Kübel auf den Kopf, dann ging er neben ihm her und ſagte:

„Wie haſt Du denn die Woch' gelebt? ich hab' ſündlich viel zu ſchaffen."

„Und machſt Dir noch mehr zu ſchaffen, für nichts und wieder nichts; Du biſt ein recht unbändiger Menſch. Siehſt Du jetzt ein, daß Du unrecht gehabt haſt?"

„Mit dem Jäger darfſt Du halt kein Wort mehr reden."

„So oft ich will, red' ich," ſagte Tonele; „ich bin kein Kind, ich weiß ſchon, was ich zu thun hab'."

„Aber wenn Du doch nicht mußt, brauchſt Du doch nicht mit ihm zu reden?"

„Nein, das brauch' ich nicht, aber ich laſſ' mich nicht ſo kurz am Leitſeil halten."

Der Friede war wieder hergeſtellt, keine Störung trat ein, denn auch der Jäger kam lange nicht mehr nach Nordſtetten.

Tonele ſaß am Sonntage oft mit ſeinen Kamerädinnen oder auch mit dem Sepper im Kirſchenbuſch und ſang und ſcherzte; die Waldkirſchen (denn andere gibt es bei uns nicht) waren längſt reif, der Reps wurde eingeheimſt, Roggen und Gerſte geſchnitten, in dem ſtillen friedlichen Leben unſerer Bekannten war Alles beim Alten geblieben, die Liebe Tonele's und Seppers hatte, wenn es möglich war, noch an Heftigkeit zugenommen; nur noch dieſen Herbſt hatte der Sepper das letzte Manöver beim Militär

mitzumachen, dann bekam er ſeinen Abſchied und dann — gab es Hochzeit.

Seit jenem Sonntage im Frühjahre hatte das Tonele den Jäger mit keinem Auge mehr geſehen, erſt als es mit dem Sepper gemeinſchaftlich in der Molde * Hafer ſchnitt, ging der Jäger vorüber und ſagte: „ſchneidet's gut?“ Das Tonele ſchreckte unwillkürlich zuſammen, es antwortete nicht, ſondern bückte ſich und ſchnitt emſig, der Sepper aber ſagte: „Groß Dank“ und auf eine Garbe knieend, drehte er dieſelbe recht feſt zu, als ob er dem Jäger damit den Hals zudrehe; der Jäger ging fürbaß.

Es war gut, daß der Sepper erſt drei Tage nach des Bärbele's Hochzeit mit dem Kaſpar zum Manöver einrücken mußte; er nahm ſich deßhalb vor, ſich dabei noch recht wohl ſein zu laſſen, und er hielt getreulich Wort.

Faſt in allen Häuſern, wo der Sepper mit dem Kaspar die Einladungen zur Hochzeit machte, ſagten die Leute: „Nun, Sepper, jetzt kommt's bald an Dich,“ und er ſchmunzelte bejahend.

Am Hochzeitstage war es dem Sepper ſo wohl wie einem Vogel im Hanfſaamen, er genoß die Vorfreude ſeines künftigen baldigen Glücks; als es zum Tanze ging, ſtieg er zu den Muſikanten auf die Erhöhung und beſtellte ſie, ſammt noch zwei Trompetern mehr, zu ſeiner Hochzeit, er wollte als Gardiſt recht viel Trompeten haben.

Abends machte aber eine neue Erſcheinung dem Sepper einen Strich durch die Rechnung; der Jäger kam nämlich auch zum

* Name einer Gemarkung.

Tanze und die erſte, die er engagirte, war Tonele. „Iſt ſchon engagirt,“ antwortete Sepper ſtatt des Tonele.

„Die Jungfer wird wohl ſelber reden können,“ erwiederte der Jäger.

„Den nächſten Hopſer wollen wir mit einander tanzen,“ ſagte das Tonele und nahm den Sepper bei der Hand; es wendete ſich aber nochmals nach dem Jäger um, ehe es zu tanzen begann. Als nun das Tonele mit dem Jäger den Hopſer tanzte, ſetzte ſich der Sepper an den Tiſch, und er nahm ſich vor, heute Abend keinen Fuß mehr zu rühren, und daß das Tonele auch nicht mehr tanzen dürfe. Da kam Bärbele, von ſeiner „Geſpiele“ geſchickt, und forderte den Mürriſchen auf; der Hochzeiterin darf nie einer einen Tanz ausſchlagen, und ſo folgte der Sepper dem ihn nachziehenden Bärbele, das ihm alsdann beim Aushalten tüchtig die Leviten las: „Ich weiß gar nicht,“ ſagte es, „Du kommſt mir ganz närriſch vor mit dem Jäger; Du biſt dran ſchuld, wenn ihn das Tonele gern kriegt, es thät ſchon lang mit keinem Gedanken mehr nach ihm umgucken, wenn Du es aber fort und fort ſo mit ihm quälſt, da muß es ja immer wieder an ihn denken, und da denkt es darüber nach, ob es wirklich wahr iſt, daß der Jäger es gern hat, und da kann es ihn eben auch gern kriegen, denn guck, er kann halt doch noch beſſer tanzen, als Du, ſo links 'rum kannſt Du doch nicht hopſen.“

Der Sepper lachte, aber innerlich mußte er dem ſchalkhaft geſcheiten Weibchen recht geben, und als er dann mit ſeinem Schatze am Tiſche ſaß, brachte er es dem Jäger zu (ihm Beſcheid zu thun), er winkte dabei dem Tonele und ſagte: „ſtoß mit ihm an;“ der Jäger trank, eine höfliche Verbeugung machend, auf die Geſundheit Tonele's, dem Sepper nickte er kaum zu;

dieſer aber nahm ſich vor, heute nicht mehr böſe zu ſein, ſondern er freute ſich vielmehr über ſein kluges Benehmen gegen den Jäger, und hielt dann das Tonele ſelig im Arme. Da wurde er zu dem Hauptſpaße einer Hochzeit abgerufen.

Die geſammte ledige Mannſchaft hatte nämlich nach alter Sitte die Hochzeiterin geſtohlen, ſie hielten das Bärbele in einen großen Kreis eingeſchloſſen, und Kaspar, der Hochzeiter, mußte es nun unter vielen poſſirlichen Hin- und Herreden von den Unholden loskaufen; ſechs Flaſchen Wein befreiten die Gefangene, und die Beiden, die ſich wieder gefunden, marſchirten nach Hauſe; die Muſikanten ſtiegen von der Anhöhe an die offenen Fenſter und ſpielten ihnen den üblichen Marſch auf und manches Hoch! ſchallte noch hinterdrein.

Das Tonele ſtand träumeriſch am Fenſter, als das Bärbele ſchon längſt fort war und Alles wieder tanzte.

Es war ſchon ſpät in der Nacht, oder eigentlich früh am Morgen, als der Sepper das Tonele nach Hauſe begleitete; ſie waren noch lange allein und das Tonele ſchmiegte ſich mit wilder Gluth an ſeine Wangen und faßte ihn mit gewaltigen Armen feſt. Auch der Sepper war hoch erregt, aber er konnte es doch nicht unterdrücken, noch einmal von dem Jäger zu ſprechen; das Tonele aber ſagte: „Laß jetzt den Jäger, guck, es gibt jetzt gar nichts auf der Welt als Du.“ — Der Sepper hob das Tonele hoch in die Lüfte, dann umfaßte er es wieder und den Mund an ſeine Wange preſſend ſagte er: „guck, ich möcht' Dir g'rad 'neinbeißen.

„Beiß,“ ſagte Tonele.

Wehe! der Sepper hatte wirklich gebiſſen, das Blut rann Tonele von der Wange und floß hinab bis an den Hals;

erſchreckt fuhr es mit der Hand nach ſeiner Wange, es fühlte die offenen Spuren der Zähne, da ſtieß es den Sepper von ſich, daß er rücklings hinſtürzte, dann ſchrie und heulte es laut auf, daß Alles im Hauſe erwachte; der Sepper richtete ſich auf, um es zu tröſten, aber jämmerlich wehklagend ſtieß es ihn abermals von ſich. Da man Geräuſch im Hauſe vernahm, ſchlich ſich der Sepper fort, denn er dachte: die Sache iſt nicht ſo arg; auch wollte er ſich und Tonele jede Verlegenheit erſparen, und er hoffte, es würde ſchnell eine Ausrede vorbringen, wenn die Leute herbeikämen.

Der Vater und die Mutter kamen mit Licht und ſie ſchlugen die Hände zuſammen, als ſie ihr bluttriefendes Kind ſahen. Schnell wurde die alte Urſel, die viel Hausmittelchen kannte, herbeigeholt, die alte Frau ſagte ganz offen: „das kann den Krebs geben, oder der das gethan hat, muß die Wunde mit ſeiner Zunge reinigen.“ — Das Tonele ſchwur hoch und heilig, lieber zu ſterben, als daß der Sepper es nur noch einmal berühren dürfte.

Es wurden nun allerlei Heilmittel angewendet und das Tonele ſtöhnte wie eine Sterbende.

Andern Tages war die Geſchichte im ganzen Dorfe bekannt und man ſagte, der Sepper habe dem Tonele ein ganzes Stück Fleich aus dem Backen herausgebiſſen; Alles kam, um das Tonele zu tröſten, aber auch um ſeine Neugierde zu befriedigen. Auch der Sepper kam, aber das Tonele ſchrie wie eine Beſeſſene, er ſolle augenblicklich aus dem Hauſe und nie mehr kommen; keine Bitten, keine Klagen, nichts half, das Tonele that wie wahnſinnig und der Sepper mußte fort; er ging zum Bärbele und bat es, doch für ihn ein gutes Wort einzulegen. Das Bärbele

war gerade damit beſchäftigt, die Hochzeitsgeſchenke zu ordnen; Küchengeſchirr und allerlei Hausrath lag zerſtreut um es her, es ſchimpfte nun zwar den Sepper tüchtig aus, ließ aber doch augenblicklich Alles ſtehen und liegen und ging zum Tonele. Dieſes ſchrie laut auf am Halſe ſeiner Geſpielin: „Ich bin verſchänd't für mein Lebtag.“ Auf vieles Zureden ſtand es endlich doch auf aus dem Bette, und als es nun zum erſtenmale vor den Spiegel trat und die gräßliche Verwüſtung ſah, rief es: „Jeſus, Maria, Joſeph, ich bin ja gerad' wie die Flambomarann'; lieber Gott, ich hab' mich g'wiß an ihr verſündigt, ich bin jetzt geſtraft genug.“

Unter keiner Bedingung wollte das Tonele mehr den Sepper ſehen, und dieſer ging endlich zwei Tage darauf, ein kleines weißleinenes Ränzchen auf dem Rücken, nach Stuttgart.

Erſt nach vierzehn Tagen ging Tonele aus dem Hauſe, aber immer mit verbundenem Geſichte. Merkwürdig! faſt der erſte, der ihm begegnete, als es mit der Hacke auf der Schulter zum Kartoffelgraben in's Feld ging, war der Jäger.

„Wie geht's, ſchönes Tonele?“ fragte er gutmüthig die Verbundene.

Das Tonele wollte vor Scham in den Boden ſinken, es war ihm ſo eigen, daß er es bei ſeinem Namen nannte und noch dazu „ſchönes“ ſagte, es fühlte jetzt doppelt, wie gräßlich entſtellt es war; als es daher ſchweigend ſeufzte, ſagte der Jäger: „Ich hab' ſchon gehört, was Euch geſchehen iſt, darf man's nicht ſehen?“ — Das Tonele ſchob ſchüchtern das Tuch weg und der Jäger ſchlug unwillkürlich die Hände zuſammen, dann aber ſagte er: „Das iſt unverzeihlich, unmenſchlich, ſo mit ſo einem herrlichen Mädchen umzugehen wie Ihr ſeid; das iſt einmal

wieder eine echte Bauernrohheit, verzeihet mir's, ich mein' Euch gewiß nicht mit, aber die Menſchen ſind oft halb Vieh. Laſſet's Euch aber nicht zu ſehr grämen."

Das Tonele hörte aus allem dieſem nur die Theilnahme des Jägers heraus, und ſagte: „Nicht wahr, ich bin recht verſchändt?"

„Bei mir thät' das nichts," ſagte der Jäger, „und wenn Ihr nur einen Backen hättet, Ihr thätet mir doch beſſer gefallen als alle Mädle von Nordſtetten bis Paris."

„Das iſt nicht recht, einen ſo zu foppen," ſagte das Tonele wehmüthig lächelnd.

„Nein, ich fopp' nicht," ſagte der Jäger, die Hand des Mädchens faſſend und fuhr fort: „gucket, ich thät' Euch gleich heirathen, ſo wahr mir Gott das Leben gibt."

„Das iſt ſündlich geſprochen," ſagte Tonele.

„Ich ſeh' keine Sünd' d'ran, wenn wir uns heirathen thäten," ſagte der Jäger.

„Wenn wir gut Freund bleiben wollen, ſo redet mir davon kein Wörtle mehr," ſagte Tonele und ging quer über's Feld.

Der Jäger war ſchon zufrieden, daß er „gut Freund" mit dem Tonele ſein durfte, und er machte ſich das wohl zu nutze; denn er kam jetzt faſt jede Woche ein paar Mal nach Nordſtetten, er unterhandelte zuerſt mit dem Pudelkopf, Tonele's Vater, wegen der Holzfuhren, die es jetzt im Herbſte gab; dadurch bekam er immer mehr Gelegenheit, mit dem Tonele zu ſprechen, er ſagte nichts mehr vom Heirathen, aber man hätte ein Narr ſein müſſen, wenn man's nicht gemerkt hätte, daß er darauf herum redete.

Einen ſchweren Stand hatte der Jäger bei dem Bärbele,

ohne das beim Tonele nichts auszurichten war. Zuerſt verſuchte er es mit Güte und Spaß, aber das Bärbele verſtand gar keinen Spaß mehr; es redete immer und immer vom Sepper, ſo oft der Jäger da war.

Da begab ſich für den Jäger ein Ereigniß, wie er ſichs nicht beſſer wünſchen konnte. Das Tonele hatte eine reiche Baſe in Mühringen, deren Hochzeit in wenigen Tagen ſein ſollte, und das Tonele kam für den drei Tage lang dauernden Tanz nach Mühringen. Die Schweſter des Jägers ſchloß ſchnell Freundſchaft mit dem Tonele, und die beiden Mädchen ſpazierten mit einander über Wieſ' und Feld und hielten ſich beim Tanze zuſammen. Das Tonele erſchien hier zum erſten Male mit unverbundenem Geſichte, und man kann faſt ſagen, es war ſchöner ſeit dem Biſſe.

Manche wilde und abergläubiſche Völker verſtümmeln etwas vollkommen Schönes, damit der böſe Blick keine Macht über daſſelbe habe, und der Teufel, der nichts Vollkommenes duldet, darüber beruhigt ſei. Der Biß in der Wange Tonele's war nur ſo viel, daß der Neidteufel, der nie etwas ganz und durchaus loben mag, ſo ſein Aber dabei anbringen konnte.

Der Jäger hielt ſich beim Tanze immer zum Tonele und am Abend machte er ihm noch eine Freude, wie ſie noch kein Bauernmädchen von ganz Nordſtetten gehabt hatte.

Der alte Baron Münch, ein wohllebig dicker Mann, ſo geizig er auch war, und ſo ſehr er auch einem Bauer, der ein Bündel dürres Holz im Walde holte, nachjagte, war doch ſehr ſplendid für ein kleines Theater, das er ſich auf dem Schloſſe hielt, und wozu er die Honorationen der Gegend einlud. Der

Jäger erhielt die Erlaubniß, das Tonele mit zum Theater zu bringen.

Das Tonele zitterte, daß ihm die Zähne klapperten, als es mit dem Jäger den Berg hinanging, auf dem das Schloß in alterthümlicher Weiſe mit Zugbrücke, Wall und Graben ſteht. Still, ganz in ſich zuſammengeſchauert, auf den Zehen gehend, trat es in den Saal, wo die Herrſchaften ſchon waren; es erhielt einen Platz nicht weit hinter der Muſik, die Obervogtin richtete ihre Lorgnette lange nach ihm, und das Tonele ſaß da, ſchlug die Augen nieder und wagte kaum zu athmen, die Narbe an der Wange brannte, es war als ob der Blick der Obervogtin die Wunde wieder aufgeriſſen hätte. Da rauſchte nach der Muſik der Vorhang auf, Tonele hörte mit angehaltenem Athem zu; es weinte bittere Thränen über das Schickſal des armen, herzensguten Lorenz Kindlein (denn dieſes Stück wurde geſpielt), es hätte gewiß nicht ſo lange gewartet, wenn es die Tochter geweſen wäre, und erſt als der Vorhang wieder fiel, entlud ſich ein gewaltiger Seufzer ſeiner Bruſt.

Auf dem Rückwege faßte der Jäger das Tonele um den Hals und es ſchmiegte ſich traulich an ihn, es war ganz aufgelöſt von der mächtigen Aufregung; es war ihm, als ob der Jäger ihm alles das geſchenkt hätte, als ob er das Alles ſelber gemacht hätte, und doch wäre es wieder gar zu gern noch einmal zu dem guten alten Manne und ſeiner lieben Tochter gegangen, die jetzt ſo glückſelig bei einander waren.

Aber auch der Jäger war glückſelig, denn er erhielt das Verſprechen, daß das Tonele am Sonntage nach der Mittagskirche im Buchwäldle mit ihm zuſammenkommen wolle.

Und ſo war der Jäger bei ſeinem Manöver viel glücklicher

als der Sepper zu Roſſe bei dem Manöver auf der Ebene von Ludwigsburg, und noch ehe er den Abſchied vom Militär erhielt, hatte ihm das Tonele den Abſchied gegeben.

Bei ſeiner Heimkunft war der erſte Ausgang des Seppers zu dem Tonele, er traf es an der Kunkel iu der Stube bei ſeinen Eltern, aber es redete kein Wort mit ihm und blickte ihn nur manchmal ſtier an; er zeigte ſeinen ehrenvollen Abſchied und breitete ihn, nachdem er alle Stäubchen weggeblaſen, auf dem Tiſche aus, aber das Tonele kam nicht einmal her, um hineinzublicken; er wickelte den Abſchied wieder in ein doppeltes Papier und ging, das Document behutſam in der Hand haltend, fort zu dem Bärbele. Hier hörte er nun Alles, und daß die beiden Geſpielen ſich wegen des Jägers verfeindet hätten; der Sepper zerknitterte den Abſchied mit beiden Händen zu einem Ballen zuſammen und ging dann fort.

Es war in der Dämmerung, da ſaß der Sepper unter demſelben Baume im Kirſchenbuſch, wo wir das Tonele zuerſt geſehen haben; der Baum war entblättert, der Wind pfiff über die Stoppelfelder und der Fichtenwald rauſchte und brauſte wie ein Strom, vom Daberwaſen her tönte das Nachtglöckchen, und ein verſpäteter Rabe flog krächzend dem Walde zu; der Sepper aber ſah und hörte nichts, er ſaß da, die Ellbogen auf die Kniee geſtemmt und hielt ſich mit den Händen die Augen zu. So ſaß er lange. Da hörte er das Bellen eines Hundes und herannahende Schritte, er ſprang raſch auf; der Jäger kam aus dem Dorfe. Sepper ſah das Glitzern des Gewehres, er ſah aber auch eine weiße Schürze, und er vermuthete mit Recht, daß das Tonele den Jäger begleitet hatte; ſie blieben eine Weile ſtehen, dann kehrte das Tonele um.

Als ihm der Jäger nahe war, ſagte der Sepper in trotzigem Tone: „Guten Abend!"

„Schön Dank," erwiederte der Jäger.

„Ich hab' mit Euch ein Hühnle zu rupfen," ſagter der erſte wieder.

„Ah, der Sepper," ſagte der Jäger, „ſeit wann ſeid Ihr wieder da?"

„Für Dich zu früh, Du — wir wollen nicht lang machen, da, wir wollen Hälmle ziehen, wer von uns beiden vom Tonele laſſen muß; und wenn ich's verlier', ſo muß ich das Gewehr für mich haben."

„Ich zieh' kein Hälmle."

„Dann zieh' ich Dir Dein Seel' aus dem Leib, Du grüner Spitzbub'," ſchrie der Sepper, das Gewehr des Jägers mit der einen Hand, mit der andern ſeine Gurgel packend.

„Waldmann faß," ſchrie der Jäger noch mit halber Stimme, der Sepper aber gab dem Hunde einen tüchtigen Tritt, dadurch wurde indeß der Jäger etwas freier; mit aller Macht riſſen ſich nun die beiden um das Gewehr und hielten ſich an der Gurgel, da, plötzlich ging das Gewehr los und der Jäger ſtürzte rücklings in den Graben, er ſtöhnte nur noch einmal, und der Sepper beugte ſich über ihn, um zu hören, ob er noch athme. Da kam das Tonele herbeigeſprungen, der Schuß in finſterer Nacht hatte es herbeigelockt, es ahnte nichts Gutes.

„Da, da," rief der Sepper, „da liegt Dein Jäger, jetzt heirath' ihn."

Das Tonele ſtand erſtarrt und konnte ſich nicht regen, endlich ſagte es: „Sepper, Sepper, Du haſt Dich und mich unglücklich gemacht."

„Was geh' ich Dich an, ich will von der ganzen Welt nichts mehr," rief der Sepper und floh nach dem Fichtenwalde zu. — Man hat nie mehr etwas von ihm gehört. — —

Auf dem Wege nach Mühringen im Kirſchenbuſch ſteht an dem Feldraine ein ſteinernes Kreuz zu ewigem Andenken, daß hier der Jäger von Mühringen erſchlagen wurde.

Das Tonele aber iſt erſt nach vielen Jahren einſamen Kummers vom Leben erlöſt worden.

V.

Befehlerles.

Am erſten Maimorgen prangte an des Wagner Michel's Haus ein ſtattlicher Maibaum, es war eine ſchöne ſchlanke Tanne, welcher man die Aeſte abgehauen und nur die Krone gelaſſen hatte; weit über alle Häuſer hinaus ragte ſie, und ſtände der Kirchthurm nicht auf dem Berge, die Tanne hätte darüber hinausgeſchaut. Sonſt war kein Maibaum im ganzen Dorfe, und alle Mädchen beneideten das Aivle,* des Wagner Michels älteſte Tochter, weil es allein einen Maien hatte.

Die Kinder kamen das Dorf herauf, in ihrer Mitte bewegte ſich eine grüne Hütte; eine zuckerhutförmige, aus Reifen gebundene und mit Laub bedeckte Hütte war über einen Knaben geſtülpt, der ſich nun ſo von Hausthür zu Hausthür bewegte

* Eva.

und eine Weile dort Halt machte; neben ihm gingen zwei andere Knaben, einen mit Spreu und Eiern gefüllten Korb an den Henkeln tragend, ein großer Schwarm von Knaben, grüne Zweige in den Händen haltend, zog hintendrein, ſie ſangen vor jedem Hauſe:

Ho! ho! ho!
Der Maiemann iſcht do,
Geant auns ſchnell d'Eier 'raus,
Suſt kommt der Marder ins Heanerhaus,
Geant auns Eier, wia mer's wella,
Suſt ſtreue mer Spreuer auf dia Schwelle,
Ho! ho! ho! u. ſ. w.

Wo ſie nun keine Eier erhielten, vollführten ſie ihre Drohung und ſtreuten mit Jubel und Lachen eine Handvoll Spreu auf die Schwelle; faſt überall aber wurde ihnen willfahrt und ſie gingen von Haus zu Haus, nur an des Schloßbauern Haus gingen ſie ohne anzuhalten vorbei. Die Aufmerkſamkeit des Dorfes war aber diesmal nicht auf den Maienmann gerichtet, denn Alles ſtand vor des Wagner Michel's Haus und betrachtete den Maibaum; zur Herbeiſchaffung eines ſolchen mußten wenigſtens ſechs Mann und zwei Pferde geholfen haben. Es war faſt wunderbar, wie das ſo „hehlings" geſchehen konnte; denn das Maiſetzen war ſtreng verboten und wurde als großer Waldfrevel mit drei Monaten Ludwigsburg, d. h. Arbeitshaus beſtraft. Darum hatte es keiner der jungen Burſchen gewagt, nach alter Sitte ſeinem Schatz dieſen gewaltigen Strauß vors Haus zu ſtecken; nur des Wendels Mathes, der, „zu dem Aivle geht," hatte dies trotz des Verbotes ausgeführt. Man konnte nicht herausbringen, wer ihm dabei geholfen hatte; man ſagte, daß ihm

Burſchen aus dem eine Viertelſtunde entfernten Dettenſee, das zum „ſigmaringer Ländle“ gehört, beigeſtanden hätten.

Viele Bauern, die mit Egge und Pflug ins Feld gehen wollten, Andere mit der Hacke auf der Schulter, machten Halt und betrachteten eine Zeit lang den Maibaum; auch des Wendel's Mathes war unter den Verſammelten, und er lachte immer in ſich hinein und winkte dem Aivle, das vergnügt zum Fenſter herausſah, mit den Augen zu — dieſe Augen ſagten gar viel. Auf die oft ſchelmiſch wiederholte Frage, wer wohl den Maibaum geſetzt, antwortete das Aivle ſtets nur mit einem ſchelmiſchen Achſelzucken.

Eben waren die Maikinder am Hauſe des Wagner Michel's angelangt und begannen ihren Spruch, als der Dorfſchütz mit dem Bannert * herzutrat und laut rief: „Sind ſtill, Ihr Krotten!“ Die Kinder ſchwiegen plötzlich; darauf ging der Geſtrenge gerade auf den Mathes zu, faßte ihn am Arme und ſagte: „Komm mit zum Schultes!“

Der Mathes ſchleuderte die breite Hand der Polizei von ſich weg und ſagte: „Warum?“

„Das wirſt Du ſchon erfahren; jetzt komm mit, oder es geht Dir ſchlecht.“

Der Mathes ſchaute ſich rechts und links um, als wiſſe er nicht, was er thun ſolle, oder als müſſe ihm von irgend einer Seite her Hülfe und Rath werden. Da bewegte ſich plötzlich die Maihütte gerade auf den Schütz zu und ſtieß ihm ins Geſicht, der Bub verließ ſich wohl darauf, daß er als Mai eine geheiligte Perſon und unverletzlich ſei; der Schütz aber kannte keine andere

* Bannwart, Waldſchütz.

unverletzliche Perſon als ſich ſelber und zerfetzte mit Einem Riſſe dem Knaben ſein ganzes Laubhaus: der Chriſtle, der jüngſte Bruder des Mathes, ſprang daraus hervor und der Maienmann hatte nun ein Ende. —

Unterdeſſen war das Aivle vom Hauſe herabgekommen, es erfaßte den Mathes beim Arme, als wollte es ihn retten; dieſer aber rückte auch ſeine Hand eben ſo barſch von ſich ab, und der Dorfſchütz ſagte zum Aivle: „Du wirſt noch warten können, bis man Dich holt.“

„Ich geh' ſchon mit,“ ſagte Mathes, dem Aivle einen vielſagenden Blick zuwerfend, dieſes aber ſah nichts mehr, denn die hellen Thränen ſtanden ihm im Auge, und die Schürze vor das Geſicht haltend, ging es ſchnell zurück ins Haus.

Die Bauern gingen nun aufs Feld, der Mathes mit den beiden Schützen hinein in das Dorf, die Kinder mit Halloh hinterdrein. Als der Schütz den Nachruf nicht mehr hören konnte, riefen einige verwegene Knaben: „Soges! Soges!“ Dies war der Schimpfname des Schützen und brachte ihn jedesmal gewaltig auf: er hatte nämlich noch in den letzten Jahren der öſterreichiſchen Herrſchaft ſein jetziges Amt verſehen, in ſeiner Dienſtbefliſſenheit glaubte er auch, den öſterreichiſchen Dialekt ſprechen zu müſſen, und er ſagte einmal: „i ſog es;“ ſeitdem ſchimpfte man ihn den „Soges.“

Hinter der geheimnißvollen braunen Hausthüre des Schultheißen verſchwand Soges, Mathes und Bannert. Der Schultheiß ſchalt den Angeklagten wegen ſeines Verbrechens ſogleich tüchtig aus.

Mathes ſtand ruhig da, er ſpielte nur leiſe mit dem Fuße nach einer Melodie, die er innerlich ſang; endlich ſagte er:

„Sind Ihr bald fertig, Herr Schultheiß? Das geht mich Alles nichts an, ich habe keinen Maien geſetzt; jetzt machet nur weiter, ich kann ſchon noch eine Weil' zuhören." Der Schultheiß fuhr auf, er wollte gerade auf Mathes los, aber der Soges ſagte ihm etwas ganz leiſe und ſeine geballte Fauſt ſenkte ſich; er befahl nun dem Soges, den Verbrecher wegen groben Läugnens 24 Stunden einzuſperren.

„Ich bin ein Kind aus dem Ort, man weiß, wo ich zu finden bin, ich verlauf' wegen ſo einem Bettel nicht; man kann mich nicht einſtecken," ſagte Mathes mit Recht.

„Man kann nicht?" rief der Schultheiß zornglühend, „das wollen wir doch ſehen, Du —"

„Oha! es iſt genug geſchimpft, ich geh' ſchon," ſagte Mathes, „aber mit einem Bürgersſohne ſollt' man nicht ſo verfahren. Wenn mein Vetter, der Buchmaier, daheim wär', dürft' das nicht geſchehen."

Noch auf dem Wege zum Gefängniſſe begegnete Mathes dem Aivle, aber er verſuchte es nicht einmal mit ihm zu ſprechen; Aivle konnte ſich das nicht erklären, es ſchaute Mathes lange nach, und von der Schande und dem Kummer niedergedrückt, ging es geſenkten Blickes in des Schultheißen Haus. Die Frau Schultheißin war die Firmgode Aivle's, dieſes wollte nun nicht eher vom Platze gehen, bis der Mathes frei wäre, aber diesmal half die ſo einflußreiche Verwendung nichts; der Schultheiß hatte mit Nächſtem das Ruggericht zu erwarten, und er wollte ſich durch unnachſichtige Strenge beim Oberamtmann beliebt machen.

Im Verein mit dem Soges, ſeinem getreuen und weiſen Miniſter, ſetzte der Schultheiß einen Bericht auf, und am andern

Morgen in aller Frühe ward Mathes nach Horb transportirt. Es war gut, daß der Weg nach der andern Seite des Dorfes zuging und das Aivle den Mathes nicht ſah, denn es war ein erbärmlicher Anblick, wie der ſonſt ſo muthige, ſäuberliche Burſche, jetzt ſo geknickt und verwahrloſt ausſah; eine einzige Nacht im Gefängniſſe hatte ihn ſo zugerichtet. Von allen Hecken, an denen Mathes vorüberkam, riß er ſich im Zorne einen Zweig ab, warf ihn aber ſtets bald wieder weg, und als er durch den Tannenwald auf der Steige geführt wurde, riß er ſich ein Tannenreis ab und hielt es zwiſchen den Zähnen feſt; auf dem ganzen Wege ſprach er kein Wort, es war, als ob dieſes Tannenreis ihm das ſichtbare Sinnbild ſeines Schweigens über den Maibaum wäre, als ob dieſes Reislein ſeine Zunge wie mit einem Zauber feſt binden ſollte. Vor dem Oberamte nahm er ſchnell das Tannenreis heraus, räuſperte ſich, und faſt ohne es zu wiſſen, ſteckte er das Sinnbild ſeiner Anklage in die Taſche.

Wer nie in den Händen des Gerichts war, weiß nicht, welch' ein ſchreckliches Loos es iſt, ſo auf einmal nicht mehr Herr über ſich zu ſein, es iſt, als ob einem der eigene Körper genommen wäre; von Hand zu Hand geſchubt, muß man freiwillig ſeine Füße aufheben, um doch nur dahin zu gehen, wohin Andere wollen. Das fühlte Mathes, denn er war in ſeinem ganzen Leben jetzt zum erſten Male vor Gericht; es war ihm ſo ſchwer und ſo bange zu Muthe, als ob er ein recht großer Verbrecher wäre, als ob er einen Menſchen ums Leben gebracht hätte; er meinte, die Kniee müßten ihm zuſammenbrechen, als er die vielen Treppen den Berg hinaufgeführt wurde. Er wurde nun in den Thurm geſperrt, der ſo zudringlich hoch auf dem Berge ſteht, wie eine Zwingburg, wie ein großer ſteinerner

Zeigefinger, der der ganzen Umgegend zuwinkt: „Hütet Euch!“

Die Zeit wurde dem Mathes ſterbenslang, er war ſo lange er denken konnte, nie eine Stunde allein ohne Arbeit geweſen, was ſollt' er nun thun? Er lugte eine Weile durch das doppelt vergitterte Fenſter in der ſechs Schuh dicken Mauer hinaus, aber er ſah nichts als ein Stückchen blauen Himmel. Auf der Pritſche liegend, ſpielte er lange mit dem Tannenreis, das er in ſeiner Taſche fand, das war noch ein Ueberreſt aus der grünenden Welt draußen; er ſteckte es zwiſchen eine Brettſpalte und dachte ſich es als den großen Maibaum, der an des Aivle's Haus ſtand, es kam ihm vor, als ob es ſchon hundert Jahre wäre, ſeit er dieſen geſehen hatte. Seufzend fuhr er auf, er ſchaute wirr umher und ſtampfte mit den Füßen, er fürchtete närriſch zu werden in dem Gefängniſſe; er fing nun an, pfeifend die Nadeln an dem Tannenreis zu zählen, mitten drin aber hörte er auf und betrachtete das Reis genauer, er ſah jetzt zum erſten Male, wie ſchön ſo ein Reis iſt: unten waren die Nadeln dunkelgrün und hart, nach der Spitze zu aber waren ſie noch ſo ſanft und hellfarbig, ſo weich wie der Flaum eines Vogels, der noch nicht flügge iſt, und ganz oben war der kleine Keim mit ſeinen zierlich übereinandergelegten Schuppen — das ſollte ein Tannzapfen werden. Beſſer als Lavendel und Rosmarin roch der friſche Harzduft des Zweiges, Mathes fuhr ſich mit demſelben leiſe und ſanft über das ganze Geſicht und über die geſchloſſenen Augen; den Zweig in der Hand haltend, ſchlief er endlich ein. — Im Traume war es ihm, als ob er auf einer ſchwankenden Tanne feſtgebannt wäre, ſo daß er kein Glied rühren konnte, er hörte die Stimme Aivle's, das den böſen Geiſt bat, daß es zu

ihm herauf dürfe, um ihn zu erlöſen; er erwachte und hörte wirklich die Stimme Aivle's und die ſeines kleinen Bruders Chriſtle, ſie hatten ihm das Mittagseſſen gebracht und baten den Gefängnißwärter, ihn in ſeinem Beiſein beſuchen zu dürfen, aber es wurde nicht geſtattet.

Erſt gegen Abend wurde Mathes in das Verhör gebracht; der Oberamtmann redete ihn ſogleich mit Du an und ſchimpfte ihn auf Hochdeutſch eben ſo, wie geſtern der Schultheiß auf Bauerndeutſch. So lange die Gerichtsverhandlungen nicht öffentlich ſind, wie ſie es zu alten Zeiten in Deutſchland überall waren, ſo lange wird ein Beamter immer mit einem Angeklagten machen können, was er will; darf er ihn auch nicht mehr auf die Folter ſpannen oder prügeln laſſen, es gibt noch viele andere oft härtere Mißhandlungen.

Sporenklirrend im Zimmer auf- und niederſchreitend, ein kleines Papierchen ſtets raſch zwiſchen den Fingern drehend, ſtellte der Oberamtmann ſeine Fragen:

„Wo haſt Du den Baum geſtohlen?"

„Ich weiß von nichts, Herr Oberamtmann."

„Vermaledeiter Spitzbub, Du lügſt," ſagte der Amtmann raſch, indem er nah auf Mathes zutrat und den Zipfel ſeines „Bruſttuches" * faßte.

Mathes zuckte rückwärts zuſammen, ſeine Hand ballte ſich unwillkürlich zur Fauſt.

„Ich bin kein Spitzbub," ſagte er endlich, „und Ihr müſſet das, was Ihr da geſagt habt, ins Protokoll 'neinſchreiben; ich

* Bruſttuch, ſo viel als Jacke.

will ſehen, ob ich ein Spitzbub bin. Mein Vetter, der Buchmaier, kommt ſchon wieder heim.“

Auf dieſe Rede kehrte ſich der Amtmann um und kniff die Lippen übereinander.

Wäre die Sache des Mathes nur eine beſſere geweſen, es hätte dem Amtmann ſchlecht ergehen können; wohlweislich aber ließ er ſeine Rede nicht ins Protokoll ſetzen, er klingelte und ließ den Soges hereinkommen.

„Was habt Ihr für Beweiſe, daß der da den Maien geſetzt hat?“

„Jed' Kind im Dorf, die Ziegel auf dem Dach wiſſen's, daß der Mathes zu dem Aivle geht; nichts für ungut, aber ich mein', das Kürzeſte wär', man läßt das Aivle kommen, da wird er's nimmer läugnen, er kann keinen auf die Gabel nehmen,* daß es nicht wahr iſt.“

Als der Mathes das hörte, ſperrte er die Augen weit auf und ſeine Lippen zuckten, aber er ſchwieg. Der Amtmann war eine Zeit lang ſtutzig, er erkannte das Ungehörige eines ſolchen Beweismittels wohl; aber er wollte „ein Exempel ſtatuiren“, wie er ſich in der Gerichtsſprache ausdrückte. Nachdem Mathes, der Soges, nebſt den herkömmlichen zwei Gerichtsſchöppen — oder wie man ſie bei uns heißt, Gerichtsbeiſchläfer — das Protokoll unterſchrieben hatten, war das Verhör geſchloſſen; Mathes hatte den Muth nicht, ſeine frühere Forderung in Betreff der Schimpfreden des Oberamtmanns zu wiederholen, er wurde abermals in das Gefängniß abgeführt.

---

* Einen auf die Gabel nehmen, ſo viel als einen Eid ſchwören; von dem Bilde der erhobenen drei Finger genommen.

Es war ſchon ſpät gegen Abend, da ſaß das Aivle oben an der Steige und ſchaute hinüber nach dem Thurme auf dem Berge jenſeits; es meinte, der Mathes müſſe doch endlich kommen, es ſaß hinter einer Hecke, um von den Leuten nicht geſehen und befragt zu werden; da ſah es den Soges die Bergwieſe heraufkommen, es ging nach der Straße, der Soges winkte ihm zu, es ſprang ihm ſchnell entgegen.

„Thur ſtet *, Aivle,“ rief der Soges, „ich hab' Dir nur ſagen wollen, Du ſparſt mir einen Gang, Du mußt morgen früh um acht Uhr vor Oberamt.“

Das Aivle ſtand leichenblaß da und ſchaute wie verwirrt drein, dann rannte es ſchnell den Berg hinab und hielt erſt unten am Neckar inne; es blickte ſich verwundert um, es war ihm geweſen, als würde es jetzt gleich eingeſperrt und als müſſe es auf und davon laufen. Still weinend und geſenkten Hauptes kehrte es heim.

Faſt die ganze Nacht that Aivle kein Auge zu, denn morgen ſollt' es ja zum erſten Male vor Gericht; allerlei Schreckbilder von ſchwarzbehangenen Gemächern ſtanden vor ſeiner Seele, und hätte ſich nicht ſein Geſpiel, des Schneiderles Agath, erboten bei ihm zu ſchlafen, es wäre geſtorben vor Angſt.

Als kaum der Morgen graute, ging Aivle nach dem Schranke, holte ſeine Sonntagshäs **, und die Agath mußte es ankleiden, es konnte vor Zittern keinen Bändel knüpfen; wehmüthig betrachtete es ſich in ſeinem zerbrochenen Spiegel: es war ihm,

* Geh langſam.

** Häs, Kleider.

als müßte es in ſeinen Sonntagskleidern zu einem Leichenbegängniſſe.

Der Wagner Michel begleitete ſeine Tochter, er konnte das Kind ja nicht allein gehen laſſen. In der Oberamtei zog er ſeinen Hut ab, ſtrich ſich die kurzgeſchornen Haare glatt und machte ſchon jetzt ein demüthig freundliches Geſicht, als er mit den Füßen ſcharrend vor der Stubenthür des Oberamtmanns ſtand; er ſtellte ſeinen Schlehdornſtock an die Wand und den dreieckigen Hut mit der linken Hand vor die Bruſt haltend, den Kopf demüthig vorgebeugt, klopfte er an. Die Thüre öffnete ſich: „Was will Er?“ fragte eine rauhe Stimme.

„Ich bin der Wagner Michel und das da iſt mein' Tochter, das Aivle, und das fürcht't ſich ſo, da hab' ich fragen wollen, ob ich nicht mit 'nein darf vor Gericht.“

„Nein,“ war die rauhe Antwort und die Thür wurde ihm vor der Naſe zugeſchlagen, daß der Wagner Michel zurücktaumelte; er konnte ſeine weitere Begründung, daß eigentlich er und nicht ſeine Tochter vor Gericht gehöre, da der Maien vor ſeinem Hauſe ſtand, nicht mehr anbringen.

Die beiden Hände auf den Schlehdorn gelegt und das Kinn auf die Hände geſtemmt, ſo ſaß der Wagner Michel neben ſeiner Tochter auf der Hausflur nnd heftete ſeinen Blick auf die Steine des Fußbodens, die ſo kalt und theilnahmlos waren wie das Antlitz des Beamten; dann brummte er vor ſich hin: „Wenn der Buchmaier da wär', müßt' er andre Saiten aufziehen.“ Das Aivle konnte kein Wort reden, es hatte die Hände gefaltet und huſtete nur manchmal ganz leiſe in ſein ſchön gebügeltes Sacktuch hinein.

Endlich wurde es in die Gerichtsſtube gerufen, es ſtand

raſch auf, Vater und Tochter ſahen ſich ſtumm an, und das Aivle verſchwand hinter der Thüre; es blieb hinter der Thüre ſtehen, der Oberamtmann war nicht da, aber dort ſaß der Schreiber und ſpielte mit der Feder in der Hand, neben ihm die beiden Gerichtsſchöppen, ſie pisperten leiſe miteinander. Aivle zitterte und bebte an allen Gliedern; die Stille dauerte faſt zehn Minuten, für Aivle eine halbe Ewigkeit. Endlich hörte man Sporenklingen, der Oberamtmann kam; Aivle ſchien ihm ſehr zu gefallen, denn er faßte es am Kinn, ſtreichelte ihm dann die heißen rothen Wangen und ſagte: „Setz' Dich nur.“ Aivle gehorchte, ſich zaghaft auf den Rand des Seſſels niederlaſſend.

Nachdem es mit niedergeſchlagenen Augen auf die Fragen: Name, Stand, Alter u. ſ. w. angegeben, fragte der Oberamtmann: „Nun, wer hat Dir den Maibaum geſetzt?“

„I kahn's et wiſſe, Herr Oberamtmann.“

„Haſt Du nicht das Seil zum Anbinden an dem Dachfenſter hergegeben?“

„Noan, Herr Oberamtmann.“

„Weißt Du auch nicht, wer Dein Schatz iſt?“

Aivle fing laut an zu weinen, es war ihm ſchrecklich, daß es hier läugnen ſollte, und doch konnte es auch nicht eingeſtehen. Der Amtmann half ihm, denn er ſagte:

„Nun, was iſt denn da zu läugnen? Der Mathes iſt Dein Schatz, Ihr wollt Euch ja bald heirathen.“

Aivle dachte daran, daß ſie über vier Wochen ſich beim Amte die Heirathserlaubniß holen wollten; es glaubte, wenn es jetzt läugne, bekäme es die „Papiere“ und die „Annahme“ nicht; auch durfte es nicht nein ſagen, das war gegen ſein Gewiſſen. Sein Herz klopfte raſch, ein gewiſſes Gefühl des Stolzes erhob ſich in

ihm, ein Bewußtſein, das über alle Gefahren hinausragte, belebte ſein ganzes Weſen; es dachte plötzlich nicht mehr an die Papiere, nicht mehr an den Oberamtmann, nicht mehr, wo es war, es dachte nur an den Mathes, die letzte Thräne fiel von ſeinen Wimpern, ſein Auge leuchtete hell, es erhob ſich raſch, ſchaute wie ſiegverklärt umher und ſagte: „Jo, koan andre uf der Welt nähm i.“

„Der Mathes hat Dir alſo den Maien geſetzt?“

„'s kahn wol ſein, aber me derf jo et dabei ſein, und i bin dieſell Nacht —“ es konnte wiedrum vor Weinen nicht weiter reden.

Es war gut, daß Aivle die Augen zuhielt und das Lächeln der Gerichtsmänner nicht ſah.

„Geſteh's nur, kein Andrer hat dir den Maien geſetzt?“

„Was kahn i wiſſe?“

Durch allerlei Querfragen und durch die freundliche Verſicherung, daß die Strafe nur gering ſei, brachte der Oberamtmann endlich das Geſtändniß Aivle's heraus; nun wurde ihm das Protokoll vorgeleſen, das in hochdeutſche Sprache überſetzt und in zuſammenhängende Rede gebracht war, von all' dem Weinen und den Qualen des Mädchens ſtand kein Wort darin. Aivle erſtaunte über alles das, was es da geſagt hatte; aber es unterſchrieb doch und war ſeelenfroh, als es wieder fort durfte. Als die Thüre hinter ihm wieder zu war und die Klinke ins Schloß fiel, ſtand es plötzlich wie feſtgebannt da und faltete die Hände; ein ſchwerer Seufzer entlud ſich ſeiner Bruſt, es meinte, der Boden müſſe unter ihm zuſammenſinken, denn es überdachte jetzt erſt recht, was es ſeinem Mathes gethan haben konnte; ſich an dem Treppengeländer haltend, ging es furchtſam die ſteinernen

Stufen hinab und ſuchte ſeinen Vater, der im Lamm einen Schoppen zur Herzſtärkung trank; ohne ein Wort zu reden und ohne einen Tropfen über die Lippen zu bringen, ſaß Aivle neben ihm.

Unterdeß kam auch der Mathes abermals zum Verhör, und als er das Geſtändniß Aivle's hörte, ſtampfte er mit dem Fuße auf den Boden und knirſchte die Zähne. Dieſe Aeußerungen wurden ſogleich als Grundlage des Geſtändniſſes genommen, und müdegehetzt gab ſich Mathes gefangen; aber er geberdete ſich noch wie ein Wild, das im Netze ſteckt, ſich nach allen Seiten hin und her windet, um ſich loszumachen, aber immer tiefer ſich hineinwirrt.

Auf die Frage, wo er den Baum geholt, ſagte Matthes zuerſt, daß er ihn aus dem dettenſeer Walde (aus dem Sigmaringiſchen) genommen; als man hierauf eine neue Unterſuchung einleiten und an das Amt Haigerloch berichten wollte, geſtand er endlich, daß er den Baum aus ſeinem eigenen Walde, im „Weiherle“ gelegen, genommen, und daß es ein ſolcher ſei, der nächſter Tage vom Förſter ausgezeichnet worden wäre.

In Betracht dieſer mildernden Umſtände wurde Mathes um zehn Reichsthaler geſtraft, weil er vor der Auszeichnung einen Baum aus ſeinem eigenen Walde geholt hatte.

Oben an der Steige, dort wo der Mathes Tages zuvor einen Zweig abgeriſſen, traf er mit dem Aivle und ihrem Vater zuſammen, die den Wieſenweg herauf kamen; Mathes wollte ohne Gruß weiter gehen, da ſprang das Aivle auf ihn zu, faßte ſeine Hand und rief ſchwer athmend: „Mathes, trutz et, guck, do hoſcht Du mein Anhenker und au meine Granate, wenn Du

Strof zahle muſcht. Dank aunſerm Heiland, daß Du nimmeh eing'ſperrt biſcht."

Nach einigem Hin- und Herreden gab Mathes nach, Hand in Hand ging er dann mit ſeinem Aivle das Dorf hinein und wurde von Allen freundlich bewillkommt. —

Das iſt die Geſchichte von dem Maibaum an des Wagner Michel's Haus; am Hochzeitstage der beiden Liebenden ward er mit rothen Bändern geſchmückt. Der Himmel ſchien mehr Wohlgefallen an dem Baum zu haben als die löbliche Polizei, denn auf eine faſt wunderbare Weiſe grünte der Baum und ſchlug neue Wurzeln; noch heutigen Tages prangt er als ewiges Liebeszeichen an dem Hauſe der Glücklichen.

2.

Mit dieſer Geſchichte hängt aber noch eine andere von allgemeinerer Bedeutung zuſammen. — Das Maiſetzen, ſo wie noch andere nach dieſer Zeit vorgekommene Waldfrevel veranlaßten den Oberamtmann, eine Verordnung zu erlaſſen, die ihm ſchon lange in der Feder ſchwebte. — Seit alten Zeiten iſt es nämlich ein Recht und eine Sitte der ſchwarzwälder Bauern, bei einem Gange über Feld, d. h. von einem Orte zum andern, eine kleine Handart am linken Arme zu tragen; nur die „Mannen," d. h. die verheiratheten Männer, tragen dieſes Wahrzeichen, die „Buben," die ledigen Burſche aber nicht. Es mag wohl ſein, daß dies, wie die Sage geht, noch ein Ueberreſt von der allgemeinen Wehrhaftigkeit iſt.

Am erſten Pfingſttage war in allen Dörfern des Oberamtes am ſchwarzen Brette des Rathhauſes folgende Verordnung zu leſen:

„Da man in Erfahrung gebracht, daß viele Waldfrevel von dem unbefugten Tragen der Aexte herrühren, ſo wird anmit zur öffentlichen Kunde gebracht: Von heute an ſoll Jeder, der ſich auf der Straße oder im Walde mit einer Axt umhertreibt, dem ihn betreffenden Landjäger, Flur- oder Waldſchützen genaue Auskunft darüber geben, wozu und warum er die Axt bei ſich hat; ſofern er hierüber nicht genügenden Ausweis geben kann, verfällt er beim erſtmaligen Betreffen in die Strafe von 1 Rthlr., bei Wiederholung in die von 3 Rthlrn. und beim abermaligen Zuwiderhandeln in eine Gefängnißſtrafe von acht Tagen bis vier Wochen.

Der Oberamtmann Rellings.“

Viele Bauern ſtanden nach der Nachmittagskirche am Rathhauſe, der Mathes, der nun auch zu den Mannen gehörte, las die Verordnung laut vor, Alle ſchüttelten die Köpfe und murmelten Verwünſchungen und Flüche vor ſich hin; der alte Schultheiß aber ſagte laut: „Des wär' vor Alters et g'ſchea, des ſind aunſre G'rechtſame.“

Da ſah man den Buchmaier mit der Axt am Arme vom obern Dorfe herabkommen, Alles ſchaute nach ihm hin, wie er ſo daher ſchritt: es war ein behäbiger kräftiger Mann in ſeinen beſten Jahren, nicht groß, aber breitſchulterig und dick, aus den kurzen ledernen Beinkleidern hatte ſich um die Hüften das Hemd etwas aufgeſtaucht, aus der offenen rothen Weſte ſah das breite Querband der an Neſteln * aufgehakten Hoſenträger hervor, das buntgewoben und in der Ferne wie ein Piſtolengurt ausſah; der

* Wegen dieſer Neſteln ſtatt der Knöpfe gehören die Schwarzwälder zu den Neſtelſchwaben.

dreieckige Hut ſaß auf einem faſt unverhältnißmäßig kleinen Kopfe, deſſen milde Geſichtszüge beſonders um Mund und Kinn etwas weiblich Zartes ausdrückten; die weitgeſchlitzten hellglänzenden blauen Augen mit den emporſtehenden dunkeln Augenbrauen verkündeten Klarheit und männlichen Trotz.

Mathes ſprang dem Buchmaier entgegen, meldete ihm die Verordnung und ſagte: „Vetter, Ihr ſeid Alle keine rechten Gemeinderäthe, wenn Ihr Euch das gefallen laſſet.“

Der Buchmaier wandelte in ſeinem gemeſſenen Gange fort, ohne auch nur einen Schritt zu beſchleunigen; er ging geradeswegs auf das Brett zu. Alles wich zurück, damit er bequem leſen könnte; er rückte ſeinen Hut etwas in die Höhe, erwartungsvolle Stille herrſchte ringsum. Als der Buchmaier leiſe zu Ende geleſen hatte, ſchlug er ſich mit der flachen Hand auf die Rundung ſeines Hutes, ihn feſter ſetzend, das deutete etwas Unternehmendes an. — Drauf nahm er ruhig ſeine Axt vom linken Arm und mit einem „Da!“ hieb er ſie in das ſchwarze Brett mitten durch die Verordnung; dann wendete er ſich zu den Umſtehenden und ſagte: „Wir ſind Bürger und Gemeinderäthe, ohne Amtsverſammlung, ohne Beiſtimmung von allen Gemeinderäthen kann man keine ſolche Verordnung erlaſſen; ich will einmal ſehen, ob die Schreiber Alles ſind und ob wir denn gar nichts mehr gelten, und wenn es bis an den König geht, wir dürfen das nicht leiden. Wer mit mir einig iſt, der nehme meine Axt da heraus und hau' ſie noch einmal ins Brett.“

Der Mathes war der erſte, der zugriff, der Buchmaier aber hielt ihm den Arm nnd ſagte: „Laß die älteren Leute zuerſt dran.“

Dieſes Wort wirkte auf die Verzagten und Zweifelnden, die

über die Handlungsweiſe des Buchmaiers betroffen waren und nicht wußten, was ſie thun ſollten; der alte Schultheiß führte zuerſt ſeinen Hieb mit zitternder Hand, dann griffen alle tapfer zu, von allen Umſtehenden ſchloß ſich keiner aus, und beſonders der Name des Oberamtmanns wurde kreuz und quer zerhackt. — Nach und nach kam das ganze Dorf herbei: Alle wurden zu gleicher ſinnbildlicher Handlung ermuntert und unter Lachen und Jubeln that Jeder ſeinen Hieb.

Der Schultheiß, von dem, was geſchehen war, benachrichtigt, wollte Landjäger von Horb kommen laſſen; ſein weiſer Miniſter aber rieth ihm von dieſem Aufgebot ab, da das doch nichts helfe; auch dachte der kluge Soges bei ſich: „Gut, laß ſie nur Alle freveln, das gibt eine ganze Ernte Vorladungen, und für jede Vorladung einen Batzen; hauet nur wacker zu, es geht Euch ins Fleiſch, und das iſt mein Batzenfleiſch.“ Mit fröhlicher Miene berechnete Soges bei einem Schoppen im Adler ſeinen Gewinn aus den Dorfhändeln.

So blieb endlich außer dem Soges und dem Schultheißen Keiner im ganzen Dorfe an dem Exzeſſe unſchuldig.

Am Dienſtage gingen auf Veranlaſſung des alten Schultheißen die Gemeinderäthe ſelber vor Amt und machten die Anzeige von dem, was ſie gethan hatten. Der Oberamtmann wüthete und fluchte in der Stube umher, er hieß nicht umſonſt Rellings, er ſah wirklich aus, wie ein geſchorner Kater *, dem man eine Brille aufſetzt und Sporen an die Füße heftet; er wollte die Verbrecher ſogleich einſtecken laſſen, der Buchmaier aber trat ſcharf vor ihn und ſagte: „Iſt das Eure ganze Kunſt? Einſperren? Da hat's

* Man nennt im Schwarzwalde einen Kater Relling.

noch gute Weil. Wir ſind da, um Gegenſprach einzulegen, wir bekennen frei, was wir gethan haben, und da kann von keinem vorläufigen Einſperren die Rede ſein; ich bin kein Landläufer, Ihr wiſſet, wo ich wohn', ich bin der Buchmaier, das da iſt der Bäck, das da der Schmiedhannes, und das da des Michel's Baſche, wir ſind auf unſerm eigenen Grund und Boden zu finden. Ohne Urtel kann man uns nicht einſperren, und dann gibt's noch einen Ausweg weiter 'naus, Reutlingen zu und nach Stuttgart, wenn's ſein muß."

Der Oberamtmann lenkte wieder ein und lud die Männer auf Morgen um neun Uhr zum Verhöre vor.

Dieſes Letzte war wenigſtens inſofern gut, daß der Soges dadurch um ſeine wohlgezählten Batzen geprellt wurde. — So betrügen ſich oft die großen und kleinen Herren in ihren Berechnungen.

Es ſah faſt kriegeriſch aus, als des andern Tages mehr als hundert Bauern, die Handärte am Arme, durch das Dorf hinauswanderten; ſie hielten oft vor einem Hauſe und riefen einen Verſpäteten an, der ſich in der Eile noch auf der Straße ſeinen Rock anzog; manche Scherze und Witzreden wurden nicht weiter geſponnen, wenn man den Buchmaier anſah, der die Augenbraunen tief hereinzog. Kein Tropfen wurde getrunken, ehe man vor Amt ging: „Erſt Rothes und nachher Brotes*," war der Wahlſpruch der Bauern.

Der Oberamtmann ſah im Schlafrock mit der langen Pfeife im Munde zum Fenſter heraus, als er nun den bewaffneten

* Erſt Rathen, nachher Braten.

Zug ſo daher kommen ſah, machte er ſchnell das Fenſter zu und ſprang nach der Klingel, weil er aber ſtets Sporen an den Stiefeln hatte, verfing er ſich in dem Vorhange und ſtürzte der ganzen Körperlänge nach auf den Boden, die lange Pfeife lag wie ſeine Waffe neben ihm; er erhob ſich indeß ſchnell wieder, klingelte nach dem Amtsdiener, ſchickte ihn zum Stationscommandanten, zum Wachtmeiſter der Landjäger, befahl, daß ſie alle mit ſcharfgeladenen Gewehren herkommen ſollten. Leider aber waren nur noch vier Mann im Orte, er befahl nun, daß ſie ſich unten in der Amtsdienerſtube halten und jeden Augenblick bereit ſein ſollten. In der Amtsſtube befahl er ſodann, daß von den Bauern einer nach dem andern hereinkommen und ſogleich immer wieder geſchloſſen werden ſolle. Als nun der Buchmaier zuerſt hereingerufen wurde, ſagte er, die Thür in der Hand haltend: „Guten Morgen, Herr Oberamtmann,“ und ſich ſogleich umkehrend, ſagte er zu den Drausſtehenden: „Kommet 'rein, ihr Mannen, wir haben gemeinſchaftliche Sach', ich red' nicht für mich allein.“ Ehe ſich's der Oberamtmann verſah, war die ganze Stube mit den Bauern gefüllt, die ihre Axte im linken Arme trugen. Der Buchmaier trat vor auf den Schreiber, und ſeine Hand ausſtreckend, ſagte er: „Schreibet's auf, Wort für Wort, was ich ſag', ſie ſollen's bei der Kreisregierung auch wiſſen.“ Er fuhr ſich ſodann zweimal mit der rechten Hand durch dem Hemdkragen, ſtemmte ſeine Fauſt auf den grünen Tiſch und begann:

„Allen Reſpekt vor Euch, Herr Oberamtmann, der König hat Euch geſchickt und wir müſſen Euch gehorchen, wie das Geſetz will; der König iſt ein braver, rechtſchaffener Mann, er will gewiß nicht, daß man die Bauern wie das Vieh hudeln oder wie

die Kinder mit Döble * einſchulen ſoll. Die kleinen Herrle, die von oben bis 'runter ſtehen, die haben Freud an dem Befehlerles-Spielen; zuletzt ſchreiben ſie's noch nach Noten vor, wie die Henn' gackern muß, wenn ſie ein Ei legt. Ich will Euch einmal das Deckele vom Häfele ** thun, ich will Euch den klaren Wein einſchenken; ich weiß wohl, es nutzt jetzt nichts, geſagt muß es aber ſein, ich muß den Putzen einmal 'rausthun, er würgt mich ſchon lang. Die Gemeind' ſoll jetzt gar nichts mehr gelten, Alles ſoll in den Beamtenſtuben abgethan werden; ei ſo pflüget und ſäet und erntet auch in den Beamtenſtuben. So ein verzwängtes Schreiberle cujonirt ein ganzes Rathhaus voll Bauern, und eh' man ſich's verlugt, wird ein Schreiberſchultheiß nach dem andern aufs Dorf geſetzt; da iſt hernach Alles in der beſten Schreibersordnung. Wahr iſt wahr, Ordnung muß ſein, aber zuerſt muß man ſehen, ob's nicht ohne Schreiber beſſer geht; und dann, wir ſind g'rad auch nicht auf den Kopf gefallen, und iſt's auch nicht im Amtsſtyl, wir können's doch auch. Es muß g'ſtudirte Leut' geben, die über Alles eine Aufſicht haben; aber zuerſt müſſen die Bürger ſelber ihr Sach' in Ordnung bringen."

„Zur Sache, zur Sache!" drängte der Amtmann.

„Das gehört zur Sach'. Mit Eurem Schreiberweſen wiſſet Ihr nichts mehr zu befehlen und Ihr kommet ans Verhüten, Vorſorgen und Verhindern, ja Verhindern, ich hätt' ſchier geſagt — Zuletzt ſtellet Ihr noch an jeden Baum einen Polizeidiener, damit er keine Händel kriegt mit dem Wind und nicht zuviel trinkt, wenn's regnet; wenn das mit dem Befehlerles ſo fortgeht, möcht' man

* Tatzen, Schlag auf die Hand.

** Topf.

ja auf der Kuh fortreiten. * Alles, Alles wollt Ihr uns nehmen, jetzt iſt eins da, um das laſſen wir uns nicht bringen;“ er hob die Art hoch auf und fuhr dabei zähneknirſchend fort: „Und wenn ich mit der Art da die Thüren bis zum König aufbrechen muß, ich' geb' ſie nicht aus der Hand. Von alten Zeiten her iſt es unſer Recht, daß wir Aerte tragen, und wenn man ſie uns nehmen will, ſo muß es die Amtsverſammlung oder der Landtag thun, und da haben wir auch ein Wort mit zu reden. Aber warum wollet Ihr ſie uns nehmen? Damit kein Waldfrevel geſchieht? Dafür ſind Waldſchützen und Strafen und Geſetze da, und die gelten gleich für Edelmann und Bettelmann. Wie viel Zähn' braucht ein armer Bauer, um Grundbirnen ** zu eſſen? Reißet ihm die andern 'raus, damit er nicht in Verſuchung kommt, Fleiſch zu ſtehlen. Und warum laſſet Ihr denn die Hund' 'rumlaufen mit ihren Fangzähnen? Wenn ein Bub' acht, neun Jahre alt iſt, hat er ſein Meſſer im Sack, und wenn er ſich in den Finger ſchneid't, iſt er eben ſelber dran ſchuld; thut er einem Andern 'was damit, klopft man ihm auf die Finger. Wer ſagt denn Euch, daß wir noch ärger als kleine Kinder ſind, und Ihr unſere Lehrer und Vormünder? Ihr Herren thut gerad', als wäret Ihr d'ran ſchuld, daß ich jetzt nicht zum Fenſter 'nausſpring'; in der Hauptſach' vom Leben muß ja doch Jeder für ſich und jede Gemeinde für ſich ſorgen und nicht Ihr Herren. Was ſag' ich da? Herren! Unſere Diener ſeid Ihr, und wir ſind die Herren. Ihr meinet immer, wir ſind euretwegen da, damit Ihr was zu befehlen habt; wir bezahlen Euch, damit Ordnung

* Sprüchwörtlich, ſo viel als: das äußerſte Fluchtmittel ergreifen.
** Kartoffeln.

im Land' iſt, und nicht, um uns cujoniren zu laſſen. Staatsdiener ſeid Ihr, und der Staat, das ſind wir, die Bürger. Wenn uns kein Recht wird, ſo gehen wir nicht mehr zum Brünnele, ſondern zum Brunnen; und eh' leg' ich meinen Kopf auf den Block und laß mir ihn mit der Axt da vom Henker abhacken, eh' ich mir ſie von einem Beamten ohne meinen Willen nehmen laſſ'. So iſt's, ich bin fertig."

Andächtige Stille herrſchte ringsum, ein Jeder ſah den Andern an, blinzelte mit den Augen, die gleichſam ſagten: „Der hat ſeine Sach', jetzt kann er's ſieden oder braten." Der Baſche aber ſagte ganz leiſe zum Bäck: „Da paßt das Sprüchwort recht: dem iſt's gut von der Haue gefallen." — „Ja, der hat das Maul nicht in der Taſch'!" erwiederte der Bäck.

Der Oberamtmann ließ den Eindruck dieſer Rede nicht lange andauern, ein Papierchen zwiſchen den Fingern drehend, begann er mit ruhigem Tone die Schwere des geſchehenen Verbrechens darzuſtellen; mancher ſcharfe Seitenhieb auf den Buchmaier fiel, dieſer aber ſchüttelte immer nur leiſe den Kopf, als ob er Fliegen abwehre. Zuletzt ſprach der Oberamtmann von Prozeßkrämern und Aufrührern, von eingebildeten Herr-nbauern, die einmal mit einem Advokaten einen Schoppen getrunken, die läuten hörten und nicht wüßten wo? Von dieſer allgemeinen Abſchweifung ging er ſodann wieder auf das Vorliegende über, er nannte einzelne Anweſende bei Namen, lobte ſie als ruhige verſtändige Bürger, die zu einer ſolchen That unfähig ſeien; er ſprach ſeine tiefe Ueberzeugung aus, daß ſie ſich von dem Buchmaier hatten verleiten laſſen, er beſchwor ſie bei ihrem Gewiſſen, bei ihrem Gehorſam gegen König und Geſetz, bei ihrer Liebe zu Frau und Kindern, die ſchwere Schuld nicht auf ſich zu laden, offen und

frei die Verführung zu bekennen, und ihre Strafe werde mild ſein.

Wiederum herrſchte Stille, einige ſahen einander an und blickten dann verlegen zur Erde; der Buchmaier erhob ſein Antlitz hoch und kühn, er ſchaute Allen frei ins Angeſicht, ſeine Bruſt hob ſich, erwartungsvoll hielt er den Athem an. Der Mathes hatte ſchon den Mund geöffnet, um zu ſprechen, da hielt ihm der Schmiedhannes den Mund zu, denn eben erhob ſich der alte Schultheiß, der von allen Anweſenden allein auf einem Stuhle geſeſſen hatte; mit ſchweren Tritten, die Füße kaum erhebend, ging er vor an den grünen Tiſch, Anfangs keuchend und oft Athem holend, dann aber in fließender Rede ſagte er: „Groß Dank für die gute Nachred, die Ihr mir und Andern gehalten habt, Herr Oberamtmann; aber was der Buchmaier geſagt hat, unterſchreib' ich auf's Tüpfele* hin. Wenn's noch einen Beweis bräucht', daß uns die Herren wie kleine Kinder, wie Unmündige anſehen, ſo hättet Ihr ihn geliefert, Herr Oberamtmann; nein, ich bin 76 Jahr' alt und bin zwanzig Jahre lang Schultheiß geweſen, wir ſind keine Kinder, die ſich zu ſo etwas wie zu einem Bubenſtreich verführen laſſen; die Art bleibt bei mir, bis man mir ſechs Bretter mitgibt. Wer als ein Kind da ſteht, der ſoll's nur bekennen, ich bin ein Mann, der weiß, was er thut, wenn's zur Straf' kommt, bin ich auch dabei."

„Wir auch!" riefen alle Bauern wie aus Einem Munde, die Stimme des Mathes tönte vor.

Das Antlitz des Buchmaiers war wie mit Licht übergoſſen, er faßte noch mit der rechten Hand ſeine Art und drückte ſie innig ans Herz.

---

* Pünktchen.

Nachdem die herkömmlichen Förmlichkeiten beendet, das Protokoll unterſchrieben und der Buchmaier ſich eine Abſchrift davon erbeten hatte, verließen die Bauern ſtill die Oberamtei. —

Noch mehrere andere Gemeinden thaten Einſprache gegen die neue Verordnung, die Sache kam bis vor die Kreisregierung; diejenigen, welche auf eine ſo ungebührliche Weiſe mit den Aexten ſelber Einſprache gethan hatten, wurden um eine namhafte Summe beſtraft; indeß wurde nach einiger Zeit der Oberamtmann Rellings verſetzt, die Verordnung aber nicht mehr erneuert.

Nach wie vor tragen die Mannen ihre Axt am linken Arme.

Ich erzähle wohl ein ander Mal noch Weiteres vom Buchmaier.

VI.

Die feindlichen Brüder.

In der ſpärlich bewohnten kalten Gaſſe, „der Kniebis“ genannt, ſteht ein kleines Häuschen, das außer einem Stall und einem Schuppen nur drei zum Theil mit Papier zugeklebte Fenſter hat; oben am Dachfenſter hängt ein Laden nur noch an einer Angel und droht jeden Augenblick herunter zu fallen, neben dem Hauſe iſt ein kleines Gärtchen, das noch durch einen der Länge nach hindurchlaufenden Zaun von dürren Dornen in zwei Hälften geſchieden iſt. In dem Hauſe wohnten zwei Brüder ſchon ſeit vierzehn Jahren in unabänderlicher Feindſchaft. Wie im Garten ſo war auch im Hauſe Alles getheilt, von der Dachkammer bis hinab in den kleinen Keller; die Fallthüre war offen, aber drunten hatte jeder ſeinen durch Latten abgetheilten verſchloſſenen Raum, auch ſonſt waren an allen Thüren noch Hängeſchlöſſer befeſtigt, als ob man ſtündlich den Ueberfall von Dieben fürchte, der Stall gehörte dem einen, der Schuppen dem andern

Bruder; kein Wort wurde im Hauſe vernommen, wenn nicht bisweilen einer laut vor ſich hin fluchte.

Michel und Koanradle, ſo hießen die beiden Brüder, waren beide ſchon ſehr bei Jahren und beide unbeweibt, dem Koanradle war ſeine Frau früh geſtorben, und er lebte nun ſo für ſich allein, der Michel war nie verheirathet geweſen.

Eine blauangeſtrichene lange ſogenannte Bankkiſte, war die erſte Urſache des Bruderhaſſes.

Nach dem Tode der Mutter ſollte Alles getheilt werden, die im Dorfe verheirathete Schweſter hatte ſchon ihr Pflichtstheil bekommen. Der Koanradle behauptete, er habe die Kiſte aus ſeinem eignen Gelde gekauft, das er ſich als Wegknecht durch Steinſchlagen auf der Straße verdient, er habe ſie nur der Mutter geliehen und ſie ſei ſein eigen; der Michel aber behauptete, er habe der Mutter Brod gegeſſen und habe ſomit kein eigenes Vermögen. Nach einem perſönlich heftigen Streite kam die Sache vor den Schultheiß und ſodann vor das Gericht, und es wurde entſchieden, daß, da die Brüder nicht übereinkommen können, Alles im Hauſe ſammt der Kiſte verkauft und der Erlös getheilt werden ſolle. Ja das Haus ſelber wurde verſteigert, da ſich aber kein Käufer dafür fand, mußten es in Gottes Namen die Brüder behalten.

Die Brüder mußten nun ihre eigenen Sachen, ihr Bett und anderes öffentlich wieder kaufen; das machte dem Koanradle manchen Kummer, denn er hatte etwas mehr Empfindung als gewöhnlich. — Es gibt in jedem Hauſe mancherlei Dinge, die keinem Fremden für Geld zu haben ſind, ſie ſind viel mehr werth als man eigentlich dafür bezahlen kann, denn es haften Gedan-

ken und Lebenserinnerungen daran, die für keinen andern in der Welt Werth haben.

Solche Sachen müſſen ſich ſtill von Geſchlecht zu Geſchlecht forterben, dadurch bleibt ihr ſteter innerer Werth unangetaſtet; muß man ſie aber erſt wieder aus den Händen Anderer reißen und für Geld mit Fremden darum ringen, ſo iſt ein großer Theil ihrer urſprünglichen Weihe dahin, ſie ſind in ihrem Geldeswerthe errungen und nicht ſtill, man möchte ſagen, wie ein Heiligthum ererbt. Solcherlei Gedanken waren es, worüber der Koanradle oft den Kopf ſchüttelte, wenn ihm ein altes Hausgeräthe zugeſchlagen wurde, und als das in ſchwarzen Sammt eingebundene Geſangbuch der Mutter mit den ſilbernen Spangen und den ſilbernen Buckeln zum Verkaufe kam, und ein Trödler das Silber in der Hand wog um das Gewicht zu ſchätzen, ſchoß ihm alles Blut in den Kopf, er ſteigte das Geſangbuch um hohen Preis. Endlich kam die Kiſte an die Reihe. Der Michel räuſperte ſich laut und betrachtete mit einem herausfordernden Blicke ſeinen Bruder, er ſetzte ſogleich eine nahmhafte Summe darauf, der Koanradle bot ſchnell einen Gulden mehr, ohne dabei aufzuſchauen, und er zählte die Knöpfe an ſeinem Wamms, der Michel aber bot, ſich keck umſchauend, höher; kein Fremder ſteigte mit, und von den Brüdern wollte zum Hohne keiner dem andern die Streitſache laſſen, ein jeder dachte auch bei ſich: du brauchſt ja nur die Hälfte zu bezahlen, und ſo gingen ſie immer höher und höher, und endlich wurde die Kiſte für mehr als das fünffache ihres Werthes, für acht and zwanzig Gulden, dem Koanradle zugeſchlagen.

Jetzt erſt ſchaute er auf und ſein Geſicht war ganz verändert, Hohn und Spott ſprachen aus den weitaufgeriſſenen Augen,

dem offenen Munde und dem ganzen vorgebeugten Antlitze: „Wenn Du ſtirbſt, ſo ſchenk ich Dir die Kiſt', daß man Dich drein 'neinlegt," ſagte er zitternd vor Wuth zum Michel, und das waren die letzten Worte, die er ſeit vierzehn Jahren zu ihm geſprochen hat.

Im ganzen Dorfe wurde die Kiſtengeſchichte zu allerlei Spaß und Luſtbarkeit benutzt und wo einer den Koanradle ſah, bemerkte er, wie ſchändlich der Michel gehandelt habe, und der Koanradle redete ſich immer mehr in Wuth gegen ſeinen Bruder hinein.

Auch ſonſt waren die beiden Brüder ganz verſchiedener Sinnesart und gingen auch ihre verſchiedenen Wege.

Der Koanradle hielt ſich eine Kuh, die er mit der Kuh ſeines Nachbarn Chriſtian zur Feldarbeit zuſammenſpannte, in der übrigen Zeit ſchlug er für fünfzehn Kreuzer des Tages Stein auf der Straße. Auch war der Koanradle ſehr beiſichtig, er trat unſicher auf, und wenn er ſich Feuer ſchlug, brachte er den Zunder immer nahe zur Naſe, um dadurch gewiß zu ſein, daß er brenne, er hieß im ganzen Dorfe der „blind' Koanradle," das le wurde ihm gegeben, weil er eine kurze unterſetzte Geſtalt hatte.

Der Michel hingegen war das gerade Gegenſpiel, er war lang und hager und ſchritt ganz ſicher einher, er trug ſich vollkommen bäuriſch, nicht weil er ein beſonderer Bauer war, denn er war eigentlich gar keiner, ſondern weil ihm das zu ſeinem Handel ſehr förderlich war; er handelte nämlich mit alten Pferden, und die Leute haben weit mehr Zutrauen zu einem Pferde, das ſie von einem bäuriſch gekleideten Manne kaufen. Der Michel war ein verdorbener Hufſchmied, er verpachtete und verkaufte zum Theil ſeine Aecker, legte ſich ganz auf den Pferdehandel

und führte dabei ein Herrenleben. Er war eine wichtige Perſon in der ganzen Gegend, er kannte auf ſechs acht Stunden im Umkreis, im Würtembergiſchen, im ganzen Sigmaringer und im Hechinger „Ländle“ und bis ins Badiſche hinein den Zuſtand und das Contingent der Ställe ſo gut wie ein großer Staatsmann die ſtatiſtiſche Berichte fremder Staaten, und die Stellung der Kabinette; und wie dieſer in die Zeitungen, ſo ſondirte Michel die Stimmung des Volkes in den Wirthshäuſern. Er hatte auch in jedem Orte einen Thunichtgut als Reſidenten, mit denen er manche geheime Conferenzen hielt, und die im Nothfalle eine Eſtafette zum Michel ſandten, nämlich ſich ſelber, für die ſie weiter nichts verlangten, als ein gutes Trinkgeld im buchſtäblichen Sinne des Wortes; dann aber hatte auch Michel geheime Agenten, die die Leute zu Revolutionen in ihren Ställen verleiteten, und ſo kam es, daß er in ſeinem Schuppen, der als Stall diente, faſt immer ein Marode-Gaul war, den er für einen neuen Feldzug, für die Oeffentlichkeit, d. h. für den Verkauf auf dem Markte zuſtutzte; er färbte die Haare über den Augen, er feilte die Zähne, und wenn das arme Thier auch nichts mehr als Kleien freſſen konnte und beim andern Futter verhungern mußte, ihn kümmerte das wenig, denn er ſchlug es auf dem nächſten Markte unfehlbar wieder los. Dabei hatte er ſeine beſonderen Kunſtſtückchen: er ſtellte z. B. einen Helfershelfer auf, der zum Scheine einen Tauſch mit ihm machen wollte, ſie lärmten dabei ganz ungeheuer, dann rief aber der Michel ganz laut: „Ich kann nicht tauſchen, ich hab’ kein Futter und keinen Platz, und wenn ich den Gaul für eine Karolin’ weggeben muß, fort muß er!“ — Oder er machte es noch geſcheiter: er ſtellte für ein Paar Kreuzer ein dummes Bäuerchen hin, gab ihm den Gaul, ließ ſich

ihn vorreiten und ſagte: „wenn ein rechter Bauer das Thier hätt', da könnt man einen ſchönen Gaul hinfüttern, das Geſtell iſt überaus, die Knochen ſind engliſch, dem fehlt nichts als Fleiſch und da iſt er ſeine zwanzig Karolin werth;" dann brachte er einen Käufer, bedingte ſich noch ein Unterhändlersgeld und erhielt beim Verkaufe ſeines eigenen Pferdes noch einen Nebenprofit. Am meiſten war Michel den gerichtlichen Urkunden feind, in denen man gegen die Hauptfehler garantiren mußte, er ließ, wenn es drauf und dran kam, lieber noch ein Paar Gulden nach, ehe er ſolche Verbindlichkeiten einging; dabei hatte er aber doch manchen Prozeß, der den Gaul ſammt dem Profit auffraß, aber es liegt in dieſer Art von Leben, von freiem, arbeitsloſem Herumſtreifen etwas ſo Verführeriſches, und der Michel rechnete immer auch wieder eins ins andere, daß er vom Pferdehandel nicht laſſen konnte. Sein Grundſatz war: „ich geh nicht vom Markt, gepatſcht muß ſein." Damit meinte er, ein Handel muß abgeſchloſſen ſein, wobei man die Hände ſchallend zuſammenſchlägt. Die Handelsjuden auf den Märkten waren ihm auch vielfach behilflich und er ſpielte wieder mit ihnen unter der Decke.

Wenn der Michel ſo zu Markte ritt, oder vom Markte heimfuhr und der Koanradle an der Straße Stein ſchlug, da ſah er ſeinen Bruder halb mitleidig halb höhniſch an, denn er dachte: „O du armer Schelm, ſchlägſt Stein von Morgens bis Abends um fünfzehn Kreuzer, und ich verdiene, wenn's nur ein Bisle gut geht, fünfzehn Gulden." —

Der Koanradle, der das mit ſeinen blöden Augen doch bemerkte, ſchlug dann auf die Steine, daß die Splitter weit umherſpritzten. —

Wir wollen aber ſehen, wer es weiter bringt, der Michel oder das Koanradle.

Der Michel war einer der beliebteſten Unterhaltungsmenſchen im ganzen Dorfe, denn er konnte Tag und Nacht immerfort erzählen, ſo viel Schliche und Streiche wußte er, und er kannte auch Gott und die Welt. Freilich, Gott kannte er wenig, obgleich er manchmal in die Kirche ging, denn davon kann ſich auf dem Lande keiner ganz ausſchließen; aber er ging eben in die Kirche, wie gar viele, ohne etwas dabei zu denken, und ſein Leben darnach einzurichten.

Der Koanradle hatte auch ſeine Untugenden, und dazu gehörte beſonders ſein Haß gegen ſeinen Bruder und die Art, wie er denſelben äußerte; wenn man ihn fragte: „Wie geht's deinem Michel?“ antwortete er immer: „dem geht's noch ſo,“ dabei machte er unter dem Kinn mit beiden Händen, als ob er einen Knoten ſchlinge, dann fuhr er nach beiden Seiten aus, und ſtreckte die Zunge heraus, er wollte, wie leicht erkenntlich, damit ſagen: der wird noch gehenkt.

Natürlich ſparten die Leute dieſe Frage nicht ſehr, und es war immer ein beſonderes Halloh, wenn man den Koanradle zu ſeiner feſtſtehenden Antwort brachte.

Auch ſonſt ſchürten die Leute den Haß der Brüder, nicht gerade immer aus Bosheit, ſondern weil es ihnen Spaß machte; der Michel aber zuckte nur verächtlich die Achſeln, wenn man von dem „armen Schelm“ ſprach.

Nie blieben die Brüder in Einer Stube; wenn ſie ſich nun in dem Wirthshauſe oder bei ihrer Schweſter trafen, ging immer ſchnell einer von ihnen fort.

Niemand dachte mehr daran, ſie zu verſöhnen, und wenn

zwei Leute in Feindſchaft miteinander waren, hieß es ſprüchwörtlich: „Die leben wie der Michel und der Koanradle.“

Zu Hauſe redeten die beiden kein Wort, wenn ſie ſich begegneten, ja ſie ſahen ſich nicht einmal an. Dennoch, wenn einer merkte, daß der andere unwohl im Bette lag, ging er den weiten Weg zu der Schweſter, die in der Froſchgaſſe wohnte und ſagte: „Gang 'nuf, i glaub es iſcht ihm ät reacht;“ und dann arbeitete ein jeder von den Brüdern gewiß leiſe und ohne Geräuſch, um den andern nicht zu ſtören.

Außer dem Hauſe aber und unter den Leuten lebten ſie in gleichmäßiger Feindſchaft, und Niemand dachte daran, daß noch ein Funke von Liebe in ihnen ſei.

Das dauerte nun in das vierzehnte Jahr. Dem Michel war unter dem vielen Hin- und Herhandeln das Geld von ſeinen verkauften zwei Aeckern durch die Finger gefallen, er wußte nicht wie; der Koanradle aber hatte ſich von einem Auswanderer noch einen neuen Acker gekauft und faſt ganz bezahlt. Der Michel gab ſich nun meiſt damit ab, anderen Leuten beim Handel behilflich zu ſein, und er dachte daran durch den Verkauf eines neuen Ackers ſich wieder flott und ſelbſthandelnd zu machen.

„Und es kam ein neuer König in Aegypten,“ dieſen Vers im zweiten Buch Moſes, Kap. 1 V. 9, konnten die Leute im Dorf auf eine eigene Weiſe auf ſich anwenden. Der alte Pfarrer war geſtorben, er war ein guter Mann, aber er ließ alles gehen wie es ging; der neue Pfarrer, der in das Dorf gekommen war, war ein eifriger junger Mann, er wollte Alles in Ordnung bringen, und er brachte auch Vieles zu Stande, bis er endlich in ein offenbares Verhältniß zu dem Schäpfleswirths Lisle kam, worauf er ſich eben auch nicht mehr in die Privatangelegenheiten

der Leute miſchte, denn man konnte ſagen: kehr' du vor deiner Thür! Jetzt aber war noch Alles im friſchen Schwunge.

Es war an einem Sonntage nach der Mittagskirche, da ſaßen die Leute bei einander auf dem Bauholz für das neue Feuerſpritzenhaus neben dem Rathhausbrunnen; auch der Michel war mit darunter, er ſaß gebückt da und kaute ſpielend an einem Strohhalm. Da ging der Peter, der fünfjährige Bub des Schackerle's Hannes vorbei, einer rief das Kind herbei und ſagte in die Taſche greifend: „guck Peter, du kriegſt ein Häufle * Nuß, wenn du dem Koanradle nachmachſt; wie macht der Koanradle?" Der Bub ſchüttelte nein und wollte gehen, denn er war geſcheit und fürchtete den anweſenden Michel, aber er wurde feſtgehalten und faſt gezwungen, und endlich machte er das Knotenſchlingen, das Ausziehen und das Zungausſtrecken; es war ein Gelächter, daß man's durch das halbe Dorf hörte. Als nun der Bub die Nüſſe wollte, zeigte ſich's, daß der Verſprecher keine hatte, und neues Gelächter entſtand als der Knabe mit Füßen nach dem Betrüger ausſchlug.

Der neue Pfarrer war indeß den kleinen Hügel am Rathhauſe herabgekommen, er war ſtehen geblieben und hatte dem ganzen Handel zugeſehen; als nun der Knabe für ſeine dringende Forderung noch geprügelt werden ſollte, da trat der Pfarrer ſchnell herzu und riß das Kind weg, alle Bauern ſtanden ſchnell auf und riſſen die Mützen vom Kopfe. Der Pfarrer nahm den Heiligenpfleger, der mit darunter geweſen war, mit durch das Dorf und ließ ſich von ihm Alles erzählen; er erfuhr nun die Feindſchaft der Brüder und Alles was wir bisher erfahren.

* vier.

Am Samſtag darauf wurde der Koanradle, als er mitten im Dorfe Stein ſchlug, auf morgen früh nach der Kirche zum Pfarrer vorgeladen; er glotzte verwundert drein, die Pfeife ging ihm aus, und faſt zwei Secunden lang blieb der Stein unter ſeinem mit einem Brette beſohlten Fuße unzerſpalten, er konnte ſich gar nicht denken, was es im Pfarrhauſe gebe, er wäre gerne lieber gleich hingegangen.

Den Michel traf die Vorladung, als er gerade einem alten Gaul „ſeine Sonntagsſtiefel ſchmierte,“ ſo hieß er nämlich das Aufputzen der Hufe; er pfiff dann die Melodie eines unzüchtigen Liedes, hörte aber doch mitten drin auf, denn er wußte wohl, was es morgen geben würde. Er war froh, daß er ſich auch noch auf eine tüchtig geſalzene Gegenpredigt vorbereiten konnte, ein paar Brocken davon murmelte er ſchon jetzt leiſe vor ſich hin.

Am Sonntag Morgen hielt der Pfarrer eine Predigt über den Text Pſalm 129, „Siehe, wie gut und wie lieblich iſt's, wenn Brüder beiſammen ſitzen.“ Er zeigte, wie alles Glück und alle Freude auf Erden halb und nichtig iſt, wenn wir es nicht mit denen genießen und theilen, die unter demſelben Mutterherzen wie wir geruht; er zeigte, wie die Eltern dieſſeits nicht glücklich und jenſeits nicht ſelig werden können, deren Kinder Haß, Neid und Bosheit trennt, er wies auf das Beiſpiel von Kain und Abel hin und zeigte wie der Brudermord die erſte giftige Frucht des Sündenfalls war. Alles dieß und noch viel mehr ſprach der Pfarrer mit klangvoller donnernder Stimme, ſo daß die Bauern von ihr ſagten: „ſie druckt die Wänd' auseinander;“ aber freilich iſt es oft faſt noch leichter, die Wände auseinander zu drücken, als die verhärtete verſchloſſene Bruſt

der Menſchen zu öffnen. Die Bärbel weinte bittere Thränen über die Hartherzigkeit ihrer Brüder, und obgleich der Pfarrer zehnmal wiederholte, er meine nicht dieſen oder jenen, ſondern jeder möge die Hand auf's Herz legen und ſich fragen, ob er die echte Liebe gegen die ſeinigen habe, ſo dachte eben doch jeder nur: „das geht auf den Michel und den Koanradle, das iſt bloß für die gemünzt.“ —

Dieſe beiden ſtanden nicht weit von einander, der Michel kaute an ſeiner Mütze, die er zwiſchen den Zähnen hielt, der Koanradle aber hörte mit offenem Munde zu, und als ſich einmal die Blicke beider begegneten, fiel dem Michel die Mütze aus der Hand und er bückte ſich ſchnell.

Das Lied machte einen ſanften beruhigenden Schluß; aber noch ehe die letzten Töne verklungen waren, war der Michel aus der Kirche und ſtand vor der Thüre des Pfarrhauſes, ſie war noch geſchloſſen er ging in den Garten, lange ſtand er hier an den Bienenſtöcken und ſah dem emſigen Treiben der Thierchen zu:

„Die wiſſen's nit, daß Sunntig iſch,“

und er dachte: „Du haſt auch keinen Sonntag bei deinem Handel, denn du haſt auch keinen rechten Werktag,“ und er dachte wieder: wie viel hundert Geſchwiſter in ſo einem Bienenſtock bei einander wohnen, und alle arbeiten, wie die Alten; aber er blieb nicht lange bei derlei Gedanken, ſondern er nahm ſich vor, ſich von dem Pfarrer keine Trenſe aufſetzen zu laſſen, und als er nach dem Gottesacker drüben ſah, dachte er an die letzten Worte Koanradles und ſeine Fäuſte ballten ſich.

Im Pfarrhauſe traf der Michel den Pfarrer und den Koanradle ſchon in eifrigem Geſpräche beiſammen; der Pfarrer ſtand

auf, er ſchien den Ankömmling nicht mehr erwartet zu haben, er bot Michel einen Stuhl an, auf ſeinen Bruder deutend, erwiederte aber Michel:

„Herr Pfarrer, allen Reſpect vor Euch, aber ich ſetz mich nicht nieder, wo der da iſt; Herr Pfarrer, Ihr ſeid erſt kurz im Dorf, Ihr wiſſet nicht, was der für ein Lugenbeutel iſt, das iſt ein ſcheinheiliger Duckmäuſer, der hat's aber fauſtdick hinter den Ohren. Alle Kinder machen ihm nach," fuhr er zähneknirſchend fort, „wie gehts deinem Michel?" er machte nun ebenfalls die uns ſattſam bekannten Manieren, dann ſagte er wieder zitternd vor Wuth: „Herr Pfarrer, der da iſt an meinem Unglück ſchuldig, er hat mir den Frieden im Haus verſcheucht, und ich hab' mich dem Teufel mit ſeinem Roßhandel ergeben, du haſt mir's prophezeiht du," ſagte er auf ſeinen Bruder losfahrend, „ich häng' mich noch an einem Roßhalfter auf, aber zuerſt mußt du d'ran."

Der Pfarrer ließ die beiden Brüder austoben, er gebrauchte ſeine Würde nur in ſo weit, um von Thätlichkeiten zurückzuhalten; er wußte wohl, daß, wenn der lang verhaltene Ingrimm ausgeſchüttet, auch die Liebe zum Vorſchein kommen müſſe, aber er täuſchte ſich doch noch halb.

Endlich ſaßen die beiden Brüder wortlos und nur noch laut athmend da, keiner regte ſich; da ſprach der Pfarrer zuerſt mit ſanften Worten, er öffnete alle verborgenen Falten des Herzens: es half nichts, die beiden ſahen zur Erde — Der Pfarrer ſchilderte ihnen die Qualen ihrer Eltern im Jenſeits, der Koanradle ſeufzte, aber er ſah nicht auf; da faßte der Pfarrer alle ſeine Kraft zuſammen, ſeine Stimme dröhnte wie die eines ſtrafenden Propheten, er ſchilderte ihnen, wie ſie nach ihrem Tode vor den Richterſtuhl des Herrn kommen und der Herr ruft: „Wehe!

Wehe! Wehe! ihr habt verſtockten Herzens in Haß gelebt, ihr habt die Bruderhand einander entzogen, gehet hin aneinander geſchmiedet verſchmachtet ewig in der Hölle.“

Alles war ſtille, der Koanradle wiſchte ſich mit ſeinem Aermel die Thränen ab, dann ſtand er auf und ſagte: „Michel!“

Der Angeredete hatte ſeit ſo vielen Jahren dieſen Ton nicht gehört, daß er plötzlich aufſchaute, und der Koanradle trat näher und ſagte: „Michel, verzeih!“ — Die Hände der Brüder lagen feſt ineinander, die Hand des Pfarrers wie ſegnend darauf.

Alles im Dorfe ſchaute auf und freute ſich, als man den Michel und den Koanradle Hand in Hand den kleinen Hügel am Rathhauſe herunterkommen ſah.

Bis nach Hauſe ließen ſie ihre Hand nicht los, es war, als ob ſie die lange Entbehrung einbringen mußten; zu Hauſe aber riſſen ſie ſchnell die Hängeſchlöſſer ab, dann gingen ſie in den Garten und ſtürzten den Zaun um, ſo viel Kohl auch dabei zu Grunde ging, dieß Zeichen der Zwietracht mußte fort.

Dann gingen ſie zu ihrer Schweſter und aßen an einem Tiſch neben einander.

Nachmittags ſaßen die beiden Brüder in der Kirche und ein jeder hielt eine Seite von dem Geſangbuche der Mutter in der Hand.

Ihr ganzes Leben ward fortan wiederum ein einiges.

VII.

Ivo, der Hairle.

1.

Die Primiz.

An einem Samſtag Nachmittage wurde auf der Hochbur emſig gezimmert und gehämmert, der Zimmermeiſter Valentin ſchlug mit ſeinen beiden Söhnen ein Gerüſte auf, das nichts weniger war, als ein Altar und eine Kanzel; des Schneider Chriſtle's Gregor ſollte hier morgen ſeine Primiz * halten, ſo nennt man nämlich die Feier des erſten Meßopfers und die erſte Predigt eines neugeweihten Geiſtlichen.

Ivo, der kleinſte Sohn Valentin's, ein blonder Knabe von ſechs Jahren, half ſeinem Vater mit wichtiger Miene bei der

---

* **Primitiae**, latein. Anfang.

Arbeit; barhaupt und barfuß kletterte er behend wie ein Eichhorn auf dem Gebälke umher, bei jeder Hebung eines Balkens ſchrie er gleichfalls: Holz her! ſtemmte ſich an und ſchnaufte, als ob er das Meiſte dabei vollbringe. Valentin gab dem kleinen Ivo auch ſonſt immer „etwas zu ſchaffen,“ er mußte den Bindfaden auf die Spule wickeln, das (Handwerks-) „Geſchirr“ zuſammentragen, oder die Späne auf einen Haufen ſammeln; mit einem Ernſt und emſigen Geberden, als ob er das größte Werk vollführe, befolgte Ivo ſeinen Auftrag, und als er einmal als Beſchwerungslaſt auf die Spitze eines ſchwanken Balkens ſitzen mußte, zitterten ihm die Bewegungen der Säge ſo durch alle Glieder, daß er beſtändig laut auflachen mußte und er faſt herunterfiel, er hielt ſich aber feſt und bemühte ſich, ſein gewichtiges Amt ſtill zu vollziehen.

Das Gerüſte war endlich fertig, der Sattler Ludwig war bereit, die Teppiche anzunageln, Ivo wollte ihm gleichfalls dabei helfen; aber der barſche Mann jagte ihn fort und Ivo ſetzte ſich ſtill auf die zuſammengeleſenen Späne und ſchaute hinaus nach den jenſeitigen Bergen, über denen die Sonne glühendroth unterging; da hörte er den Pfiff ſeines Vaters, er ſprang auf und eilte zu ihm.

„Vater,“ ſagte Ivo, „wenn ich nur einmal in Hochdorf wär’.“

„Warum?“

„Gucket, das iſt ganz nah beim Himmel, und da möcht’ ich einmal ’naufſteigen.“

„Du dummes Kind, das iſt nur ſo, wie wenn dort der Himmel aufſtehen thät; hinter Hochdorf iſt noch weit bis Stuttgart, und von da iſt auch noch weit bis in den Himmel.“

„Wie weit?“

„Man kann eben nicht hinkommen, bis man todt iſt.“

Seinen kleinen Sohn an der rechten Hand führend und am linken Arme das Handwerkzeug tragend, ging Valentin durch das Dorf; überall wurde geſcheuert und gewaſchen, die Stühle und Tiſche ſtanden vor den Häuſern, denn jedes erwartete zu der heiligen Handlung auf morgen einen Beſuch aus einem nahen oder entfernten Dorfe.

Als Valentin an des Schneider Chriſtle's Haus vorüber ging, langte er an ſeine Mütze, bereit ſie abzuziehen, wenn Jemand herausſähe; aber es ſah Niemand heraus, das ganze Haus war ſo ſtill wie ein Kloſter. Einige Bauernweiber gingen mit Schüſſeln unter den Schürzen in das Haus, andere kamen mit leeren Schüſſeln unterm Arme heraus, ſie begrüßten ſich ſtill; ſie hatten die Hochzeitsgeſchenke für den jungen Pfarrer ins Haus gebracht, der ja morgen öffentlich getraut wurde mit ſeiner heiligen Braut der Kirche.

Die Abendglocke läutete, Valentin ließ die Hand ſeines Sohnes los, der ſchnell ſeine Händchen faltete, auch Valentin legte über dem ſchweren Handwerkszeuge die Hände übereinander und betete ein Ave. — —

Andern Morgens ſchaute ein heller Tag auf das Dorf herab. Ivo wurde ſchon früh von ſeiner Mutter ſchön angekleidet, mit einem neuen Janker von geſtreiftem Mancheſter und, wie ihm ſchien, ſilbernen Knöpfen und friſch gewaſchenen kurzen ledernen Beinkleidern; er ſollte das Kruzifix tragen. Gretle, die älteſte Schweſter Ivo's, nahm dieſen bei der Hand und führte ihn auf die Gaſſe, damit es „Platz im Hauſe gebe,“ ſie ſchärfte ihm ein, daß er ja nicht mehr zurückkehren ſolle; dann eilte ſie geſchäftig

in’s Haus zurück. Ivo ging das Dorf hinein, überall ſtanden die Männer und Burſchen in Nädchen auf der Straße, ſie waren nur in halbem Putze, ohne Jacke oder Rock, die weißen Hemdermel zur Schau tragend; hier und dort ſprangen Frauen und Mädchen, ebenfalls ohne Mieder, mit halb aufgelösten Haaren und das flatternde rothe Wickelband in der Hand tragend, von einem Hauſe in’s andere. Es erſchien Ivo als eine grauſame Tyrannei ſeiner Schweſter, daß er ſo aus dem Hauſe verſtoßen war, er wäre auch gar zu gerne wie die großen Leute zuerſt in Negligee, und dann unter dem Geläute der Glocken in voller Pracht erſchienen; aber er wagte es nicht wieder zurückzukehren noch irgendwo ſich nieder zu laſſen, aus Furcht ſeine Kleider zu verderben. Behutſam ging er ſo durch das Dorf. Wagen an Wagen brachte fremde Bauern und Bäuerinnen, aus den Häuſern wurden ihnen Stühle zum Abſteigen entgegengetragen und ſie freundlich bewillkommt; alle Leute ſahen heute ſo in ſich vergnügt, ſo erhaben aus, wie eine Einwohnerſchaft, die einen ſieggekrönten Helden aus ihrer Mitte im Triumphe empfängt. Von der Kirche bis zur Hochbur war die Straße mit Gras und Blumen beſtreut, die einen würzigen Duft emporſteigen ließen. Der Schultheiß kam aus des Schneider Chriſtle’s Haus und ſetzte erſt auf der Straße ſeinen Hut wieder auf; der Soges hatte ein friſch lakirtes Bandelier an ſeinem Säbel.

Bald darauf kam auch die Fran Schultheißin, ihr ſechsjähriges Töchterchen, Bäbele, an der Hand führend, Bäbele war geſchmückt juſt wie eine Braut, es hatte die Schappel ſammt dem Kräuzchen auf dem Kopfe und war überaus prächtig gekleidet; in der That ſtellte auch Bäbele als reine Jungfrau die Braut des jungen Geiſtlichen vor.

Es läutete zum erſtenmale, und wie durch einen Zauberruf zerſtreuten ſich plötzlich die Gruppen der hemdermligen Leute; ſie gingen in die Häuſer um ſich würdig anzukleiden, Ivo ging nach der Kirche.

Unter dem Geläute aller Glocken bewegte ſich endlich der Zug aus der Kirche hervor, die Fahnen flatterten, die Stadtmuſik, die von Horb herbeigekommen war, ſchallte drein, und mitten drinne hörte man wieder die Gebete der Männer und Frauen. Ivo ging voraus neben dem Lehrer mit dem Kruzifix. Auf der Hochbur war der Altar ſchön geſchmückt, die Kelche und Lampen, die Flitterkleider der Heiligen glitzerten im Sonnenlichte, und unabſehbar über die ganze Haide und über die Felder war die Menge der Andächtigen ausgebreitet. Ivo wagte es kaum den Hairle * anzuſchauen, der in golddurchwirktem Gewande, entblösten nur mit dem goldenen Kranze geſchmückten Hauptes und bleichen frommen Antlitzes unter dem Schalle der Muſik ſich stets tief verbeugend, die kleinen weißen Hände auf der Bruſt übereinanderlegend die Stufen des Altars hinaufſtieg; ihm voraus war des Schultheißen Bäbele gegangen, das als ſeine Braut eine mit Rosmarin umwundene brennende Kerze in der Hand trug, es ſtellte ſich zur Seite des Altars auf. Das Hochamt begann, und als die Klingel läutete, ſtürzte Alles auf das Antlitz nieder, kein Laut war weit umher vernehmbar; nur ein Flug Tauben flog gerade über den Altar weg und man hörte das Flattern und Zwitſchern dieſer Thiere, das man ſtets bei ihrem Fluge vernimmt. Um Alles in der Welt hätte Ivo nicht aufgeſchaut, denn er wußte wohl, daß jetzt der heilige Geiſt herniederſteigt, um die

* Herrlein, Pfarrer.

geheimnißvolle Wandluug des Weines in Blut und des Brodes in Fleiſch vorzunehmen, und daß kein ſterbliches Auge ſich zu ihm erheben darf ohne zu erblinden.

Der Kaplan von Horb beſtieg nun die Kanzel und redete den Primizianden feierlich an.

Hierauf beſtieg der Hairle die Kanzel, Ivo ſaß nicht weit davon auf einem Schemel, den rechten Arm auf das Knie geſtemmt und das Kinn auf die Hand gelehnt horchte er eifrig zu; er verſtand wenig von Allem, aber ſein Blick hing an den Lippen und den Mienen des Predigers, die ſo treuherzig ſprachen, und ſein Sinn war kindlich und liebend bei Gott und dem guten Hairle.

Als darauf unter abermaligem Geläute der Glocken und den Siegestönen der rauſchenden Muſik der Zug ſich wieder heim nach der Kirche bewegte, da faßte Ivo das Kruzifix mit beiden Händen feſt, es war als ob er mit erneuter Kraft ſeinen Herrgott vor ſich hintragen wollte.

Unter der Menge, die ſich nun zerſtreute, ſprach Alles mit Entzücken von dem Hairle, und wie glücklich die Eltern eines ſolchen Sohnes zu preiſen wären. Der Schneider Chriſtle und ſeine Frau gingen von ſeliger Luſt getragen die überdachte Treppe an dem Kirchberg herab, man achtete doch ſonſt wenig auf dieſe Leute, heute aber drängte ſich Alles mit ausnehmender Verehrung zu ihnen, um ihnen Glück zu wünſchen; die Mutter des jungen Pfarrers dankte mit thränenverklärten Blicken, ſie konnte vor ſeligem Weinen nicht reden. — Ivo hörte von ſeiner Baſe aus Neringen, die zu der heiligen Handlung herübergekommen war, daß die Eltern Gregors dieſen nun mit Sie anreden mußten.

„Iſt das wahr Mutter?“ fragte er.

„G'wiß, der iſt jetzt mehr als alle andere Menſchen," lautete die Antwort.

Bei allem Entzücken blieb auch der wirkliche Vortheil des Schneider Chriſtle's nicht unbeſprochen, man ſagte, der habe nun ausgeſorgt für ſein ganzes Leben; das Cordele, des Gregors Schweſter, werde „Hauſere"* und der Gregor ſei ein Glück für die ganze Familie und eine Ehre für das ganze Dorf.

Zwiſchen ſeinen Eltern, von beiden an der Hand geführt, ging Ivo nach Haus.

„Vater," ſagte er, „der Gregor ſollt' hier Pfarrer ſein."

„Das geht nicht, man macht nie einen zum Pfarrer, wo er geboren iſt."

„Warum?"

„Mit deinem ewigen dummen warum? weils eben ſo iſt," entgegnete Valentin, die Mutter aber ſagte: „er hätt' ſonſt zu viel Anhang im Dorf und wär nicht unparteiiſch;" entweder wußte ſie es nicht oder konnte ſie dem Kinde nicht erklären, daß bei einem Ortsangehörigen die Heiligkeit des Amtes und die Ehrfurcht vor der Perſon des Prieſters beeinträchtigt würde, da man ſeinen menſchlichen Urſprung und ſein Wachsthum kennt. Valentin aber ſagte nach einer Weile:

„Das beſt' Leben hat doch ſo ein Pfarrer, er kriegt keine Schwiele in die Hand vom Pflügen und kein Rückenweh vom Schneiden, und die Pfarrſcheuer iſt doch voll Frucht; er legt ſich auf's Kanapee hin und denkt ſich ſein' Predigt aus, und macht ſeine ganze Familie glücklich. Ivo, wenn du brav biſt, kannſt du auch Hairle werden; möchteſt du gern?"

---

* Hauſerin, Haushälterin.

„Ja,“ ſagte Ivo mit voller Stimme und ſchaute mit weitaufgeriſſenen Augen nach ſeinem Vater auf: „aber ihr dürfet nicht Sie zu mir ſagen,“ ſetzte er dann hinzu. „Das hat noch gute Weil',“ erwiederte Valentin lächelnd.

Nach dem Mittageſſen ſtellte ſich Ivo hinter dem Tiſch auf die Bank, dort in die Ecke unter dem Kruzifix, wo der Vater geſeſſen; zuerſt bewegten ſich ſeine Lippen leiſe, dann hielt er mit lauter Stimme eine Predigt. Mit der ernſteſten Miene ſprach er das kunterbunteſte Zeug, er wollte gar nicht aufhören, bis ihm Valentin freundlich mit der Hand über den Kopf fuhr und ſagte: „So, jetzt iſt's genug.“

Die Mutter aber nahm den Ivo herab auf ihren Schooß, herzte und küßte ihn, und ſagte faſt weinend: „O liebe Mutter Gottes, ich möcht' nicht länger leben als daß mich unſer Herrgott den Tag ſehen ließ, an dem du dein Primiz hältſt;“ dann ſetzte ſie kopfſchüttelnd und leiſe hinzu, „verzeih mir Gott meine Sünden, ich denk' ſchon wieder zu viel an mich,“ ſie ſtellte ihren Sohn nieder und hielt ihre Hand auf ſeinem Kopfe.

„Gelt,“ ſagte Ivo „und unſer Gretle wird mein' Hauſerin und ich laß ihm auch ſo Stadtkleider machen, wie die Pfarrköchin hat.“

Die gute Baſe Magdalena von Nexingen ſchenkte dem Ivo einen Kreuzer für ſeine Predigt, ſchnell ſprang er dann zu dem Knechte, der vor dem Hauſe unter dem Nußbaum ſaß und erzählte ihm, daß er Hairle werde. Nazi ſchüttelte nur mit dem Kopfe und drückte den überquillenden brennenden Tabak in ſeiner Pfeife nieder.

Die Mittagskirche war nicht ſo feierlich und ſo beſucht wie ſonſt, die Andacht hatte ſich heute Morgen erſchöpft.

Gegen Abend ging der junge Pfarrer mit dem Kaplan von Horb und mehreren anderen Geiſtlichen durch das Dorf; alle Leute, die vor den Häuſern ſaßen, ſtanden auf und grüßten freundlich, die älteren Frauen lächelten dem jungen Pfarrer zu wie wenn ſie ſagen wollten: wir kennen dich und haben dich gern, denkt dir's noch wie ich dir ein' Birn geſchenkt hab? und ich hab's ja ſchon lang geſagt, der Gregor wird ein großer Mann. Die jungen Burſchen zogen die Pfeifen aus dem Munde und die Mützen ab, und die Mädchen flüchteten ſich unter ein Haus und ſtießen einander und blickten verſtohlen heraus; die Kinder aber kamen herbei, gaben dem Gregor die Hand und küßten die ſeinige.

Auch Ivo kam herbei. Der junge Geiſtliche mochte vielleicht das Zittern des Knaben und ſeinen andächtig frommen Kuß herausfühlen, er hielt ſeine Hand noch länger, ſtrich ihm mit der andern Hand über die Wange und ſagte:

„Wie heißt du liebes Kind?"

„Ivo."

„Und dein Vater?"

„Der Zimmermann Valentin."

„Sag einen ſchönen Gruß von mir an deinen Vater und deine Mutter, und ſei recht fromm und brav."

Ivo ſtand noch lange wie feſtgezaubert da, als die Männer ſchon längſt fort waren, es war ihm als ob ihm ein Heiliger erſchienen wäre und mit ihm geredet hätte; er blickte lange ſtaunend zur Erde, dann eilte er in großen Sätzen jubelnd nach Hauſe und erzählte Alles.

Die ganze Familie ſaß auf dem Bauholze unter dem Nuß-baume, der Nazi nicht weit davon auf einem Steine an der

Hausthüre. Ivo ging zu ihm und berichtete auch ihm ſeine Begegnung, der Knecht aber war heute mürriſch, und Ivo ſetzte ſich zu Füßen ſeines Vaters nieder.

Es war Nacht geworden, man ſprach wenig, nur der Schreiner Koch ſagte noch:

„Ich will ſehen, wo ihr Geld krieget unter fünf Prozent.“ Niemand antwortete.

Ivo blickte einmal zu ſeinem Vater auf, aus ſeinem Auge leuchtete eine ſtille Verklärung, Niemand konnte ahnen, was die junge Seele bewegte.

„Vater,“ ſagte Ivo, „ſchlaft denn des Schneider Chriſtle's Hairle auch wie andere Menſchen?“

„Ja, aber nicht ſo lang wie du, wenn man Hairle werden will, muß man früh aufſtehen und beten und lernen; gang jetzt, marſch in's Bett.“

Die Mutter begleitete Ivo ins Haus und in ſein Nachtgebet, das er ihr vorſagte, ſchloß er freiwillig neben den namhaft gemachten Verwandten auch den Hairle ein. —

Die Primiz hatte die unmittelbarſten Folgen. Gleich andern Tages ging der Hansjörg, den wir noch von der Kriegspfeife her kennen, mit ſeinem Sohne Peter nach Horb zum Kaplan, auch der reiche Johannesle von der Bruck, der den Beinamen der Schmutzige hatte, brachte ſeinen Conſtantin, einen aufgeweckten geſcheiten Buben, zum Kaplan; die beiden Knaben ſollten fortan die lateiniſche Schule beſuchen, Ivo war hiefür noch zu jung. —

Wir treffen die beiden anderen Knaben wohl ſpäter wieder, jetzt bleiben wir beim Ivo und wollen ſein ganzes Jugendleben möglichſt genau beobachten.

2.

Der Lehrer.

Der Lehrer im Dorfe war ein heller Kopf, dabei aber heftig, ſeine Neigung und ſein Hauptalent war die Muſik; er hatte wenig Einfluß auf Ivo, wie dieß ein einzelner Mann bei hundertzwanzig Kindern auch ſonſt nicht wohl haben konnte. Der beſte Lehrer Ivo's, wer ſollte es denken, war der Nazi, der nicht ſchreiben und kaum leſen konnte.

Man nennt bei uns die Dienſtboten „Ehhalten," was ihre Bedeutung gar ſchön bezeichnet, und wie man ſie ſchon in der Stadt das Unterſchickſal des Familienlebens nennen kann, ſo ſind ſie das noch weit mehr im Dorfe, wo das ganze Leben des Hauſes ein in Arbeit und Genuß gemeinſames iſt; weil nun in einer guten Haushaltung die Eltern und das Geſinde friedlich zuſammen leben, kann man um ſo gefahrloſer die Kinder den Einflüſſen des Geſindes überlaſſen, da man ſie genau kennt.

Bei dem Nazi aber war gewiß nichts zu gefährden. Auf der Krippe und im Heuſchober errichtete Nazi ſeinen Lehrſtuhl, antwortete auf die eifrigen Fragen ſeines Zöglings oder erzählte ihm wunderbare Geſchichten.

Nazi war am liebſten mit den Thieren zuſammen, und wenn er auch mit ihnen reden konnte, und wenn beſonders das Falb Menſchenverſtand hatte, man konnte doch keine rechte Antwort bekommen, ſo viel man auch redete; der Ivo aber konnte doch wenigſtens einmal die Hände zuſammenſchlagen und „Ei Herr Jerem" rufen. So hatte Nazi den Knaben gerne bei ſich. Wie ein Füllen neben dem im Wagen eingeſpannten Pferde los

und ledig einherrennt und allerlei Sprünge macht, ſo ſprang Ivo immer neben dem Nazi einher, wo er auch hingehen wollte.

Wenn dann wieder die beiden auf dem Stroh ſaßen und Nazi die Geſchichte vom Mockle= * Peter, vom Wachholdermännchen, oder von dem verwunſchenen Fräulein von Iſenburg erzählte, da bildeten die dumpfen Töne der freſſenden Thiere eine ſchauerliche Begleitung zu der Rede Nazi's; beſonders die Geſchichte von Mocklepeter, der den jungen Tannen, die noch bluteten, muthwillig die Kronen abriß, und der als Baummörder in der Egelsthaler Halde geiſtet,** ſo wie die Geſchichte vom Wachholdermännchen, das ein graues und ein ſchwarzes Aug hat, die jedes Jahr mit ihrer Farbe abwechſeln, dieſe Geſchichten mußte Nazi oft erzählen; denn die Kinder ſind noch nicht ſo verwöhnt, daß ſie immer was Neues haben wollen.

Bei dieſen Wiederholungen hatte indeß Nazi einen ſchweren Stand, denn ſobald er etwas nicht mehr genau wußte oder anders erzählen wollte, fiel Ivo ein: „ei das iſt ja nicht ſo;" dann hob ihn Nazi auf den Schooß und ſagte: „du haſt recht, ich kann mich nicht mehr ſo recht darauf beſinnen, Narrle, es gehen mir noch viel andere Sachen im Kopf herum," und dann erzählte Ivo mit großem Eifer den weitern Verlauf, ſo daß Nazi von der Gelehrigkeit ſeines Zöglings entzückt war.

Oft aber ſprachen auch die beiden über allerlei Lebensverhältniſſe, von denen die Stadtkinder erſt ſpät Einſicht und Kunde erhalten: von Reichthum und Armuth, Treue nnd Falſchheit,

* Tannzapfen.

** Als Geiſt umgeht.

Handel und Wandel u. dgl.; denn das Leben im Dorfe iſt ſtets ein offenkundiges, das Innere des Hauſes iſt Allen bekannt, Groß und Klein.

Einſt ging Ivo mit ſeinem Vater vom Zimmerplatze nach Hauſe.

„Vater,“ ſagte er, „warum hat denn unſer Heiland die Bäum' nicht viereckig gemacht, da bräucht man's ja auch nicht zu behauen?“

„Warum? dummer Jung', da bräucht' man ja auch keine Zimmerleut', und hätt' auch keine Spän'.“

Ivo war ſtill und der Vater dachte darüber nach, daß der Bub doch eigentlich gar „gut gekopft“ ſei, und daß es Unrecht ſei, ihn ſo barſch anzufahren; er ſagte daher nach einer Weile:

„Ivo, ſolche Sachen fragt man in der Schul' den Lehrer oder den Herr Pfarrer, merk' dir das.“

Das war brav von Valentin, nur wenige Eltern ſind ſo gewiſſenhaft und ſo klug, dieſen allein richtigen Ausweg aus ihrer etwaigen Unwiſſenheit zu ergreifen.

Ivo fragte aber nicht den Schullehrer und nicht den Pfarrer, er ging zu Nazi und ſagte: „Weißt du auch ſchon, warum unſer Heiland die Bäum' nicht viereckig gerade recht zum Bauholz gemacht hat?“

„Weil man die Bäum' zu noch viel mehr Sachen als zum Bauen braucht.“

Ivo ſtand verwundert da, das war noch eine andere Antwort.

Dadurch, daß Ivo ſich ſo innig an Nazi anſchloß, hatte er unter ſeinen Altersgenoſſen eigentlich keinen Kameraden; dafür betrachtete ihn aber auch Nazi wie ſeinen Vertrauten, und wenn er ihn liebkoſte, ſagte er: „du gute alte Seele!“ In beſonders

gemüthlichen Stunden erzählte er ihm dann auch viel von ſeinem Hellauf, dem Hunde, den er früher als Schäfer gehabt hatte, und der „geſcheiter war als zehn Doctor.“ „Ich ſag dir's,“ betheuerte dann Nazi, „der Hellauf hat meine verborgenſten Gedanken errathen; wenn er mich nume angeſehen hat, hat er gleich gewußt was ich will. Haſt du ſchon einmal ſo einen Hund genau betrachtet? die haben oft ein Geſicht, auf dem der Kummer ausgeſchüttet liegt, grad wie wenn es ſagen thät: ich möcht' flennen, weil ich nicht mit dir ſchwätzen kann. Wenn ich meinen Hellauf ſo angeſehen hab', da hat er gebellt und geheult, und hat dabei die Augen zugedrückt, daß es mir durch die Seel' gegangen iſt; wenn ich ihm nume ein bös Wörtle gegeben hab, hat er den ganzen Tag keinen Biſſen gefreſſen, es war ein Thier, er war zu gut für dieſe Welt.“

„Kommen die Hund' auch in Himmel?“ fragte Ivo.

„Ich weiß nicht, es ſteht nichts davon geſchrieben,“ erwiederte Nazi.

Beſondere Freude machte es dann Nazi, daß auch Ivo eine ſo innige Liebe zu den Thieren hatte; denn ganz alte einſame Leute oder Kinder, die beide mit ihrer Liebe nicht recht wiſſen wohin, wenden ihre Neigung den Thieren zu. Dieſe machen keine Anſprüche, man hat wenig Pflichten für ſie, und beſonders erfährt man von ihnen nie Widerſpruch, welchen ſowohl die alten als die jungen Kinder nicht leiden mögen.

„So eine Sau iſt doch ein arm's Thierle,“ ſagte Ivo einmal, „die iſt doch nur auf der Welt um gemetzget zu werden; die anderen Thiere kann man doch auch noch lebig gebrauchen.“ Nazi nickte vergnügt mit dem Kopfe, nach einer Weile

ſagte er: „Es kann wohl ſein, daß deſſenthalben auch ſo eine Sau am ärgſten ſchreit und heult, wenn man's metzget."

Durch mancherlei Fragen, Bemerkungen und Reden galt Ivo im ganzen Dorfe als ein „unterhaltſamer, aufgeweckter Bub," Niemand ahnte ſeinen Wecker; der Schullehrer aber war unzufrieden mit ihm, weil er nie, wie es die Schulordnung verlangt, ruhig nach Hauſe ging, ſondern ſtets tollte und ſchrie wie beſeſſen. Die armen Kinder! ſie müſſen Stunden lang in ſich zuſammengepreßt ſitzen, wenn es dann endlich fort geht, können ſie nicht anders, ſie müſſen ſich aufrütteln und frei in die Luft hinein jubeln; darum iſt es oft um eilf Uhr als ob das wilde Heer käme.

Niemand zweifelte, daß der Ivo einſt ein tüchtiger Pfarrer würde, er war ſonſt fromm und geſittet; der Valentin berühmte ſich einſt im Adler, ſein Ivo werde des Hansjörgs Peter und des Johannesle's Conſtantin noch weit überholen.

Dazu hatte es indeß noch Zeit.

3.

Kinderliebe.

Neben Valentin wohnte des Schackerle's Michel, ein armer Mann, der blos an Kindern reich war, wovon das jüngſte Emmerenz hieß; die Zimmermännin war deſſen Pathin, und die Emmerenz war nun faſt den ganzen Tag bei ihr im Hauſe, ſie aß und trank dort und ſchlief nur bei ihren Eltern. Emmerenz war faſt gerade ſo alt als Ivo, und die beiden Kinder waren unzertrennlich. Obgleich Ivo deshalb von ſeinen ungalanten

Schulkameraden „Mädleſchmecker“ geſchimpft wurde, ließ er doch nicht von der Emmerenz; ſie hatten ſogar gemeinſchaftlich einen Maunkel, ſo nennt man nämlich einen Schatz geſammelten Obſtes, den man mit dem größten Geheimniß im Heu verſteckt, und der dem Speicher eines Kornhamſters nicht unähnlich ſieht. Da ſaßen denn die Kinder mit heimlich ſtillem Entzücken bei ihrem Schatze, Ivo zeigte ſich ſchon darin als Mann, daß er bis hundert zählen konnte, er zählte die Aepfel, Birnen und Zwetſchen; Emmerenz hörte ihm andächtig zu und ſprach leiſe die Zahlen nach, die anbrüchigen Stücke und die von ungerader Zahl wurden zu gleichen Theilen verzehrt; oft aber gab es auch Händel, und das Vereinsgut wurde alsbald getheilt.

Dieſe Trennung dauerte aber nie länger als einen Tag, denn die beiden hätten ja ſonſt nicht mehr mit einander von ihrem Reichthum ſprechen können.

Große Veränderungen gingen aber bald mit den beiden Kindern vor, Ivo bekam vom Nazi eine Peitſche und Emmerenz lernte ſtricken.

In der Stadt bekommen die Kinder eine Trommel oder einen kleinen Kaufladen, ſie ſpielen dann Soldaterles oder Handelns bis es ernſt mit dem Leben wird; auf dem Dorfe beginnt mit der Peitſche das Bauernſpiel.

Ivo ſtand nun oft auf dem leeren Wagen vor dem Hauſe, knallte nach der leeren Deichſel hinab und ſchrie: Hio! Hiſt und Hott. Sobald er aus der Schule kam, wurde Schiefertafel und Lineal auf den Tritt hinter den Ofen geſtellt, die Peitſche knallend erhoben, und die Hühner und Gänſe damit auf der Straße herumgejagt. So tollte er eines Mittags umher, da ſah er die Emmerenz, die mit ihrem Strickzeuge unter dem Nußbaume ſaß,

nicht weit davon lag ihr kleines ſchwarzes Kätzchen, Minzchen genannt, in der Sonne und puſtete und putzte ſich emſig; das runde blondhaarige Mädchen knüpfte mit einem Eifer die Maſchen, daß es nicht aufzuſchauen wagte, ein ſo ungewöhnlicher Ernſt ſchwebte um die zuſammengepreßten Lippen, als gälte es dem bergeshohen Schneemann, dem Winter, eine wollene Jacke zu ſtricken.

Ivo ſtand eine Weile ruhig neben Emmerenz und ſchaute ihr zu, dann ſagte er: „ſtrickſt du Strümpf' für dein' Katz?" Emmerenz gab keine Antwort und ſtrickte ohne Unterlaß fort, da kitzelte Ivo der Muthwille, er zog raſch die Nadeln aus dem Strickzeug und ſprang davon.

Emmerenz ſtand ſchnell auf, warf ihm einen Stein nach, da ſie ihn aber, nach Art der Mädchen, nicht über die Schulter erhob, ſondern nur gerade vor ſich hin ſchleuderte, fiel er kaum drei Schritte vor ihr nieder; nachdem ſie die Nadeln zuſammengeleſen, ging ſie weinend nach Haus.

Nachmittags machte Ivo ſeine Grauſamkeit ſchnell vergeſſen, er brachte der Emmerenz ein Stück blaues Glas von einer zerbrochenen Flaſche; eines nach dem andern betrachtete nun die Sonne durch das Glas und rief: „Ujadele wie ſchön." Ivo wickelte das Kleinod in ein Papierchen und ſchenkte es der Emmerenz.

Einſt kam ein Mann in das Dorf, der, wie weiland der kühne Rattenfänger alle Kinder hinter ſich dreinzog; dieß war nämlich der „Holgen-* Mann," der für zerbrochenes Glaswerk den Kindern die gemalten Bilder verhandelte. Ivo lief im ganzen

* Heiligenbild.

Hauſe umher, bis er ſich die blinkende Münze erobert, und dann brachte er den Preis der Emmerenz.

Aber nicht nur beim Sonnenſchein, auch beim Regen treffen wir die Kinder bei einander.

Der alte Valentin ſah ſtill vergnügt zum Fenſter hinaus, denn man kann gar leicht ohne etwas Beſtimmtes zu denken und zu haben, doch ſtill begnügt einem Regen zuſehen; da wird Körper und Seele wie mit einem erquicklichen leichten feinen Nebel angehaucht, und wie man träumeriſch dem Wellenſpiele eines Stromes zuſieht, ſo ſieht man nun von den Dächern überall die Tropfen rinnen, Alles was uns umgibt, die ſtill fließende Luft ſelber, hat Stimme und Gehalt gewonnen.

Ivo und Emmerenz hatten ſich unter die offene Scheune geflüchtet, auch der kleine Jakobele, des Schultheißen dreijähriger Knabe war dabei, die Hühner hatten auch gleiche Zuflucht geſucht, ſie ſtanden neben den Kindern, ließen ihre Schwänze hängen und ſchüttelten ſich oft; das ſchwarze Kätzchen kam gleichfalls ganz hart am Hauſe hergeſchlichen, es ging ſo leiſe, trat ſo behutſam auf und ſchüttelte nach jedem Auftreten die Pfote, daß man ſein Herbeikommen gar nicht merkte bis die Hühner aufgackerten, es verſchwand aber ſchnell in dem offenen Stallfenſterchen.

Anfangs rieſelte es ſo zart, daß man nur an der Dunkelheit des offenen Dachfenſters gegenüber merkte, daß Tropfen herunter fielen; bald aber plätſcherte es gewaltig und Ivo ſagte: „Ah! das thut meinen Nägele * im Garten gut.“ „Garten gut,“ wiederholte der kleine Jakobele, dann ſagte Ivo wieder: Ah, das gibt einen großen Bach.“ „Großen Bach,“ wiederholte Jakobele

* Nelken.

abermals, Ivo ſah ihn grimmig an, dann ſang er, auf Emmerenz ſchlagend:

Es regnet regnet Tropfe,
Die Mädle muß mer klopfe,
Die Buben muß mer Kutſche fahre,
Die Mädle muß mer in Neckar trage.

Emmerenz machte ſich los und ſang auf Ivo ſchlagend:

Es regnet regnet Tropfe,
Die Buben muß mer klopfe,
Die Mädle legt mer in ein golden Bett,
Die Buben in ein Dornenheck.

Bauern fuhren mit leeren Säcken auf dem Kopfe ſchreiend vorbei, um dem ſchweren Wetter zu entfliehen; die Kinder lachten ſie aus und ſchrieen ebenfalls Hio! Emmerenz ſtand da, den Kopf auf die linke Seite geneigt und die Händchen unter der Schürze übereinander gehalten; als es aber gerade am ärgſten regnete, ſtieß ſie Ivo hinaus unter die Dachtraufe, der Jakobele ſprang von ſelbſt hinaus, gleichſam den Regen herausfordernd, er duckte aber doch blinzend ſeinen Kopf unter, als wollte er nicht zu ſchwer von dem Regen getroffen werden. Mit der Schürze über dem Kopfe gab ſich nun Emmerenz alle Mühe wieder unter Dach zu kommen, aber Ivo hielt ſtrenge Wacht, und erſt als ſie weinte, ließ er ſie herein.

Der Regen hörte endlich auf, die Sonne ſchien hell, und mit unnennbarer Luſt ſprangen die Kinder umher; es war als ob die erfriſchte Luft auch dieſe jungen Menſchenpflänzchen neu belebte. Braune Ströme hatten ſich neben der Straße gebildet,

die Kinder ließen Späne als Flöße darauf ſchwimmen und wateten mit Luſt in dem Waſſer, nach Eiſen darin ſuchend. Ivo, der immer weitere Pläne hatte, wollte ein Mühlrad bauen, aber lange ehe das Rad fertig war, war das Waſſer verfloſſen.

Wie oft geht das ſo, daß wir Gewerke herrichten für den Strom unſerer Lebenstage, und ehe das Gewerk nur halb fertig, iſt Alles verſiegt und trocken.

So neckiſch auch Ivo manchmal gegen Emmerenz war, ſo ließ er ihr doch von Niemanden ein Leid geſchehen. Einſt ging er aus der Schule nach Haus, da ſah er, wie die Emmerenz von zwei Unholden, zwei alten grauen Gänſen verfolgt wurde; ſchreiend und wehklagend floh das Mädchen mit rückwärts gekehrtem Kopfe, ſchon hatte eine der Unholde ihr Kleid gefaßt und zerrte daran, da ſprang Ivo gerüſtet wie er war, mit ſeinem Schilde, der Schiefertafel, und ſeinem Schwerte, dem Lineal, auf die Verfolger los und trieb ſie nach ſchwerem aber muthigem Kampfe in die Flucht; mit heldenmüthigem Selbſtgefühl hob er dann Emmerenz, die auf den Boden gefallen war, auf, und ſchritt triumphirend in ſeinem Waffenſchmucke neben ihr her.

Nazi hatte ihm von Rittern erzählt, die die wehrloſen Fräulein von Drachen erretteten; er erſchien ſich jetzt als ein ſolcher Ritter und war gar zufrieden und vergnügt.

4.

Muckele und Wuſele.

Das Haus Valentins wurde um ein Glied vermehrt, auf das die Blicke Aller gerichtet waren; Valentin brachte nämlich

vom Oberndorfer Markt eine ſchöne Kuhkalbin mit. Ehe das Thier in's Haus gebracht wurde, muſterten und ſchätzten es die Nachbarn und alle Vorübergehenden, die Mutter, Ivo und Nazi gingen dem Ankömmling bis vor die Thür entgegen; hier erhielt Ivo ein hölzernes Pferd, dann übergab Valentin, vergnügt um ſich ſchauend, das Seil an Nazi, herausfordernd betrachtete er die Nachbarn und wiederum das ausbuntige Thier, das er mit einem Schlage in den Stall entließ. Das Thier war ſchön und ſtattlich, mit einem Worte ſo was man eine „rechtſchaffene ſtolze Kuh" nennt.

Als die offene Stelle im Stalle nun wieder beſetzt war, eilte Ivo, ſein hölzernes Pferd auf der Bruſt tragend, mit Nazi in den Schoppen, ſie brachten „kurz Futter" für die Fremde, aber das Thier öffnete den Mund nicht und brummte nur ſo vor ſich hin; Ivo ſtrich ihm ſanft mit der Hand über die zarten Haare, es wendete den Kopf nach dem Knaben und ſchaute ihn lange an.

Ivo tummelte dann ſein hölzernes Pferd, das that gar nicht fremd, es war überall zu Hauſe und trug den Kopf mit der Hahnenfeder immer ſtolz.

Nachts erwachte Ivo plötzlich von ſeinem Schlafe, er hörte ein Jammern, das ihm durch die Seele ſchütterte; die Klagen der Algäuer Kalbin erſchollen immer tiefer und tiefer aus dem Innerſten heraus, und es war, als ob ſie ihr ganzes Leben damit ausklagen müßte.

Ivo hörte lange zu, wie das Schreien durch die Stille der Nacht ſo wehvoll und ſchauerlich klang; ſo oft das Thier eine Pauſe machte, horchte er mit angehaltenem Athem, er glaubte

jetzt und jetzt müſſe doch das Klagen aufhören, aber es kam immer wieder. Ivo weckte endlich ſeinen Vater.

„Was gibts?“

„Die fremd' Kalbin ſchreit.“

„Laß ſie ſchreien, ſchlaf du dummer Bub, die Kalbin hat eben Jammer * und da iſt's nicht anders.

Ivo verhüllte ſich die Ohren mit den Kiſſen und ſchlief wieder ein.

Faſt drei Tage lang fraß die Kalbin keinen Biſſen, endlich aber gewöhnte ſie ſich an das andere Vieh im Stalle und ſie war ſtill und fraß wie die anderen; zu neuem Jammer gingen ihr aber die Klauen an den Vorderfüßen ab, ſie war nur gewohnt, auf weicher Weide, nicht aber einen ſo weiten Weg auf harter Straße zu gehen.

Ivo half nun oft dem Nazi der Kalbin die Füße verbinden, ſeine Demuth und ſein Mitleid, das er der Fremden bezeigte, war gar groß; ſie erwiederte aber auch ſo weit ſie vermochte ſeine Theilnahme, und Nazi, der ſich gar wohl auf die Thiere verſtand, ſagte: „Der Hirtenbub von der Algäuerin hat dir ähnlich geſehen Ivo, das merk' ich wohl.“

So viel Freude nun Ivo an der Algäuerin gewonnen, eben ſo viel Schmerz erlebte er an ſeinem hölzernen Pferde. Dieſes war durch den Lauf der Zeit unſauber geworden, ganz in aller Stille lief er daher eines Morgens nach der Schwemme, wuſch und putzte es tüchtig, aber laut wehklagend kehrte er heim, denn alle Farben waren abgegangen.

So erfuhr Ivo ſchon frühe, wie wenig den gemachten

---

* Heimweh.

Spielzeugen zu trauen iſt; das Schickſal gab ihm aber reichlichen Erſatz für ſeinen Verluſt.

Es war wiederum einmal ſpät in der Nacht, da war Alles im Hauſe wegen der Kalbin auf den Beinen, ſie gebar ein Junges.

Ivo durfte nicht in den Stall, er hörte nur von ferne ein jämmerlich dumpfes Wehklagen, denn auch die Hausthiere hat der Fluch getroffen, daß ſie „mit Schmerzen gebären.“

Als es kaum Tag war, eilte Ivo in den Stall, er ſah das ſchöne Kälbchen zu Füßen der Mutter, es war ein Stromel * die Mutter küßte und leckte es mit ihrer Zunge; Niemand durfte ſich ihm nahen,denn die Kuh war dann wie wüthend, nur als Ivo hinzukam und das Kälbchen ſchüchtern berührte, war die Algäuerin ruhig; ihr Erſtgebornes war ein Sohn, und Ivo ließ bei ſeinem Vater nicht nach, bis er ihm das Verſprechen gab, daß ſie das Kälbchen „anbinden,“ das heißt großziehen wollten.

Von nun an war Ivo jedesmal in der Küche dabei, wenn der Wöchnerin warme Tränke bereitet wurde, und Niemand als er durfte ihr den Kübel hinhalten.

Faſt nie bleibt eine Freude ungeſtört, das erfuhr auch Ivo.

Eines Tages kehrte er aus der Schule heim, da ſah er einen großen Hund auf der Hausſchwelle ſtehen, ſorgſam ging er an ihm vorbei nach dem Stalle; dort erblickte er einen Mann mit einem blauen Ueberhemde, ein roth und gelb gewürfeltes Halstuch hing loſe geknüpft an ſeinem Halſe und in der Hand hielt

* Schwarzgeſtriemt.

er den von Meſſing-Draht umwundenen Griff eines Schlehdorn-Stockes.

Ivo ſah wohl, daß das ein Metzger war, der Vater ſtand bei ihm und ſagte:

„Um acht Gulden geb ich's, es iſt aber ſchad wenn es gemetzget wird, es hat ſo mächtige Stotzen.“ *

„Sieben Gulden geb' ich!“

Der Vater ſchüttelte den Kopf.

„Nu meinetwegen noch ein Kopfſtück.“ **

Ivo hatte dies kaum vernommen, da wurde ihm Alles klar, er ſtellte ſein Schulzeug ſchnell an die Wand, ſprang in den Stall, fiel dem Kälbchen um den Hals, und es mit ſeinen Armen feſt umklammernd, rief er: „Nein, gut's Muckele, ſie dürfen dir nicht in dein' lieben Hals 'nein ſtechen,“ er weinte laut und konnte kaum noch die Worte hervorbringen: „Vater, Vater! ihr habt mir's ja verſprochen.“

Das Kälbchen ſchrie laut, gleich als ahnte es was vorging, und die Kuh wendete den Kopf und brummte ohne den Mund zu öffnen.

Valentin nahm in Verlegenheit ſeine Mütze ab, ſchaute hinein und ſetzte ſie wieder auf; mit einem lächelnden Blicke auf Ivo ſagte er endlich: „Nun, es ſoll ſo bleiben, ich mag's dem Kind nicht zu leid thun; Ivo, du kannſt es aufziehen, aber du mußt ihm auch Futter ſchaffen.“ Der Metzger ging fort, ſein Hund bellte ihm voraus, gleich als wollte er den innern Zorn ſeines Herrn laut werden laſſen; er fuhr dann unter die Hühner

---

* Füße.

** 15 Kreuzer.

und Gänſe Valentins und jagte ſie auseinander, gerade wie ein Bedienter an den Untergebenen von ſeines Herrn Feinden ſeinen Muthwillen ausläßt.

Ivo war nun glückſelig mit dem Kälbchen, er hatte es vom Tode gerettet, aber es ſchnitt ihm doch tief durch die junge Seele, daß ſein Vater ihm ſein Verſprechen hatte brechen wollen; er vergaß dieß indeß bald wieder, und mit großer Freude führte er bald in ſeinen Freiſtunden das Muckele hinaus an einen Rain und ließ es waiden.

Eines Nachmittags ſtand Ivo neben ſeinem Muckele an dem Wieſenrain in der Hohlgaſſe, er hielt das Seil und ließ das Kälbchen freſſen; mit heller Stimme ſang er ein Lied, das ihn der Nazi gelehrt, die Töne klangen wie von Sehnſucht und Heimweh durchzittert, er ſang:

Dort oben, dort oben
An der himmliſchen Thür,
Und da ſteht eine arme Seele
Schaut traurig herfür.

Arme Seele mein, arme Seele mein,
Komm zu mir herein;
Und da werden deine Kleider
Ja alle ſo rein.

So rein und ſo weiß und
So weiß als wie der Schnee,
Und ſo wollen wir miteinander
In das Himmelreich eingehn.

Jn das Himmelreich, in das Himmelreich,
Jn das himmliſche Paradies,
Wo Gott Vater, wo Gott Sohne,
Wo Gott heiliger Geiſt iſt.

Kaum hatte er dies Lied geendet, da ſah er die Emmerenz von der Leimengrube herkommen, ſie trieb mit einem dürren Tannenzweige junge Entchen vor ſich her, bei Jvo hielt ſie an und ließ die Entchen ſich im Graben tummeln.

„Jch komm' von der Leimgrub," erzählte ſie, „ich hab viel Praſt gehabt bis ich meine ſechs Wuſele *, guck da, vier graue und zwei weiße, aus dem Waſſer 'rausgelockt hab; jetzt ſind ſie acht Tag' alt; denk' einmal, mein' Mutter hat die Eier einer Henn untergelegt, und jetzt will ſie die Henn nicht annehmen, ſie läßt ſie laufen und kümmert ſich gar nichts um ſie.

„Das ſind jetzt Waiſenkinder, und da mußt du ihr Mutter ſein," ſagte Jvo.

„Ach und wie barmherzig können die einen anſehen, weißt du, nur ſo von der Seite." Emmerenz ahmte die Thierchen nach, den Kopf auf die Seite legend und von unten aufſchauend blickte ſie Jvo gar lieblich an, der wiederum ſagte:

„Guck, die Thierle können doch kein Augenblick ruhig ſein, das pfludert und pfladert in einem fort, ich thät den Schwindel kriegen, wenn ich ſo wär."

„Jch komm nicht draus," ſagte Emmerenz mit ſinnendem Blicke, "woher denn die Geitle wiſſen, daß ſie ins Waſſer können;

* Eigentlich nennt man blos junge Gänſe ſo, junge Entchen aber heißen Geitle, Emmerenz gebrauchte aber wechſelweiſe beide Ausdrücke.

wenn ſie noch ein' Geit ausgebrütet hätt', die thät's ihnen weiſen, aber die Henn hat ſie ja laufen laſſen, und wie ſie nur haben fortkratteln können, patſchen ſie wick wack, von einem Fuß auf den andern, 'naus in die Leimgrub."

Hier ſtanden die Gedanken zweier jungen Seelen vor der geheimen Thüre der Natur, eine Weile herrſchte Stille, dann aber ſagte Ivo:

„Die Geitle halten alle zuſammen und gehen nicht von einander; mein' Mutter hat geſagt, ſo müſſen's auch die Menſchen machen, Geſchwiſter gehören zuſammen, und wenn die Gluck ruft, kommen alle Bibele * geſprungen."

„Ja, die garſtigen Bibele, die großen Dinger ſchämen ſich nicht und freſſen meine Geitle Alles weg, wenn ich ihnen was bring. Wenn's nur auch einmal wieder rechtſchaffen regnen thät, daß meine Geitle auch wachſen thäten. Nachts, da thu ich ſie allemal in einen Kratten **, man darf ſie nicht recht anrühren, ſo weich ſind ſie, und da hutſchen ſie in ihrem Bettle zuſammen, wie ich zu meiner Ahne ***; und mein Ahne hat geſagt, wenn ſie einmal groß ſind, da rupft ſie ſie, und macht mir ein Kiſſen daraus."

So plauderte Emmerenz. Ivo fing aber plötzlich an zu ſingen:

Do droben auf'm Bergle,
Do ſteht e weißer Schimmel,
Und die brave Büeble
Kommet alle in Himmel.

---

* Hühner.

** Korb.

*** Großmutter.

Emmerenz ſang dagegen:

Und die brave Büeble
Kommet et allein drein,
Und die brave Mädle
Müſſet au dabei ſein.

Ivo ſang wieder:

Do droben auf'm Bergle
Do ſteht e ſchwarzer Mann,
Er hot mi wolle freſſe,
Hot's Maul aufgethan.

Bald begann nun eines bald das andere der Kinder, und ſie ſangen:

Schätzle ſchau ſchau
Jetzt kommt der Wauwau,
Hot e Ränzle auf'm Buckel
Und e Pfeifle im Maul.

Hörſt et wie's Vögele ſingt
Hörſt et wie's pfeift,
In dem Wald aus dem Wald:
Schätzle wo bleibſt?

Fahr mer et über mein Aeckerle
Fahr mer et über mein Wieſ',
Oder i prügel di wägerle *
Oder i prügel di g'wiß.

* wahrlich.

O Apelle von Kappele
Was machen deine Gänſ'?
Sie pfluderet, ſie pfladeret
Mit ihre kurze Schwänz'.

So ſangen die Kinder noch mancherlei, eines ſchien das andere an Liederreichthum überbieten zu wollen; endlich ſagte Ivo: „Treib du jetzt deine Geitle heim, i gang au bald;“ ein gewiſſes Schamgefühl hielt ihn ab mit Emmerenz zugleich durch das Dorf heimzukehren, er war ſich blos der Scheu vor ſeinen neckenden Kameraden bewußt.

Nachdem Emmerenz eine Weile fort war, machte ſich auch Ivo mit ſeinem Muckele auf den Heimweg.

Ivo, der mit einer beſonders feinen Empfindung begabt, auf Alles ſein Gefühl übertrug, ſah mit Schmerz, daß die Algäuerin, ſeitdem ihr junges abgewöhnt war, ſich gar nicht mehr um daſſelbe bekümmerte; er hatte noch nicht gewußt, daß die Thiere nur ſo lange mit liebender Sorgfalt an ihren Jungen hängen, als dieſe in unmittelbarer Abhängigkeit und in natürlichem Zuſammenhange mit ihnen ſtehen; nur ſo lange die jungen Vögel noch nicht recht fliegen und ſich ihre Nahrung holen können, nur ſo lange ein Junges an der Mutter ſaugt, dauert das elterliche Verhältniß. Aus dem natürlichen Zuſammenhange, beſonders bei den Hausthieren, herausgeriſſen, oder ihnen entwachſen, kennen die Eltern die Jungen nicht mehr. Der Menſch allein, der zu ſeinem Kinde nicht blos in leiblichem, ſondern auch in geiſtigem Zuſammenhange ſteht, nur der Menſch erhält ſeine Liebe ewig für ſeine Sprößlinge.

8.

Feldleben.

Nicht nur zu Hauſe bei Menſch und Vieh, ſondern auch draußen bei der ſtillwachſenden Saat und unter den rauſchenden Bäumen hatte Ivo ein reich angeregtes Leben; die ganze Welt mit ihren Herrlichkeiten und ſtillen Freuden zog in die offenen Paradieſespforten dieſer jungen Seele ein.

Wenn wir durch das ganze Leben ſo fortfahren könnten an Wachsthum und Fülle zuzunehmen wie in der Kindheit, ein himmliſch geſegnetes Daſein wäre unſer Loos; aber das All dringt plötzlich in uns ein und wir haben unſer ganzes Leben lang nur damit zu thun, es zu zerlegen, zu enträthſeln und zu erklären.

Während der großen Vakanz, zur Zeit der Ernte und der Heberet *, war Ivo faſt immer mit Nazi im Felde; da draußen lebte er erſt recht und doppelt auf, und wenn er den Blick aufwärts richtete, ſo war das Blau ſeiner Augen wie ein Tropfen aus der Himmelsbläue droben, die ſich ſo ſtill und klar über die Erde und die emſigen Menſchen ausbreitete, und es war, als ob dieſes leibhaftige Stückchen in einen Menſchen verſenkten Himmels, wieder aufſtrebe zu ſeinem unendlichen Urquell.

So etwas wenigſtens dachte einſt Nazi, als er den aufſchauenden Ivo am Kinn faßte und ihn inbrünſtig auf die Augen küßte; gleich darauf aber ſchämte er ſich dieſer Zärtlichkeit, und er neckte und ſchlug im Scherze den Ivo.

Wenn die Kühe angeſpannt wurden, war Ivo immer zur

* des Pflügens.

Hand, er legte der Algäuerin, die nun auch zum Felddienſte angehalten wurde, das Polſter zwiſchen die Hörner; es freute ihn, daß das hölzerne Joch doch nicht gerade ſo hart auf dem Kopf der Thiere liege. Dann ſtand er im Felde bei den Thieren und wehrte ihnen mit einem Baumzweige die Bremſen ab, zu dieſer Sorgfalt für die halb wehrlos Angejochten hielt ihn Nazi mit weiſen Ermahnungen an.

Ivo und Emmerenz ſtellten ſich auch oft ſchon lange ehe die Kühe oder der Falb angeſpannt wurde, auf den Wagen und tanzten auf dem Brette; dann fuhren ſie ſelig hinaus ins Feld, tummelten ſich auf der Wieſe, ſammelten das Heu auf Schochen * und ſtießen einander muthwillig hinein.

So oft der Nazi ins Feld fuhr, ſtand Ivo bei ihm auf dem Wagen oder er ſaß auch allein oben, die Hände in den Schooß gelegt, und wie ſein Leib erzitterte von dem Rütteln des Wagens, ſo hüpfte ihm das Herz im Leibe, er ſah träumeriſch hinaus in die Gefilde. Wer mag ermeſſen, welches lautloſe Naturleben die Bruſt eines ſolchen Kindes bewegt?

Auch fromme Wohlthätigkeit übte Ivo ſchon frühe.

Emmerenz mußte als Kind armer Eltern die abgefallenen Aehren auf dem Felde zuſammenleſen; Ivo ließ ſich nun von ſeiner Mutter ein Säckchen nähen, hing es an einem Bändel um den Hals und ſammelte für die Emmerenz die Aehren. Die Mutter warnte ihn nur, während ſie ihm das Säckchen umhing, er ſolle Acht geben, daß der Vater ihn nicht ſehe, denn er würde zanken, da es ſich für ein Kind vermögender Eltern nicht ſchicke, Aehren zu leſen. Ivo ſah verwundert nach ſeiner Mutter, eine

* Haufen, nur beim Heu gebräuchlich.

tiefe Betrübniß blickte aus ſeinem Antlitze, aber das haftete nicht lange.

Mit himmliſcher Freude, wie er ſie faſt noch nie empfunden, ging er barfuß über die ſcharfen Stoppeln, und ſammelte für Emmerenz einen ganzen Sack voll Gerſte; er war dann dabei als Emmerenz mit einem Theile davon die jungen Entchen fütterte, er ahmte die Thierchen nach, wie ſie ſo haſtig hin und herſpringend die Körner aufſchnabelten.

Einſt ging Ivo mit Nazi ins Feld, der Falb, ein wohlbeleibtes Pferd mit tief eingeſchnittenem Kreuze und weißen Mähnen, die bis auf die Bruſt hinabreichten, war an die Egge geſpannt; an des Schloßbauern Haus trieb ein Wirbelwind eine Staubſäule in die Höhe.

„Meine Mutter hat geſagt,“ erzählte Ivo, „daß in ſo einem Wirbelwind böſe Geiſter einander würgen, und wenn man dazwiſchen kommt, verwürgen ſie einen.“

„Wir kriegen heut noch bös Wetter,“ erwiederte Nazi, „bleib du daheim.“

„Nein, laß mich mit,“ erwiederte Ivo, die rauhe Hand Nazi's faſſend.

Nazi hatte recht prophezeit, ſie waren kaum eine Stunde im Felde als ſie von einem furchtbaren Hagelwetter überfallen wurden, ſchnell wurde das Pferd von der Egge abgeſpannt, Nazi ſchwang ſich mit Ivo hinauf, und im Gallopp ging es der Heimath zu. Es war ſo dunkel geworden, als ob die Nacht hereinbreche, Ivo ſchmiegte ſich furchtſam an Nazi: „Gelt,“ ſagte er, „das Wetter haben die böſen Geiſter vom Wirbelwind gebracht?“

„Es gibt keine böſe Geiſter, es gibt nur böſe Menſchen,“ erwiederte Nazi.

Sonderbar! Ivo fing vor Furcht an laut zu lachen, ſo daß es dem Nazi angſt und bange wurde; Schrecken und Freude ſind ſo nahe verwandt, daß Ivo in dem Zittern ſeiner Seele ſo zu ſagen ein kitzelndes Wohlgefühl empfand.

Leichenblaß und zähneklappernd kam Ivo nach Haus, ſeine Mutter brachte ihn ſchnell zu Bette, beſonders auch um ihn vor dem Vater zu verbergen, der es ſchon lange nicht leiden wollte, daß das zarte zum Pfarrer beſtimmte Kind mit ins Feld ging. Ivo war kaum einige Minuten im Bette, da kam der Nazi mit einem Apothekerglas, gab ihm einige Tropfen daraus zu trinken, worauf er in einen ſanften Schlaf verfiel, und ſchon nach einer Stunde ſo geſund war wie zuvor. —

Die unvergleichlichſte Freude genoß einſt Ivo, als er einen ganzen Tag lang, ohne nach Hauſe zu kommen, mit ins Feld durfte. Morgens in aller Frühe ſchon vor der Frühmeſſe ging er mit Nazi und dem Falben, der an den Pflug geſpannt war, hinaus in's Feld, nach dem größten und entfernteſten Acker Valentins, der an der Iſenburger Gemarkung im Würmle's-thäle lag.

Es war ein ſchöner heller Auguſtmorgen, es hatte heut Nacht gewittert, ein friſcher Lebensathem wehte von den Bäumen und Feldern; die Kleeblumen, das einzig Blühende im Felde, ſchauten wie mit glitzernden Augen auf zur Sonne, die man noch nicht ſehen konnte, obgleich es längſt heller Tag war, ſie war jenſeits hinter dem Hohenzollern aufgegangen.

Der Pflug griff wacker ein, ein erquicklicher Brodem ſtieg aus der braunen regengeſättigten Erde auf, der Falb ſchien ſich faſt gar nicht anzuſtrengen, und Nazi lenkte den Pflug ſo leicht wie ein Fährmann das Ruder eines mit dem Strome ſchwim-

menden Kahnes. Weit rings um war Alles ſo hell, und bald da bald dort ſah man Menſchen und Vieh fröhlich für ihre Nahrung arbeiten.

Als es in Horb zur Frühmeſſe läutete, hielt Ivo an, das Pferd ſtand ſtill, der Pflug ruhte in der Furche, Ivo und Nazi falteteten die Hände, es war faſt als ob der Falb auch mit betete, denn er ſchwenkte den Kopf mehrmals auf und nieder; darauf zogen ſie noch die Furche bis ans Ende, ſetzten ſich an den Rain und verzehrten ein Stück Brod.

„Wenn wir nur heut einen Schatz finden thäten,“ ſagte Ivo, „weißt du wie ſelber Bauer, von dem der Emmerenz ihr Mutter erzählt hat, dem ein ganzer Hafen voll goldene Karlin beim Pflügen unterm Fuß gelegen iſt; da thät ich der Emmerenz ein neu Kleid kaufen und ihrem Vater die Schuld von ſeinem Häusle bezahlen, und was thätſt du?“

„Nichts,“ ſagte Nazi, „ich brauch kein Geld.“

Nun ging es wieder tapfer zur Arbeit, die heute ſo leicht war, daß Nazi zu ſingen begann, aber nichts vom Pflügen und nichts vom Säen, und überhaupt nichts von der Feldarbeit, er ſang:

Wir ſind der Geſchwiſter drei,
Die Lieſe, die Käthe, die Mei,
Die jüngſte die ließ den Knaben herein.

Sie ſtellt ihn wohl hinter die Thür,
Bis Vater und Mutter im Bette war —
Da zog ſie ihn wieder herfür.

Sie führt ihn wohl oben ins Haus
Sie führt ihn wohl in ein Zimmer hinein
Und warf ihn zum Fenſter hinaus.

Er fiel wohl auf einen Stein,
Er brach ſich das Herz im Leibe entzwei,
Dazu auch ein Achſelbein.

Er raffte ſich wiederum heim;
Ach Mutter! ich bin es gefallen
Auf einen harten Stein.

Mein Sohne und das geſchieht dir recht,
Wärſt du es bei Tage nach Hauſe,
Wie ein anderer Bauernknecht.

Er legt ſich wohl oben auf's Bett,
Und als das Glöcklein zwölfe ſchlägt,
Da hat ihn der Tod geſtreckt.

Jetzt ſchlug Nazi ein Schnippchen, ſetzte den Hut feſter und ſang, wohl in Erinnerung an eine Vergangenheit:

Ei liedricher Knecht!
Und zum Saufen biſt recht,
Und zum Tanzen biſt g'macht,
Und kein Geld haſt im Sack.

Wenn i au kein Geld han
Was geht's andere Leut an?
D' Frau Wirthin ſchenkt ein
Wenn i austrunken han.

Und wenn i'ſ net zahl,
So ſchreibt ſe'ſ an d' Thür
Daß e jeder kann ſehen
Daß i liederich bin.

Jo liederich bin i
Kein Menſch und der mag mi
Han kein Haus und kein Feld
Und kein Theil an der Welt.

Plötzlich hielt Nazi inne und ſchrie dem Pferde zu: Hio! man konnte nicht wiſſen, ob er vergeſſen, daß Ivo bei ihm war, oder ob er ſeiner nicht achtete; ſo viel aber iſt gewiß, daß derartige Lieder auf ein Dorfkind nicht wie man glauben ſollte, einen verderblichen Einfluß ausüben.

In früheſter Jugend hörte Ivo beſonders in Liedern allerlei Dinge bei ihren naivſten Benennungen, aber die Reinheit ſeines Gemüths ward dadurch keineswegs befleckt, vielmehr machte gerade das Offene und Unverhüllte derſelben ſie ſpurlos abgleiten. In Nazi ſchienen heute allerlei Erinnerungen aufzuſteigen und nach einer längeren Pauſe ſang er halb laut:

Ich leb ſchon vierzig Jahre,
Hab auch ſchon graue Haare,
Und wenn ich halt kein Weib bekomm
Iſt Feuer auf dem Dach;
Und wenn ich halt kein Weib bekomm,
Da ſpring ich in den Bach.

Gleich darauf ſang er wieder:

Ach Schatz, ach Schatz,
Wo fehlt es dir?
Daß du nicht red'ſt mit mir?

Haſt du einen anderweiten,
Der dir thut die Zeit vertreiben,
Der dir ja lieber iſt?

Und wenn er dir ja lieber iſt
So reiſ' ich weg von dir,
So reiſ' ich weg von hier.

Reiſ' ich auf fremde Straßen,
Thu mein Schatz einem andern laſſen,
Und ſchreib ihm einen Brief:
Du mußt wiſſen,
Laß dich grüßen
Daß ich ein Reiter bin.

Thu ich reiſen fremde Straßen
Thu mein Schatz einem andern laſſen,
O wie hart iſt das
Wenn man ein ſchön Schätzichen hat.

O wie leicht iſt das
Wenn man kein Schatz nicht hat
Kann man ſchlafen ohne Sorgen
Von dem Abend bis zum Morgen.
O wie leicht iſt das
Wenn man kein Schatz nicht hat.

Es hätt' auch wohl ſchöne Städt',
Die ich gewandret hätt',
In dem ſpaniſchen Niederland,
Und wo ich auch wandern thät

Durch all' die ſchöne Städt'
Ich nirgends mein Schätzichen fand.

Wer hat das Liedlein gemacht und erdacht?
Es hat's gemacht, es hat's erdacht
Ein ſchöner junger Knab',
Seiner Herzlieben zu guter Nacht.

Wie Sehnſuchtsblicke, die in endloſe Ferne ſchweifen, ſo zogen die Töne dahin, weit über das Feld, und ſie verklangen, ohne daß ſie wohl zu dem Ohre gelangten, dem ſie gegolten.

Sollte der alte Knecht noch eine ſo tiefe Liebe in der Seele nähren?

Es läutete eilf Uhr, und nun wurde wiederum angehalten und gebetet, das Pferd wurde vom Pfluge geſpannt und ihm ein Bündel Klee vorgeworfen. Ivo und Nazi ſetzten ſich auf den Rain neben dem Kleeacker, und harrten auf das Gretle, das das Eſſen bringen ſollte; es ließ auch nicht lange auf ſich warten. Aus einer Schüſſel aßen nun die beiden und es ſchmeckte ihnen wohl, denn ſie hatten tüchtig gearbeitet, ſie aßen ſo rein aus, daß das Gretle ſagte:

„Es gibt morgen gut Wetter, ihr machet ſauber G'ſchirr.“

„Ja,“ ſagte Nazi, die Schüſſel umkehrend, „da verſauft kein' Wanz mehr drin.“

Nach dem Eſſen legten ſich die beiden ein wenig nieder, denn:

Es iſt kein'm Thierle zu vergeſſen
Es ruht ein Stündle nach dem Eſſen.

Ivo lag an dem Raine ausgeſtreckt und auf das tauſendſtimmige Zirpen im Kleeacker hinhorchend, ſagte er, indem er die Augen ſchloß:

„Es iſt juſt, wie wenn der ganz' Kleeacker leben und die Blumen ſingen thäten . . . . und droben die Lerch' . . . . . nnd die Grasmück" — er beendete ſeine Rede nicht, denn er war eingeſchlafen; Nazi betrachtete ihn lange mit Wohlgefallen, dann holte er einige Stäbe herbei, ſteckte ſie behutſam in den Boden, breitete das Grastuch, in welches der Klee eingebunden war, darüber aus, ſo daß der Knabe im Schatten ſchlief; leiſe ſtand er dann auf, ſchirrte das Pferd wieder an und fuhr lautlos in ſeiner Arbeit fort.

Man wußte nicht, ob er die Lieder von ſeinem Munde zurückdrängte oder ob ein tiefer Ernſt ihn ſo ſtille machte; der Falb war ſehr folgſam, er zog von ſelbſt die Furchen ganz ſchnurgerade und es bedurfte nur eines leiſen Rucks am Zügel und keines lauten Worts, um ihn ſtets in gleichmäßiger Richtung zu erhalten.

Die Sonne war ſchon im Hinabſteigen, als Ivo erwachte, er riß das über ihm aufgebaute Zelt ſchnell ein und ſah ſich verwundert um, er wußte eine Zeit lang nicht, wo er war; als er den Nazi erblickte, ſprang er mit Freudenjubel auf ihn zu. Er half nun die Arbeit vollenden und es that ihm faſt wehe, daß der Nazi auch ohne ihn hatte pflügen können, denn er that ſich was darauf zu gut bei der Arbeit helfen zu müſſen.

Es war Abend geworden, als man den Pflug abſpannte, um mit dem ledigen Pferde heimzukehren, Nazi hob den Ivo auf das Pferd und folgte hinterdrein den Berg hinan; plötzlich erinnerte er ſich, daß er ſein Meſſer bei dem Pfluge hatte liegen

laſſen, er kehrte um und nun ſtand er unten und ſchaute hinauf nach der ſcheidenden Sonne, die zwiſchen den zwei von ſchwarzen Tannen bekränzten Bergen unterging. Wie ein aus lauter Licht und fließendem Gold erbauter Chor einer Kirche ſah der Himmel und die Erde aus, es war, als ob die ganze Ewigkeit ihre Heiligthümer aufgeſchloſſen hätte; lange Glutſtreifen flatterten ringsum vom dunkelſten Flammenpurpur bis zum weichſten kaum angehauchten Roth, die kleinen Wölkchen glichen lichten Engelsköpfen und mitten drinne ſtand eine große Wolke in feierlicher Stille, gleich einem großen Altar, das Fußgeſtelle war blau, und drüber brannte eine Flammendecke, es war, als müßte man ſich plötzlich da hinaufſchwingen und verzehren, verglühen, und es war wiederum, als müßte jetzt plötzlich dieſe Wolke ſich zertheilen und heraustreten der Herr in ſeiner Glorie und das tauſendjährige Reich des Heils und des Friedens verkünden.

Droben am Bergesrande ritt Ivo auf dem Pferde, und es war, als ob das Thier, das an die Erde gebannt, heute ihre Furchen aufwühlte, jetzt plötzlich hinweggehoben von der Scholle in der Luft ſchwebte und mit dem Kinde hinaufgezogen würde in den Himmel; man ſah die Füße nur ſich ſanft in der Luft heben, Ivo ſtreckte die Arme aus, als winkte ihm ein Engel. Zwei Tauben flogen hoch in den Lüften der Heimath zu, ſie flogen hoch, ſie flogen weit, was iſt hier weit und was iſt hoch? ihre Flügel regten ſich nicht, ſie ſchwebten dahin wie von einer unendlichen Macht gezogen und verſchwanden in den Gluthen.

Wer verkündet all die Himmelspracht, wo das Herz durchglüht vom heiligen Geiſte des Alls, ſich ausdehnt bis dahin, wo keine Schranke mehr, wo man aufgegangen ins Unendliche, doch beſeligt, befriedigt, in ſich, in Gott, die klopfende Bruſt hält!

So ſtand Nazi da, alle Erdenpein und alle Begierde war von ihm genommen. In die Seele dieſes armen einfältigen Knechtes fiel ein Strahl aus der unerſchöpflichen Glorie Gottes, und er ſtand höher als alle die Großen auf den Thronen des Geiſtes und der Macht, die Majeſtät Gottes hatte ſich auf ihn herniedergeſenkt. —

Unvergeßlich blieb dieſer Tag für Nazi und Ivo.

6.

Die lateiniſche Schule.

Eine Lebensveränderung trennte Ivo bald von ſeinem Jugenfreunde.

Die Zeit war herangenaht, in der Ivo ſeinen erſten Schritt aus dem elterlichen Hauſe und zu ſeinem Berufe thun mußte, auch äußerlich ging zu dieſem Zwecke eine Aenderung mit ihm vor; ſtatt der kurzen Jacke hatte man ihm einen langen blauen Rock machen laſſen, und da man wohl vorausſehen konnte, daß er ihn verwachſen würde, war er nach allen Richtungen überflüſſig weit.

Als nun Ivo ſo ſtandesmäßig gekleidet mit ſeiner Mutter nach Horb ging, ſchlotterte der ſonſt ſo behende Knabe in den großen Stiefeln mühſelig einher, und er hob ſtets ſeine Hände empor, um auch ſeinen abſtehenden Rock mitzunehmen.

Valentin nahm ſich wenig mehr um die Beſtimmung ſeines Sohnes an, er hatte den Pfarrersgedanken ſchon genugſam ausgekoſtet, es war ihm jetzt faſt gleich, ob ſein Sohn Pfarrer oder Bauer

würde; überhaupt war ihm, wo es drauf und dran kam, etwas Außergewöhnliches zu thun, jede Mühe zu viel.

Die Mutter Chriſtine aber war eine fromme und entſchloſſene Frau, ſie ließ einen einmal gefaßten Gedanken nicht mehr ſo leicht wieder los.

Der Kaplan wohnte neben der Stadtkirche. Mutter und Sohn gingen nun zuerſt in die Kirche, knieten vor dem Altare nieder und beteten inbrünſtig drei Vater-Unſer. Mit ähnlichen Gefühlen, wie einſt Channah ihren Sohn Samuel dem Hohenprieſter im Tempel zu Jeruſalem brachte, war die Seele der Mutter Chriſtine erfüllt; ſie hatte zwar das alte Teſtament nie geleſen, und kannte die Geſchichte von Samuel nicht, aber in ihrem Geiſte lebten jene alten Empfindungen rein und neu wieder auf. Mit einem von Wehmuth und Liebe ſtrahlenden Blicke ſchaute ſie auf zur heiligen Mutter Gottes, die ſo hochbegnadigt war, den unter dem Herzen zu tragen, der da iſt das Heil der Welt, und ſie bat ſie, ihren Sohn zu beſchützen und ihn anzunehmen als Diener der heiligen Kirche. Die Hände feſt auf ihren Buſen drückend, betrachtete Chriſtine ihren Sohn, als ſie mit ihm die Kirche verließ.

In der Kaplanei ſtellte ſie ihr Körbchen in die Küche und gab der Köchin Eier und Butter; darauf wurde ſie gemeldet und mit kleinen Schritten, nach jedem Tritte ſich verbeugend, ging ſie in die geöffnete Stube des Kaplans. Dieſer war ein guthmüthiger Mann, der ſeine fleiſchigen Hände ſtets in und aus einander wickelnd mit ſalbungsvollen Reden und Geberden die Ankömmlinge traktirte; die Mutter horchte ſo aufmerkſam zu, wie bei einer Predigt, und als nun Ivo ermahnt wurde, recht fleißig zu ſein, weinte er laut auf, er wußte nicht warum, aber

ſein Herz war ſo voll, er konnte nicht anders; der gute Mann tröſtete und ſtreichelte ihn, und ſtill beruhigt verließen die beiden das Haus.

Nun ging es zu einer alten Wittfrau, die neben dem Staffelnbäck wohnte; im Vorbeigehen erhielt Ivo eine Faſtenpretzel, und am Ofen ſitzend den Leckerbiſſen verzehrend, hörte Ivo die Unterhandlung mit der Frau Hanklerin. Benannte Frau war eine Butter- und Eierhändlerin, die in alter Geſchäftsverbindung mit der Frau Chriſtine ſtand; es wurde nun ausgemacht, daß ſich Ivo künftig hier im Hauſe über Mittag aufhalten ſollte, daß ihm die Frau Hanklerin etwas kochen, und dafür ein Gewiſſes an Eiern, Butter und Mehl erhalten ſolle.

Zu Hauſe angekommen, warf Ivo ſchnell den weiten Rock ab, ſchlenkerte die Stiefeln von den Füßen, eilte in den Stall zu dem Nazi; dieſer fuhr ſich mit der Hand über die Augen als er hörte, daß Ivo nun Student ſei.

Andern Tages war es unſerm jungen Freunde ſchwer zu Muthe, als er zum Erſtenmale in die lateiniſche Schule ſollte; er wurde früh aufgeweckt, mußte ſich ſchön anziehen, und damit ihm der Abſchied nicht zu ſchwer ſei, begleitete ihn die Mutter bis vor das Dorf auf die Hochbur. Dort gab ſie ihm noch ein Stückchen in Papier gewickeltes gebraten Fleiſch, und ſagte ihm, das ſolle er heut Mittag verzehren, dann gab ſie ihm noch zwei Kreuzer, für alle Gefahren, damit er ſich etwas kaufen könne.

Die Leſer kennen längſt den Weg nach Horb, da ſie ihn ſchon oft gegangen; aber neben dem kaum halbſtündigen Schlangenweg, der ſich am ſteilen Berge hinanzieht, gibt es noch einen näheren Fußſteig von der Hochbur aus links durch den Wald; dieſen ſchlug Ivo ein, und in wenigen Minuten ſprang er —

denn man kann hier nicht gehen, ſondern blos ſpringen — bis hinab zur Horber Ziegelhütte, ſein Herz pochte ſchnell und ſeine Thränen floſſen reichlich, denn er empfand es wohl, daß er ein neues Leben beginne.

An der Ziegelhütte machte er Halt, trocknete ſeine Thränen und ſchaute nach dem Braten, er roch daran und genoß einen angenehmen Duft; er wickelte das Papier aus einander, das Fleiſch lachte ihn an, es war zum Küſſen, er ſpielte Verſucher-le's, und kurz, nach einer Weile hatte er nichts mehr als das leere Papier; geſtärkt und ganz wohlgemuth ging er nach der lateiniſchen Schule.

Hier muſterten die Knaben den neuen Ankömmling ganz unverhohlen, ſie machten ſich beſonders über ſeine weiten Kleider luſtig.

„Wie heißt du?“ fragte einer.

„Ivo Bock.“

„Das iſt der Ivo Bock
Mit dem Familienrock,“

ſagte ein Knabe mit einem ſchönen geſtickten Hemdkragen. In Ivo's Antlitz verrieth ſich jenes Zucken, das dem Weinen vorausgeht; als nun aber mehrere auf ihn zukamen und ihn zerren wollten, ſchlug er mit wüthender Kraft mit beiden Fäuſten um ſich. Der Reimeſchmied aber mit dem geſtickten Kragen kam auf ihn zu und ſagte: „ſei zufrieden, es darf dir Niemand 'was thun, ich helf' dir.“

„Iſt das dein Ernſt, oder willſt mich noch mehr foppen?“ fragte Ivo mit bewegter Stimme, indem er noch immer ſeine Fäuſte ballte.

„Mein voller Ernſt, da haſt du meine Hand drauf.“

„Meinetwegen,“ ſagte Ivo, und ſeine Fauſt löste ſich zu friedlichem Händedrucke auf.

Es iſt wohl möglich, daß das Stadtkind unſern Ivo Anfangs noch weiter zu necken oder ihn mit hoher Gönnerſchaft zu ſchützen gedachte; die ſichere Haltung Ivo's mochte aber allem dieſem eine andere Wendung geben.

Die Ankunft des Kaplans brachte plötzlich Stille unter die Verſammelten. Der Unterricht war der gewöhnliche, wenn man **mensa** zu dekliniren beginnt, und als die Schule zu Ende war, begleitete der Knabe mit dem geſtickten Kragen nebſt ſeinem jüngern Bruder, unſern Ivo bis zur Frau Hanklerin; es waren des Oberamtmanns Söhne, deren Geſellſchaft er hatte. Wir können nun ſchon beruhigter ſeinem Schickſale in der Stadt entgegenſehen.

Bei der Frau Hanklerin waren alle Thüren verſchloſſen, Ivo ſetzte ſich auf die Hausſchwelle, der Ankommenden harrend; trübe Gedanken ſtiegen in ſeiner Seele auf, ſie waren zunächſt nur alltäglichen Urſprungs, ihn hungerte; er gedachte wie ſie jetzt zu Hauſe ſich alle um den Tiſch ſetzen, und er allein hier hungernd und verlaſſen draußen in der Welt ſtehe, kein Menſch ſich um ihn kümmere; da liefen die Leute Alle ſo raſch vorbei, und keiner ſchaute nach ihm um, Alle gingen zu dampfenden Schüſſeln, die ihrer harrten, nur er ſaß da als ob er vom Himmel gefallen wäre und keine Heimath hätte. „Jedem Stückle Vieh,“ ſagte er, „ſteckt man zur Zeit ſein Futter auf, nur um mich bekümmert ſich Niemand; zwar hab ich zwei Kreuzer im Sack, aber ich darf das Geld doch nicht jetzt ſchon angreifen.“ Immer ſchrecklicher ward es ihm, ſo da draußen in der fremden Welt

zu ſein, ein unnennbares Heimweh hob ſeine Bruſt; raſch richtete er ſich auf, und in großen Sätzen ſprang er auf und davon, der Heimath zu. Als er um die Ecke bog, begegnete ihm die Frau Hanklerin, ſie entſchuldigte ſich viel tauſendmal, ſie habe ihn vergeſſen und ſei aufgehalten worden. „Komm mit," war der tröſtliche Schluß ihrer Rede, „ich koch' dir ein Rübelesſüpple und ſchmälz dir's recht gut, deiner Mutter zu lieb; dein' Mutter iſt eine brave Frau, und wenn du einmal Hairle biſt und ich geſtorben bin, mußt du auch eine Meſſ für mich leſen, gelt, das thuſt du?"

Ivo war ganz glückſelig, daß Jemand von ſeiner Mutter ſprach; es war ihm, als wäre er tauſend Stunden weit, und ſchon zehn Jahre von Hauſe weg: das Latein, der Familienrock, die Händel, der Braten, der neue Kamerad, die Flucht, er hatte heut' ſchon ſo viel erlebt, mehr als ſonſt in einem halben Jahre. Er ließ ſich nun das Eſſen gut ſchmecken, aber es war ihm doch nicht recht wohl bei der fremden Frau; ein ſtilles Gefühl dämmerte in ihm, daß er dem Boden ſeines Daſeins, dem elterlichen Hauſe, entrückt war. Ein junger Waldbaum, der ſchützenden Genoſſenſchaft, dem ſtill ruhenden feſten Erdreich entzogen, auf raſſelndem Wagen dahingerollt, um auf ferner Anhöhe einſam zu wurzeln, wenn er reden könnte, er müßte herzdurchbohrende Jammertöne ausſtoßen. Ivo fühlte ein ſchweres Drücken auf ſeiner Herzgrube.

Der Nachmittagsunterricht ging leichter, da kam deutſch vor, da konnte Ivo auch ein Wort mitſprechen. Auf dem Heimwege geſellte er ſich zu ſeinen zwei Ortskindern, zu des Johannesle's Conſtantin und zu des Hansjörg's Peter; Conſtantin ſagte, der jüngſte der Studenten müſſe den älteren immer die Bücher

tragen, und Jvo ließ ſich die ſchwere Bürde ohne Widerrede aufladen.

Oben an der Steige aber ſahen ſie die Mutter Chriſtine, die ihrem Sohne entgegen gegangen war, die Bücher wurden ihm nun abgenommen; Jvo ſprang jubelnd ſeiner Mutter entgegen, aber mitten drinne hielt er ein, er ſchämte ſich vor den großen Burſchen ſeiner Mutter um den Hals zu fallen, und duldete ſelbſt ihre Liebkoſungen nur ungern.

Die Mützen auf die Seite gerückt, mit ihren Büchern unterm Arme ſtolzirend, gingen die beiden größeren Studenten durch das Dorf.

Jvo hatte nun ſeiner Mutter und zu Hauſe dem Nazi gar viel zu erzählen, als ob er über dem Meere geweſen wäre; er kam ſich auch als was rechtes vor, da man für ihn beſonders gekocht hatte, und ihm beſonders auftrug; ſelbſt das Gretle, das ihm faſt nie ein gutes Wort gab, war jetzt freundlicher gegen ihn, er kam ja aus der Fremde.

So wanderte nun Jvo von Tag zu Tag in die lateiniſche Schule.

Um dieſelbe Zeit war auch mit dem Muckele eine große Veränderung vorgegangen, es ſtand nicht mehr ſo fröhlich im Stalle, denn es war zum Zugthiere gezähmt worden; Jvo glaubte, das Thierchen leide durch ſeine Entfernung von Hauſe, und er war ſehr betrübt.

In der lateiniſchen Schule aber ging Alles vortrefflich.

Wie Jvo ſchnell in den zu weit angemeſſenen Rock hineinwuchs, ſo erfüllte er auch bald alle ſeine neuen Verhältniſſe, und fühlte ſich behaglich darin.

Die innige Beziehung zu Nazi litt ſehr, denn ſie konnten

nicht mehr ſo Alles mit einander theilen; die genauen Berichte hörten auch nach und nach auf, es gab ſelten etwas Wichtiges zu erzählen, und Ivo ſetzte ſich, wenn er nach Hauſe kam, meiſt ſtill hinter ſeine Bücher. Dagegen trat die Frau Hanklerin in ein freundſchaftliches Verhältniß, ſie ſagte immer: „man könne ſich mit Ivo ausſchwatzen wie mit einem Alten;" ſie erzählte ihm viel von ihrem verſtorbenen Mann, und Ivo half ihr ſorgen und rathen, wenn der vierteljährige Hauszins zu bezahlen war.

Mit des Oberamtmanns Kindern ſtand Ivo in beneideter Freundſchaft. Und Emmerenz? ſie war jetzt neun Jahr alt, ging in die Schule, und diente in den Freiſtunden als Kindsmagd bei dem Schullehrer.

Zu einem Lebensalter, in welchem ſonſt die Kinder nur mit einer Puppe ſpielen, hatte Emmerenz eine lebendige anſpruchsvolle Puppe zu verſorgen; aber ſie that es meiſt mit kindlicher Luſt und Spielerei. Nur wenn Valentin nicht zu Hauſe war, durfte ſie mit ihrem Kind bei ihm „auſe laufen," d. h. Beſuch machen, ſonſt war ſie „unwerth;" * der Zimmermann konnte das Kindergeſchrei nicht leiden, er ward überhaupt immer krittlicher und unzufriedener. Ivo ſah nun zwar die Emmerenz hin und wieder, aber die beiden Kinder hatten eine gewiſſe Scheu vor einander; beſonders Ivo bedachte ernſtlich, daß es ſich für ihn, als künftigen Geiſtlichen, nicht ſchicke, ſo vertraut mit einem Mädchen zu ſein; er ging oft mit ſeinen Büchern an Emmerenz vorbei, ohne ſie zu grüßen.

Auch ſonſt ſah ſich Ivo vielfach von ſeinen alten Lieblingsſachen hinweggedrängt. Wenn er zu Hauſe war, und nach alter

---

* unwillkommen.

Gewohnheit in den Stall ging, um dem Nazi zu helfen, den Stier, die Algäuerin und den Falb zu füttern; da jagte ihn oft ſein Vater hinaus, mit den Worten: „fort, du haſt nichts im Stall zu ſchaffen, gang du zu deinen Büchern und lern was rechts, du mußt Hairle werden; meinſt du, man gibt das Heidengeld umſonſt aus? marſchir dich.“

Mit ſchwerem Herzen ſah Ivo, wie die anderen Knaben die Pferde zur Schwemme ritten, oder ſtolz auf dem Sattelgaul an einem garbenvollen Wagen ſaßen; mancher ſchwere Seufzer entſtieg ſeiner Bruſt, während er die Heldenthaten des Miltiades überſetzte, ihm wäre es draußen im Schießmauernfeld beim „Zackern“ viel wohler geweſen, als auf dem Schlachtfeld bei Marathon; er ſprang oft vom Stuhle auf und ſchlug um ſich, gleich als erfüllte er damit ſein innerſtes Streben.

Auch das entfremdete Ivo vom elterlichen Hauſe, daß er hier mitten unter den Seinigen ſeinen Geiſt mit Dingen erfüllte, um die ſich ſonſt Niemand bekümmerte; er konnte mit keinem davon ſprechen, auch mit dem Nazi nicht. So war er mitten in ſeinem Hauſe ein fremder Menſch, mit ganz anderen Gedanken als die übrigen.

Der Nazi aber dachte darüber nach, wie er dem ſo oft betrübten Knaben eine rechte Freude machen könne; Ivo hatte ihm oft mit Entzücken erzählt, welch einen ſchönen Taubenſchlag des Oberamtmanns Buben hätten, und nun zimmerte Nazi in ſeinen Feierſtunden den verfallenen Taubenſchlag zurecht, kaufte für ſein eigen Geld fünf paar Tauben und Wicken zum Futter. Ivo fiel dem Knechte um den Hals, als er ihn eines Morgens, ohne

ein Wort zu reden, auf die „Bühne“ * führte und ihm alles Vorbereitete ſchenkte.

Man mußte nun Ivo ſehen, wie er des Sonntag-Morgens hemdermelig unter dem Nußbaum ſtand, die Arme auf der Bruſt übereinandergeſchlagen, mit ſeliger Spannung hinaufſchauend nach den lieben Thierchen auf dem Dache, die ihre Morgengeſpräche hielten, ihre Verbeugungen machten, und endlich luſtig aufflatterten hinaus in's Feld. Von den Beſitzthümern, die er faſſen konnte, die mit ihm auf der Erde wandelten, war er nun an ſolche gekommen, die er nur noch mit liebenden Blicken begleiten durfte; nur durch den unſichtbaren Gedanken beſaß er ſie, faſſen und liebkoſen durfte er ſie nicht, ſie flatterten dahin frei in die Luft, und nur mit den Banden des ſeeliſchen Vertrauens hielt er ſie feſt.

Kann man dieß nicht als ein Sinnbild der Lebenswendung anſehen, die das Schickſal Ivo's genommen?

Da ſtand er dann in dem ſonnenhellen Morgen unter dem Nußbaume, den Blick liebend nach oben gewandt, er pfiff den Thierchen auf dem Dache, ſie kamen zu ihm hernieder, tänzelten vor ſeinen Füßen und pickten das Futter auf, das er ihnen hinwarf; aber er durfte ſich nicht rühren um ſeine Freude auszudrücken, ſtill mußte er ſie in ſeiner Seele hegen, wenn er nicht Alle plötzlich aufſcheuchen wollte, und ſo ſummte er an den Baum gelehnt oft das Lied, das ihn Nazi gelehrt:

Alles, was auf Erden ſchwebet
Gleichet keiner Taube nicht,

---

* Speicher.

Taube iſt ein ſchönes Thier,
Tauben die gefallen mir,
Tauben die gefallen mir.

Morgens fruh um halber achte,
Steig ich vor mein Bett heraus,
Schau was meine Tauben machen,
Ob ſie ſchlafen oder wachen,
Ob ſie noch bei Leben ſein.

Morgens fruh um halber neune,
Fliegen ſie nach Nahrung aus,
Da wird mir's ganz angſt und wehe
Weil ich keine Tauben ſehe,
Keine in dem Schlag mehr ſeh.

Abends ſpat kommen ſie wieder,
Fremde haben ſie mitgebracht;
Da fliegen ſie ſo ſanft hinein,
Ob ſie möchten ſicher ſein,
Vor dem Marder in der Nacht.

Wenn Ivo dann in die Kirche kam, war ſeine Seele ſo voll Liebe und kindlichen Zutrauens, daß er faſt immer: „guten Morgen Gott!" ſagte; mit einem heimiſchen Wohlgefühle ging er dann in die Sakriſtei, kleidete ſich als Miniſtrant an, und verrichtete beim Hochamte ſeine Funktionen.

Eine tiefſinnige Gottesfurcht, getragen von einer gluthvollen Liebe zur Mutter Gottes, und beſonders zu dem lieben herzigen Chriſtkindchen, wohnte in der Seele Ivos; mit beſonderer Freude dachte er daran, daß auch der Heiland eines Zimmermanns Sohn geweſen und ſich auf den Balken ſeines Vaters ſonnte.

Von allen heiligen Tagen war Ivo der Palmſonntag der liebſte, er machte faſt noch mehr Eindruck auf ihn als der Charfreitag; da trug man große mannshohe Sträuße, in denen beſonders viel wilder Salwei und die ſogenannte Königskerze war, in die Kirche, die Sträuße wurden mit Weihwaſſer beſprengt und dann im Stalle aufgehängt, damit den Thieren kein Schaden geſchehen konnte. Zu Hauſe war den ganzen Tag Alles ſo ernſt und feierlich, man hörte kein lautes Wort, ſelbſt vom Vater nicht; ein Jedes behandelte das andere freundlich und liebreich, ſo daß Ivo ganz glückſelig war.

Schon frühe machte ſich indeß auch in religiöſen Dingen ein gewiſſer Geiſt des Nachdenkens bei ihm geltend. Der Kaplan erklärte einſt, daß der heilige Petrus deßhalb die Schlüſſel trage, weil er den Seligen die Himmelsthüre öffne.

„Ei wie denn?“ fragte Ivo, „wo ſitzt denn der?“

„Am Himmelsthor.“

„Ei da kommt ja der gar nicht in den Himmel, wenn der da ſitzen muß, um den Anderen aufzumachen?“

Der Kaplan ſah Ivo betroffen an und ſchwieg eine Weile, dann aber ſagte er mit vergnüglichem Lächeln: „Der findet eben ſeine himmliſche Seligkeit darin, Anderen die Thore des ewigen Heils aufzumachen; das iſt die höchſte Tugend, ſich an der Glückſeligkeit Anderer zu freuen und für ſie zu arbeiten; das iſt der hohe Beruf des heiligen Vaters zu Rom, der die Schlüſſel Petri auf Erden hat, ſowie aller derer, die von ihm und ſeinen Biſchöfen geweiht ſind.“

Ivo war das ſchon recht, doch begriff er es nicht ganz, und es that ihm bei alle dem leid, daß der gute Petrus ſo immer an der Thüre ſtehen muß.

Eine ſchwere Sorge lud der Kaplan unſerm Ivo auf, als er einſt den Kindern einſchärfte, man müſſe ſich jeden Tag fragen: was haſt du heute gelernt oder Gutes gethan?

Ivo nahm das buchſtäblich genau und er war oft ſehr übel daran, wenn er nichts rechtes auffinden konnte; er wälzte ſich dann verzweiflungsvoll in ſeinem Bette umher.

Es geht mit dem Wachsthume des Geiſtes, wie mit jedem natürlichen Wachsthume: ein Thier, eine Pflanze wächſt, ohne daß man es eigentlich im wahren Sinne des Wortes ſieht, man ſieht ſtets nur das Gewachſene, nie das Wachſen.

Wir werden ſehen, daß Ivo an Geiſt zunahm, obgleich er ſich keine rechte Rechenſchaft davon geben konnte.

Dagegen hatte der Kaplan eine weiſe und nachahmungswerthe Einrichtung in ſeiner Schule, er ſetzte die Knaben nicht nach ihren Talenten und Geſchicklichkeiten, ſondern nach ihrem Fleiße und ihrer Pünktlichkeit; erſt nach dieſen ſollten jene den Ausſchlag geben, „denn," ſagte er „Fleiß und Ordnung kann ſich jeder angewöhnen, das Angeeignete iſt die höhere Tugend, Talent und Geſchick aber ſind nur überkommene Naturgaben." So zwang er die Talentvollen zur Emſigkeit, und verlieh den minder Begabten Muth und Zuverſicht.

Ivo, der mit entſchiedenem Talente eine große Gewiſſenhaftigkeit vereinigte, war bald einer der erſten, und der Oberamtmann ſah es gerne, daß ſeine Knaben ihn ins Haus zogen.

Wir kennen den Oberamtmann Rellings noch von dem Befehlerles her.

Ivo hatte zu Hauſe auch oft von ſeiner Härte erzählen gehört, wie erſtaunte er nun, daß er einen freundlichen, gütigen

Mann in ihm fand, der mit ſeinen Kindern ſpielte und ihnen allerlei Freuden bereitete.

So iſt es eben. Man wird hunderte von Menſchen treffen, die in Bezug auf das Allgemeine die freiſinnigſten Anſichten verfolgen: daß alle Menſchen gleich ſeien u. ſ. w., zu Hauſe aber quälen ſie ihr Geſinde, ja ſogar Frau und Kinder, wie echte eigenwillige Tyrannen; dagegen wird man andere, beſonders Beamte finden, die jeden Menſchen, der kein Beamter iſt, wie einen Sclaven und Landläufer anſehen und danach behandeln, in ihren vier Wänden aber die beſten Hausbämmel ſind.

So wohl ſich nun Ivo in der Stadt fühlte, ſo empfand er doch jeden Sonntag Abend, wenn es zu Nacht läutete, einen ſtillen Schmerz; dieſe Töne verkündeten ihm: morgen iſt Montag, und da geht's wieder fort aus dem elterlichen Hauſe, von der Mutter, vom Nazi und den Tauben. Nach und nach lernte er auch aus ſeinem täglichen Gange die darin liegenden Freuden ziehen, er ging ſtets allein, denn er wich gerne dem Conſtantin aus, der ihn auf alle Weiſe neckte.

Im Sommer ging er ſtets ſingend ſeinen Weg, im Herbſte hatte er ſtets die beſondere Freude, daß ſeine Mutter und Schweſter einige Tage in des Staffelnbäcks Mühle mahlten; er ging dann Mittags nicht zur Frau Hanklerin, ſondern aß mit den ſeinigen in der dröhnenden Mühlſtube zu Mittag. Der Winter bot ihm die meiſten Freuden; Nazi, der allerlei Handwerke verſtand, hatte ihm mit einem alten Reife den Bergſchlitten mit Eiſen beſchlagen. Auf der Hochbur ſetzte ſich dann Ivo auf ſein leichtes Fahrzeug, und wie ein Pfeil fuhr er die Straße hinab bis vor die Neckarbrücke; zähneklappernd ſagte er oft im Fahren ſeinen Spruch oder ſeine Regel aus der Syntax her.

Freilich mußte dann Ivo auch des Abends ſeinen Schlitten wieder an einem Seile den Berg hinauf ziehen, aber er that das gerne, und meiſt fand ſich auch ein Wagen, an den er ſein kleines Fuhrwerk anhängen durfte; nur äußerſt ſelten widerſtand ein zäher Fuhrmann ſeinen freundlichen Bitten.

Ivo verſah auch Botendienſte für das halbe Dorf: für den einen trug er Garn in die Farbe, für den andern einen Brief auf die Poſt, für einen Dritten frug er nach, ob kein Brief für ihn da ſei. Beim Nachhauſegehen hatte er oft einige Stränge Seide, Bruſtthee, Blutegel in einem Glaſe, auch Hoffmannstropfen und allerlei, was ihm die Leute aufgetragen, in ſeinen Schulranzen; daher war er im ganzen Dorfe ſehr beliebt, während Peter und Conſtantin ſolche Botendienſte ſtolz abwieſen.

Großes Aufſehen erregte es im ganzen Dorfe, als des Sonntags Nachmittags im Herbſte die beiden Söhne des Oberamtmanns mit ihren rothen Mützen den Ivo beſuchten. Die Mutter Chriſtine ſah zum Fenſter hinaus und hörte wie die Knaben den blinden Koanradle nach Ivo's Haus fragten, und obgleich Alles im Zimmer wohl aufgeräumt war, war ſie doch in großer Angſt; in ihrer Haſt legte ſie den Schemel auf das Bett, und ſtellte ein paar Stiefel, die im Winkel ſtanden, gerade vorn unter den Tiſch; ſie hörte den Beſuch die Treppe heraufpoltern und machte gar verlegen, aber doch mit ſichtbarer Freude den „jungen Herren" die Thüre auf, hieß ſie willkommen; dann rief ſie der Emmerenz zum Fenſter hinaus, ſie ſolle den Ivo aufſuchen und auch den Vater, ſie ſollen ſchnell heim kommen, es ſei Beſuch da.

Abermals wiſchte ſie mit ihrer weißen Sonntagsſchürze beide Stühle ab, und nöthigte die Knaben zum Sitzen, ſie entſchuldigte

ſich, daß Alles ſo unordentlich ausſehe; „ſo iſt es halt bei Bauersleuten,“ ſchloß ſie und heftete beſchämt den Blick auf den Boden, der doch ſo rein gewaſchen war, daß die Rippen aus den Brettern herausſahen.

Der blinde Koanradle machte eben die Thüre auf, um zu ſehen, was es gebe, und dafür, daß er den Knaben das Haus gezeigt, an der Aufwartung, etwa an einem guten „Schäle“ Kaffee Theil zu nehmen; die Mutter Chriſtine ſchob ihn aber, ohne viel Umſtände zu machen, wieder zur Thüre hinaus und ſagte: „komm ein andermal.“

Gute Frau, du warſt ſonſt ſo groß in deiner religiöſen Kraft, und vor dieſen Setzlingen der Herren der Erde biſt du ſo klein und demüthig. Freilich biſt du in der Furcht des Herrn und faſt noch mehr in der Furcht der „Herren“ auferzogen und alt geworden.

Der älteſte der Oberamtmanns-Söhne hatte ſich unterdeſſen mit vieler Zuverſicht in der Stube umgeſehen, auf die Stubenthüre deutend fragte er nun: „Warum iſt denn das Hufeiſen da angenagelt?“

Ernſt die Hände zuſammenlegend und den Kopf nieder beugend ſagte die Mutter: „Das wiſſet ihr nicht? das iſt von deßwegen:

„Wenn man Mittags zwiſchen eilf und zwölf ein Hufeiſen findet, es unbeſchrieen einſteckt und an die Thür nagelt, kann kein böſer Geiſt, kein Teufel und kein' Hex' herein.“ — Die Knaben ſchauten verwundert drein.

Ivo kam und bald nach ihm der Vater, er zog die Mütze ab und hieß die „jungen Herren“ willkommen; dann ſagte er,

ſich die Hände reibend: „Wie? Weib, hoſt denn gar nix im Haus? hol' au 'was zum Aufwarte.“

Die Mutter hatte nur darauf geharrt, bis ſie abkommen konnte, ſie ging nun, das ſchönſte und beſte zuſammen zu ſuchen; die Emmerenz war ſo geſcheit geweſen und hatte ſich in der Küche eingeſtellt, da man vielleicht noch ihrer bedürfe, denn das Gretle war mit ſeinem Schatze ſpazieren; auch hatte wohl Emmerenz noch den geheimen Grund, die vornehmen Kameraden des Ivo noch einmal zu ſehen, denn auch ihr that es wohl, daß er ſo hoch in Ehren ſtand.

Noch viele Nachbarfrauen hatten ſich von dem Beſuche angelockt in der Küche eingeſtellt, die Mutter verließ ſie mit freundlichen Entſchuldigungen, und trug eine große Schüſſel voll rothbackiger Aepfel „Breitlinge“ genannt, in die Stube; die Emmerenz trug auf einem blanken Zinnteller zwei Gläschen voll Kirſchenwaſſer.

Die Knaben mußten eſſen und ſogar von dem Branntwein trinken, dann ſtopfte ihnen die Mutter noch alle Taſchen voll Obſt; zuletzt gab ſie dem Kleinen noch beſonders einen ſchönen Apfel zum „Gruß an die Frau Mutter, und ſie ſolle ihn auf den Kommod ſtellen.“

Die Knaben gingen endlich fort, Valentin nickte freundlich, als ſie ihn baten, daß der Ivo mit dürfe, die Mutter rückte ihm noch den Hemdkragen zurecht und putzte ihm alle Fiſerchen von ſeinem blauen Rocke weg; Ivo hörte zu ſeiner Freude, daß er bald einen neuen bekäme.

Mit den Frauen, die hinter der halb vorgezogenen Küchenthüre gewartet hatten, ging nun Chriſtine auf die Straße und ſah vergnügt den dreien nach, die Valentin noch bis zum Adler

begleitete. Die Schultheißin ſah zum Fenſter heraus und Chriſtine rief ihr hinauf: „Das ſind des Oberamtmanns Buben, ſie holen meinen Ivo 'naus zu ihrem Vater in das Schäpfle, * er ſieht's gern, daß ſie Kameradſchaft mit ihm haben, er iſt gar geſcheit und beliebt.“

Es darf auch nicht verſchwiegen werden, daß ſogar Ivo mit einem gewiſſen Stolze Hand in Hand mit den Knaben durch das Dorf ging; er freute ſich, daß alle Leute zu den Fenſtern herausſahen und er ſagte Allen mit großer Selbſtzufriedenheit: Guten Tag.

Wer wird ihm das verdenken in einem Lande, wo des Kindes Seele ſchon von der Allmacht der Beamten fabelt, wo ihr Daſein und ihre Wirkſamkeit in ein majeſtätiſches Dunkel gehüllt iſt, wo Groß und Klein jeden Landreiter und Schreiber demüthig grüßt, weil man weiß, wie man in ihre Hand gegeben, wenn die Thüre des geheimen Gerichtes hinter einem in die Klinke fällt!

Der Schäpfle'swirth grüßte Ivo ebenfalls ſehr freundlich, und rieb dabei nach ſeiner Gewohnheit die Hände, als ob es ihn friere; Ivo durfte nun in das „Herrenſtüble“ an den durch einen Bretterverſchlag abgeſonderten Tiſch, wo der Cameralverwalter und der Oberamtmann ſaßen.

Zwei Kaufleute aus Horb ſtanden etwas zaghaft unter dem Eingange in die Pairskammer, endlich ſagte der eine: „Nun, Herr Stadtrath, was wollen wir denn trinken?“

---

* Name eines Wirthshauſes; Schapf nennt man ein Gefäß, mit dem man Waſſer ſchöpft.

„Was Sie wollen, Herr Stadtrath," erwiederte der Angeredete.

Jetzt war's heraus, die beiden Männer waren geſtern zu dieſer Würde gewählt worden; ſie gehörten nun auch an den Herrentiſch und nahmen mit tiefen Bücklingen Platz. Der Oberamtmann ſah ſeinen Collegen an und lächelte höhniſch.

Ivo war ſeelenvergnügt in dieſer Geſellſchaft, aber er ſollte bald eine Züchtigung für ſeine Eitelkeit erfahren. Die Kinder erzählten, was ſie von Ivo's Mutter über die Wirkſamkeit des Hufeiſens gehört hatten; der Oberamtmann, der ſich gerne in religiöſen Dingen als freidenkend zeigte, weil das nicht gegen ein ausdrückliches Verbot des Geſetzes war, ſondern ſogar zur Bildung gehörte, ſagte: „Was! dummes Zeug, das iſt ein hirnloſer Aberglaube, laßt euch von einem einfältigen Bauernweib nichts aufbinden; ich hab's euch ſchon oft geſagt, es gibt keinen Teufel und keine Heilige, oder Heilige, die will ich noch hingehen laſſen."

Ivo zitterte auf ſeinem Stuhle, es ſchnitt ihm tief durch die Seele, wie man hier von ſeiner Mutter ſprach, und noch dazu ſo gottlos; er wünſchte ſich, daß nie ſolche Kameraden zu ihm gekommen wären, gegen den Oberamtmann aber faßte er einen gründlichen Haß, er ſah ihn grimmig an. Dieſer ſchien nichts davon zn verſpüren, er war ſehr herablaſſend und freundlich gegen die zwei neuen Stadträthe, und dieſe, ganz entzückt von ſo viel Güte, konnten, wie man ſagt, den Mund nicht zubringen.

Unſerm Ivo aber ward es erſt wieder leicht, als alle die „Herrenleute" weggingen; und ſo bös war er, daß er ſich damit freute, daß er dem Oberamtmann keine gute Nacht gewünſcht hatte.

7.

Das Kloſter.

Jahre gingen vorüber ohne daß man es kaum merkte. Conſtantin und Peter hatten im Herbſte ihre Prüfung beſtanden, und waren nun beſtimmt in das Kloſter zu Rottweil einzutreten; ein Ereigniß aber, von dem man noch lange redete, hielt den Peter im Dorfe feſt.

Das zweite Gras war im Schloßgarten abgemäht, die Zeitloſe, bei uns Dirnenblume genannt, weil ſie ſo ſchamlos ohne alle Blätterverhüllung erſcheint, ſtand einſam unter dem bereiften Graſe; die Kühe weideten jetzt hier frei, und die Kinder tummelten ſich überall und machten auf vereinzelte, an den Bäumen ſtehen gebliebene Aepfel und Birnen Jagd, gegen die ſie mit Stöcken und Steinen auszogen.

Peter ſaß auf dem Wadelbirnbaum an der Schloßmauer, nicht weit von dem Eckthurme, eine goldgelbe Birne war das Ziel ſeines hohen Strebens, der muthwillige Conſtantin aber wollte ihm die Beute wegſchnappen, und warf mit einem Steine darnach; da ſchrie Peter: „mein Aug, mein Aug!“ und ſtürzte ſammt dem Aſte, auf dem er geſeſſen, vom Baume; das Blut quoll ihm aus dem Auge, Conſtantin ſtand neben ihm, weinte und ſchrie aus vollem Halſe um Hülfe.

Das Mauritzele, das die Kühe hütete, kam herbei, es ſah den blutenden Knaben, nahm ihn ſchnell auf die Schulter, und trug ihn nach Haus; Conſtantin ging hintendrein, alle andere Kinder geſellten ſich dazu. Der Zug vergrößerte ſich ſtets, bis

man vor Hansjörgs Haus kam; dieſer richtete eben einen Wagen her, und als er ſein Kind ſo blutend fand und ohnmächtig ſah, ſchlug er die Hände über dem Kopfe zuſammen. Peter ſchlug das eine Auge auf, das andere aber blutete immer ſtärker. „Wer hat dir das gethan?“ fragte Hansjörg mit geballter Fauſt, bald ſein jammerndes Kind, bald den zitternden Conſtantin betrachtend.

„Ich bin vom Baum gefallen,“ ſagte Peter, auch das geſunde Auge zudrückend, „ach Gott, ach Gott, mein Aug lauft aus.“

Kaum hatte Conſtantin das gehört, ſprang er ſchnell fort nach Horb zu dem jungen Erath, der jetzt das Amt ſeines verſtorbenen Vaters bekleidete. Mit namenloſer Angſt lief Conſtantin vor dem Hauſe des Chirurgen einher, der über Feld gegangen war; er hielt ſich immer mit der Hand ein Auge zu, um ſich das Unglück Peters recht zu vergegenwärtigen. Weinend und ſtöhnend biß er ſich die Lippen blutend, er wollte als ein Miſſethäter in die weite Welt entfliehen, und doch wollte er ausharren, um zu retten was zu retten war; ſchnell entlehnte er ein geſatteltes Pferd, und endlich kam der Erſehnte, er ritt ſchnell davon, aber Conſtantin lief noch ſchneller ohne auszuſchnaufen den Berg hinan. Der Chirurgus erklärte das Auge für unrettbar verloren. Conſtantin ſchloß ſeine beiden Augen, es war ihm, als ob plötzlich Nacht und Blindheit über ihn hereinbreche; Hansjörg aber ſah mit thränenſchweren Blicken vor ſich hin und hielt krampfhaft den Stumpffinger an ſeiner rechten Hand, er ſah es als eine ſchwere Strafe Gottes an, der dafür, weil er einſt muthwillig ſich ſelber verletzt, jetzt ſeinem Kinde das Auge nahm. Mild und liebreich behandelte er den unſchuldi-

gen Peter, der für ihn ſo Hartes erdulden mußte. Die Mutter aber, das uns wohlbekannte Kätherle, war nicht ſo demuthvoll, ſie ſagte ganz offen, daß das gewiß der vermaledeite Conſtantin gethan habe; ſie jagte ihn aus dem Hauſe und ſchwur, daß ſie ihm das Genick breche, wenn er noch einmal über die Schwelle käme.

Peter beharrte bei ſeiner Ausſage, und Conſtantin verlebte die qualvollſten Tage; er rannte immer im Feld umher, wie von einem böſen Geiſte getrieben, und wo er einen Stein ſah, da erzitterte ſein Herz. „Kain! Kain!" rief er oft, und er wünſchte, daß er auch in die Wüſte entfliehen könnte, aber er kehrte immer wieder nach Hauſe zurück.

Nach drei Tagen endlich wagte er es, ſeinen Kameraden zu beſuchen, er duckte ſich und war bereit die härteſten Schläge auszuhalten, aber der Zorn der Mutter hatte ſich gelegt, es gaſchah ihm nichts.

Ivo ſaß am Bette des Kranken, deſſen Hand haltend; Conſtantin ſchob den Ivo bei Seite und faßte die Hand Peters ohne ein Wort zu reden, ſein Athem zitterte, endlich ſagte er:

„Geh du fort Ivo, ich bleib' da, wir haben mit einander zu reden."

„Nein, laß ihn da, der Ivo darf Alles wiſſen," ſagte der Halbgeblendete.

„Peter," ſagte Conſtantin, „in der unterſten Höll' kann man nicht mehr ausſtehen, als ich ausgeſtanden hab'; ich hab' unſern Herrgott oft darum gebeten, er ſoll mir ein Aug nehmen und das Deinige erhalten; ich hab' mir, wo ich allein geweſen bin, immer ein Aug zugehalten, ich will nicht mehr haben als du, gelt, lieber, guter, herziger Peter du verzeihſt mir?"

Conſtantin weinte bitterlich, und der Kranke beſchwor ihn doch ja ſtille zu ſein, ſonſt würden es ſeine Eltern merken, auch Ivo tröſtete den Unglücklichen; ſchnell aber erhob ſich in dieſem ſeine alte Natur, und er ſagte:

„Ich wollt', es thät mir einer ein Aug ausſtechen, dann bräucht' ich auch kein Pfarrer zu werden: hinter die Bücher hocken und ein Katzengeſicht machen, wenn die anderen Leute fröhlich ſind; ſei froh, daß du nur ein Aug haſt, du brauchſt nicht Pfarrer zu werden. Aber wart nur, der letzt' hat noch nicht gepfiffen.“

Ivo faltete die Hände und ſah den wilden Knaben kummervoll an.

In der That konnte nun auch Peter nicht mehr Geiſtlicher werden, denn geſchrieben ſteht: „Wenn du dem Herrn ein Ganzopfer darbringſt, ſo ſoll es vollſtändig ſein, es darf keinen Fehler haben.“

Ein Geiſtlicher darf keinen Leibesfehler haben.

Noch in der letzten Stunde, als ſchon der Wagen vor dem Hauſe ſtand, und Conſtantin bei Peter Abſchied nahm, ſagte er: „Ich wollt', daß der Wagen umſtürzen und ich einen Fuß brechen thät, b'hüt di Gott Peter, und gräm dich nicht zu arg über dein verlorenes Aug.“

Auf Ivo hatten die Worte Conſtantins, die ſein innerſtes Widerſtreben gegen den geiſtlichen Stand bekundeten, einen tiefen Eindruck gemacht; oft, wenn er ſo einſam ſeines Weges nach der der Schule ging, ſagte er leiſe vor ſich hin: „ſei froh, daß du nur ein Aug haſt, du brauchſt nicht Pfarrer zu werden,“ und er hielt wechſelweiſe ein Auge zu, um ſich zu verſichern, daß er

nicht in dem Fall ſei; den Conſtantin konnte er gar nicht begreifen, und doch betete er eine Zeit lang für ihn in der Kirche.

Indeß war auch die Zeit herangenaht, da Ivo nach erſtandener Prüfung in das Kloſter zu Ehingen abreiſen ſollte.

Im elterlichen Hauſe wurde die Ausſteuer herbeigeſchafft, als ob er verheirathet würde; ein Weile freute ſich Ivo mit den neuen Kleidern, aber bald überwog das Gefühl des Abſchiedes, und eine unnennbare Bangigkeit breitete ſich über ſein ganzes Weſen aus; doch war er froh, daß ſeine Mutter mit Nazi und dem Falben ihn noch begleiten wollten. Nachdem er von dem Kaplan, von den Kameraden in Horb und von der Frau Hanklerin Abſchied genommen, begann er ſchon drei Tage vor der Abreiſe ſeinen Rundgang durch das Dorf; Alles wünſchte ihm von Herzen Glück, denn jedes wollte ihm wohl, und pries die Eltern eines ſo trefflichen und ſchönen Knaben glücklich. Hier und dort erhielt er auch ein Geſchenk, ein Sacktuch, ein paar Hoſenträger, einen Beutel und ſogar etwas Geld; letzteres ſcheute ſich zwar Ivo anzunehmen, denn als Kind reicher Eltern ſchien es ihm faſt beleidigend, aber er dachte wieder: die Geiſtlichen müſſen Geſchenke annehmen, und freute ſich kindiſch mit den neuen Sechskreuzer-Stücken. Der Rundgang durch das Dorf war ſchneller beendigt als Ivo gedacht hatte, er ließ ſich nun vor den Häuſern, in denen er bereits Abſchied genommen, nicht mehr ſehen; denn es liegt eine unangenehme Empfindung darin, Leuten, denen man bereits feierlich und auf lange Lebewohl geſagt, wieder ſo bald als derſelbe unter die Augen zu treten; es iſt als ob ein tiefes Gefühl dadurch verwiſcht würde, und als ob man eine eingegangene Schuld noch nicht gelöſt habe. Ivo blieb daher faſt wie ein Gefangener zu Hauſe, verweilte bei ſeinen

Tauben, nahm von ihnen und von all den ſtillen Plätzen feierlichen Abſchied.

Am Abende vor der Abreiſe ging er in das Haus der Emmerenz um Adjes zu ſagen. Emmerenz brachte ihm etwas in ein Papier gewickeltes und ſagte: „Da nimm's, es iſt ein's von meinen Geitle," obgleich Ivo keinen Widerſpruch machte, ſagte ſie doch: „Nein, du mußt's nehmen, weißt noch wie ich's von der Hohlgaſſe 'reingetrieben hab? da ſind ſie klein wunzig geweſen, und du haſt ja auch Futter für's geſammelt; nein, nimm's nur, das könnet ihr morgen auf dem Weg verzehren."

In der einen Hand hielt Ivo die gebratene Ente, die andere reichte er Emmerenz und ihren Eltern zum Abſchiede; mit ſchwerem Herzen ging er dann nach Hauſe. Hier war Alles in großer Geſchäftigkeit, man wollte heut' Nacht um ein Uhr fort, damit man noch „zeitlich" nach Ehingen käme; auf der Ofenbank ſaß ein Waiſenknabe aus Ahldorf, der ebenfalls in das Kloſter eintreten ſollte, neben ihm lag in einem blauen Kiſſenüberzuge ſein Bündel. Ivo vergaß ſeinen eigenen Schmerz über dem Mitleid mit dem Waiſenknaben, den Niemand begleitete, der allein und verlaſſen auf gute Leute bauen mußte; da er keinen andern Troſt bei der Hand hatte, hielt er ihm die Ente unter die Naſe und ſagte: „guck, das eſſen wir morgen mit einander, gelt, du ißſt doch auch gern ein gut's Schlägele oder ein Stückle von der Bruſt?" er ſah hiebei ganz fröhlich aus, und um dem Fremden die volle Gewißheit ſeines Antheils zu geben, ſagte er: „Da haſt's, kannſt's in deinen Bündel thun." Die Mutter wehrte dieß ab, weil ſonſt die Kleider beſchmutzt würden.

Man ging früh zu Bette. Der Waiſenknabe, Bartholomä mit Namen, ſchlief in Nazi's Bett, da dieſer aufbleiben mußte,

um den Gaul zu füttern und dafür zu ſorgen, daß man nicht verſchlafe.

Als Ivo ſchon zu Bette lag, kam die Mutter nochmals leiſen Schrittes, ſie hielt die Hand vor das Licht an der Oellampe, die ſie trug, um den etwa Schlafenden nicht zu ſtören; Ivo aber wachte noch, und die Mutter ſagte, indem ſie behutſam die Decke unter ſeinem Kinn feſtlegte, und dann mit der Hand über ſeinen Kopf fuhr: „Bet' auch recht, dann ſchlafſt du gut, gut Nacht."

Ivo weinte bitterlich als ſeine Mutter fort war, wie eine Lichtgeſtalt war ſie verſchwunden, und er lag wieder in dunkler Finſterniß; es war ihm, als wäre er ſchon fern in ödem fremden Haus, dann dachte er wieder, daß morgen ſeine Mutter nicht mehr ſo zu ihm käme, und er ſchluchzte in die Kiſſen hinein; er dachte an Emmerenz und an alle Leute im Dorfe, er hatte ſie alle ſo lieb, er konnte ſich gar nicht vorſtellen, wie ſie es denn machen würden, wenn er nicht zu Hauſe wäre, ob denn noch Alles gerade ſo fortginge wie geſtern; er meinte, alle Leute müßten ihn ſo entbehren, wie er ſich nach ihnen ſehnte, in das Leben Aller müßte ſein Weggehen ſo tief eingreifen, wie in das ſeinige, er weinte um ſich und um die anderen, und ſeine Thränen floſſen unaufhaltſam. Endlich raffte er ſich auf, faltete die Hände und betete laut, mit einer Inbrunſt, als ob er Gott und alle Heiligen leibhaftig an ſein Herz drücke, dann ſchlief er ſanft ein.

Blinzelnd ſchlug Ivo um ſich als Nazi mit dem Lichte kam, er wollte nichts vom Aufſtehen wiſſen, Nazi aber ſagte mit betrübter Miene: „Ich kann dir nicht helfen, ſteh' auf, du mußt jetzt lernen aufſtehen, wie's die Leut' befehlen."

Noch in der Stube taumelte Ivo wie ſchlaftrunken umher, erſt der erweckende Kaffee brachte ihn zur vollen Beſinnung.

Alles im Hauſe war auf den Beinen, Ivo nahm von allen ſeinen Geſchwiſtern weinend Abſchied. Der Bartel ſaß ſchon bei Nazi auf dem vordern mit dem Haferſack gepolſterten Brette, die Mutter war ſchon auf den Wagen geſtiegen, Joſeph, der älteſte Bruder, hielt den Falben am Zügel; da hob Valentin ſeinen Sohn in die Höhe und küßte ihn, es war das erſtemal in ſeinem Leben, daß er ihm dieſes Liebeszeichen gab, Ivo umſchlang ihn laut wehklagend, Valentin war ſichtbar gerührt, aber er war noch Manns genug, und hob Ivo auf das Wägelchen, reichte ihm die Hand und ſagte mit ſtockender Stimme: „B'hüt di Gott Ivo, ſei brav."

Die Mutter hüllte Ivo zu ſich in den Mantel ihres Mannes, der Falb zog an, und fort ging es durch das Dorf, das ſtill und dunkel war; nur hier und dort brannte ein traurig Licht bei einem Kranken, und ſchwebten trübe Schatten der Wartenden an den Fenſtern vorüber. Kein Lebewohl ſagten die trauten Menſchen, die hinter all den ſtillen Mauern wohnten; nur der Nachtwächter hielt an der Leimengrube mitten in ſeinem Rufe inne, und ſagte: „Glück auf den Weg."

Faſt eine Stunde lang fuhren die vier ſo fort, man hörte nichts als den Hufſchlag des Pferdes und das Raſſeln des Wagens, Ivo lag an dem Herzen ſeiner Mutter, und er hielt ſie feſt umſchlungen.

Jetzt wickelte er ſich plötzlich aus der warmen Verhüllung und ſagte: „Bartel, haſt du auch einen Mantel?"

„Ja, der Nazi hat mir die Roßdecke gegeben."

Ivo legte ſich wieder ſtill an das warme Herz ſeiner

Muttter und von Trauer und Müdigkeit überwältigt, ſchlief er ein.

Seliges Loos der Kindheit, deren Wehe noch die ſtille Nacht des Schlummers in Vergeſſenheit einwiegt!

Der Weg ging faſt immer durch den Wald, zuerſt bis Mühringen, dann durch das liebliche Eiachthälchen und den Badeort Imnau; Ivo ſah von allem dem nichts, erſt als man die Haigerlocher Steige hinanfuhr, erwachte er und ſchreckte wahrhaft zuſammen, als er da unten die Stadt von dem ſenkrecht ſteilen Bergen umdrängt ſah, es kam ihm Alles wie ein Wunder vor.

Es tagte, und die Kälte wurde eine Weile empfindlicher, denn es iſt, wie wenn beim Aufgang der Sonne die kalte Nacht ſich von der Erde erhöbe und mit verſtärkter letzter Kraft die irdiſchen Geſchöpfe anhauche. In Hechingen im Rößle kehrte man ein, ein junges Mädchen ſtand unter der Thüre des Wirthshauſes.

Ivo mochte an Emmerenz denken, denn er ſagte: „Mutter eſſen wir jetzt das Geitle?“

„Nein, in Gamertingen machen wir Mittag und da laſſen wir uns auch ein Süpple dazu kochen.“

Der ſonnenhelle Tag im ſchönen Killerthale, die wechſelnden Gegenſtände, das fremde Leben der rauhen Alb heiterten Ivo auf, und als er eine große Rinderheerde auf der Weide ſah, ſagte er zu Nazi: „Verſorg nur auch meinen Stromel gut.“

„Da iſt nicht mehr viel zu verſorgen, dein Vater hat ihn an den Buchmaier verkauft, der wird ihn dieſer Tage holen und ins Joch eingewöhnen.“

Ivo kannte die Lebensſtufen im Schickſale der Thiere zu

gut, um hierüber eine Betrübniß zu empfinden, er ſagte daher nur: „Beim Buchmaier hat er's gut, der iſt rechtſchaffen gegen Menſch und Vieh, der wird ihm nicht zu viel zumuthen; und der ſpannt ja auch die Ochſen nicht ins Doppeljoch, da hat jeder ſein beſonderes, das plagt ſie nicht ſo arg, da können ſie ſich doch regen."

Die Sonne neigte ſich ſchon zum Untergehen, als man in das Donauthal kam; Nazi ſchien beſonders aufgeräumt, er erzählte mit zurückgebogenem Kopfe allerlei drollige Streiche von dem nahe gelegenen Munderkingen, dem man das Gleiche nacherzählt, was man ſonſt den Schildbürgern aufbürdet; Ivo lachte aus voller Seele und er ſagte einmal: „Ich wollt' wir könnten ein ganz Jahr lang miteinander in der Welt herumfahren." Das hatte aber jezt ein Ende, denn man war vor Ehingen angelangt.

Ivo fuhr zuſammen und faßte die Hand ſeiner Mutter feſt.

Man ſtellte in der Traube, nicht weit von dem Kloſter, ein.

Kaum hatten ſich unſere Reiſenden an einen Tiſch geſezt, als es zur Veſper läutete, die Mutter ſtand auf, winkte den beiden Knaben, ſie gingen mit ihr zur Kirche.

Es liegt eine tiefe Macht in der allverbreiteten Sichtbarkeit der katholiſchen Religion: wohin du wanderſt und wo du dich niederläßt, überall ſtehen hohe Tempel, offen für deinen Glauben, deine Hoffnung, deinen Gott, überall knieet die Gemeinde andächtig nach denſelben Heiligthümern aufſchauend, dieſelben Worte im Munde, dieſelben Zeichen führend; überall biſt

du unter Brüdern und Kindern des einen heiligen ſichtbaren Vaters zu Rom.

Der katholiſche Glaube, in ſeiner ſtrengen ungetheilten Einheit und Allverbreitung, zeigt dir überall Säulen und Hallen, getragen von Namen deines Herrn, und im Hauſe deines Gottes findeſt du überall dein Heimathhaus und den gleichen Eingang zu deiner ewigen Urſtänd.

So lag die Mutter Chriſtine mit den beiden Knaben im andächtigem Gebete vor dem Altar, ſie wußten nicht mehr, daß ihre Heimath weit weg, die Hand des Herrn hatte den Kommenden eine ſelige Heimath auferbaut.

Feſt und innig, gottvertrauend nahm die Mutter ihren Sohn an die eine, den Waiſenknaben an die andere Hand, und ging mit ihnen zum Kloſter.

Hier war überall ein buntes Hin- und Herrennen, Trachten aus allen katholiſchen Gegenden des Landes waren hier zu ſchauen.

Nachdem der Famulus am Eingange des Kloſters die Zeugniſſe eingeſehen und wieder zurückgegeben, wurden die drei zum Director geführt; dieſer war ein alter grämlich ausſehender Mann, er ſagte auf alle die Reden der Mutter Chriſtine nur: „gut, gut, ſchon recht;" er hatte heute ſchon ſo gar viel anhören müſſen, daß man es ihm nicht verübeln konnte, wenn er wortkarg war.

Ivo zupfte ſeine Mutter am Rocke und ſie bat nun, daß der „Herr Hochwürden" erlauben möchten, daß ihr Sohn noch heute Nacht mit ihr im Wirthshauſe ſchlafe.

Nach einer Weile ſagte der Mann: „Meinetwegen, aber morgen früh vor der Kirche muß er da ſein."

Bartel nahm einen ſehr wortreichen Abſchied von der Frau Chriſtine, der arme Knabe war es gewohnt, oft guten Leuten zu danken, und er konnte es ſo meiſtermäßig wie eine Litanei; er folgte willig dem Famulus in ſein Zimmer.

Ivo ſprang und hüpfte fröhlich, da er nun noch bei ſeiner Mutter bleiben durfte, und er plauderte mit ihr noch lange in die Nacht hinein.

Ein klarer Sonntag im eigentlichen Sinn des Wortes leuchtete des andern Morgens. Schon eine Stunde vor der Kirche ging Ivo an der Hand ſeiner Mutter nach dem Kloſter, der Nazi ging hinter drein mit dem Gepäcke und dem Bündel für Bartholomä.

Die Mutter half Ivo nun ſeine Sachen in den bereitſtehenden Schrank einräumen und zählte ihm Alles vor, oft blickte ſie aber traurig umher, da ſie ſah, daß zwölf Knaben hier in einer Stube hauſen mußten.

Es läutete auf der Kloſterkirche, Mutter und Sohn trennten ſich, denn dieſer mußte ſich zu ſeinen Kameraden geſellen.

Nach der Kirche ging die Mutter zur Frau Speiſemeiſterin, das war doch eine Frau, mit der konnte man doch eher reden; ſie bat ſie, ihrem Ivo doch mitunter etwas zwiſchen der Zeit zu geben, der Bub vergeſſe ſonſt daran, ſie wolle ja gerne Alles doppelt vergelten.

Ivo durfte noch eine Weile vor dem Eſſen zu ſeiner Mutter ins Wirthshaus, auch der Frau Traubenwirthin legte die ſorgſame Mutter ihren Sohn ans Herz, ſie ſolle ihm immer geben, war er wolle, Alles pünktlich aufſchreiben, und es werde richtig bezahlt werden. Die geſchäftige Wirthin verſprach Alles, obgleich ſie wohl wußte, daß ſie nichts für ihn thun konnte.

Bei Tiſche aß Ivo mit gutem Appetit, er wußte ja, daß ſeine Mutter bei ihm war; nach dem Eſſen aber ging er betrübt zur Traube zurück, denn jetzt kam der ſchwerſte Abſchied; er ging in den Stall zu Nazi, der eben den Falb aufſchirrte.

„Gelt, Nazi," ſagte er, „du bleibſt mir auch ein guter Freund."

„Kannſt darauf ſchwören, wie auf's Evangelium," erwiederte dieſer, dem Pferde das Kummet über den Kopf ſchiebend, er kehrte ſich nicht um, denn er wollte ſeine Rührung verbergen.

„Und du grüßſt mir auch alle Leut' die nach mir fragen."

„Ja, ja, g'wiß, gräm dich nur nicht ſo, daß du jetzt nimmehr daheim biſt; das iſt noch ein fröhlich Abſchiednehmen, wenn man ſo zurückdenken kann, daß daheim Leut ſind, die einen von Herzen gern haben und denen man nichts Leids gethan hat" — die Stimme Nazi's ſtockte, die Kehle war ihm wie vertrocknet und es drückte ihn im Halſe; Ivo merkte von alle dem nichts, denn er fragte:

„Und die Tauben, gelt, die gibſt nicht weg, bis ich wieder komm'?"

„Kein Federle kommt weg, geh' jetzt aber 'nein zu deiner Mutter, wir müſſen fort, ſonſt iſt morgen der Tag auch hin; ſei nur fröhlich und laß dich's nicht zu arg keien *, das Ehingen iſt ja auch nicht aus der Welt. Huuf Falb;" er führte das Pferd an das Wägelchen und Ivo ging zu ſeiner Mutter.

Als er ſie ſo jämmerlich weinen ſah, unterdrückte er ſeinen Schmerz und ſagte:

* keien, ſo viel als verdrießen.

„Müſſet nicht ſo jammern, das Ehingen iſt ja nicht aus der Welt und bis Oſtern komm ich wieder, da wollen wir aber luſtig ſein, hui!“

Schmerzlich preßte die Mutter ihre Lippen zwiſchen die Zähne, dann beugte ſie ſich zu Ivo nieder, umfaßte ihn und küßte ihn und „bleib fromm und gut,“ das waren die letzten Worte, die ſie hervorſchluchzte; dann ſtieg ſie auf den Wagen, der Falb zog an, das Thier ſchaute ſich nochmals um, als wollte es auch von Ivo Abſchied nehmen, der Nazi winkte noch einmal mit dem Kopfe, und fort raſſelten ſie.

Ivo ſtand da, die Hände in einander gelegt, geſenkten Hauptes; als er den thränenſchweren Blick emporrichtete und nichts von ſeinen Lieben mehr ſah, da trieb es ihn mit zauberiſcher Gewalt, er rannte dem Wägelchen nach durch die Stadt, da ſah er es von ferne auf der weißen Straße dahineilen, er blieb ſtehen, er kehrte in die Stadt zurück, da waren alle Menſchen ſo froh und zu Hauſe, nur er war fremd und traurig. Draußen aber auf dem Wägelchen nahm die Mutter ihr „Nuſter“ * in die Hand und betete: „Liebe heilige Mutter Gottes, du weißt was Mutterliebe iſt, du haſt es in Schmerzen und Freuden empfunden, beſchütze mein Kind, es iſt mein Herzblättchen, und wenn ich eine Sünde damit thue, daß ich ihn ſo lieb hab’, laß die Schuld mich entgelten und nicht ihn.“ — —

Als Ivo in das Kloſter zurückkam, mußte er ſogleich wieder in die Mittagskirche, aber er konnte dießmal keine Andacht finden, er war zu abgemattet, ſein Herz zitterte zu ſehr; er war zum erſtenmale in der Kirche ohne zu wiſſen, daß er darinnen

* Von pater noster, ſo viel als Roſenkranz.

ſei: gedankenlos ſang, gedankenlos hörte er. Schon in dieſem einzigen Umſtande liegt ein Ergebniß der nunmehr eintretenden Lebensweiſe, die eigene Willensbeſtimmung trat zurück, der Befehl und das Geſetz herrſchte.

So ward nun das Leben unſeres Ivo ein geſetzmäßiges ſtrenges Einerlei, und wenn wir den Verlauf eines Tages kennen, kennen wir die anderen alle.

Die Knaben ſchliefen in großen Sälen unter Aufſicht eines Repetenten.

Morgens halb ſechs Uhr wurde geläutet, der Famulus kam, zündete die an der Decke hängende Laterne an, und nun mußte Alles in die Kirche zum Gebet; dann ging es zum gemeinſamen Frühſtück, worauf die Privatarbeit begann, bis um acht Uhr, da der Unterricht ſeinen Anfang nahm; von dieſem ging es zum gemeinſamen Tiſche, nach welchem man eine Stunde „Recreation" hatte, d. h. unter Aufſicht ſpazieren ging. Nach dem hierauf fortgeſetzten mehrſtündigen Unterrichte durften die Knaben eine Weile im Hofe ſpielen, aber auch hier fehlte das offene Auge des Aufſehers nicht; wie ſchon der beſchränkte Raum die Unfreiheit anzeigte, ſo war dieſe auch inmitten des „freien" Spiels: nirgends eine ſelbſtgeſchaffene ungebundene Freude, und vor Allem nie ein ſtill in ſich gehegtes Alleinſein.

Zu Hauſe war Ivo wie das Kleinod der Famile gehalten worden: wenn er in der Stube bei ſeinen Büchern ſaß, ſorgte die Mutter behutſam, daß ſich kein Lärm und kein Geräuſch in ſeiner Nähe finde, faſt Niemand durfte die Stube betreten, und es war, als ob drinnen ein Heiliger geheimnißvolle Wunder vollführe; hier aber, wenn es nach dem Nachteſſen nochmals zur Privatarbeit ging, regte ſich bald da bald dort einer und piſperte

wenn auch nur leiſe, Ivo konnte ſich nicht enthalten darauf hinzuhorchen und er arbeitete läſſig.

Wer es weiß, welch' eine unergründliche Macht oft die Seele durchdringt, die einſam mit ſich in ihren eigenen Gedanken ſich ſpiegelt, oder fremde Gedanken in ſich aufnimmt, wer jenen lautloſen Geiſtesverkehr kennt, der ſich ſtill ausbreitet, wie die Blume ſich geräuſchlos entfaltet, der wird den Schmerz Ivo's mit empfinden, daß er nun gar nicht mehr allein war: er gehörte nicht mehr ſich ſelber, er gehörte unaufhörlich einer Genoſſenſchaft an.

Um neun Uhr läutete es wieder zum allgemeinen Gebet, worauf Alles ſich zur Ruhe begeben mußte.

Erſt jetzt wurde Ivo ſich ſelber wieder gegeben, und er flüchtete ſich in Gedanken zu den ſeinigen, bis der Schlaf Alles zudeckte.

So kam ſich Ivo in den erſten Tagen wie verkauft vor, denn nirgends war mehr freier Wille, Alles Verordnung und Gebot; eine grauſame Erfahrung ſtand vor ſeiner Seele: die Unerbittlichkeit des Geſetzes.

Es iſt eine folgerechte Anordnung jeglichen äußerlich feſtbeſtimmten Kirchenthumes, daß es ſchon frühe ſeinen Zöglingen die Fruchtbarkeit des freien Willens ausſchneidet, und all ihr Thun und Denken in die unbeugſamen Geſetze einjocht. —

Die höchſte Aufgabe der Bildung iſt aber die Erziehung zur Pflicht, zur Erfüllung des Geſetzes, das wir in der Erkenntniß finden.

Voll Trübſal ging Ivo umher, und es bedurfte nur eines harten Wortes, um die Thränen aus ſeinen Augen hervorzulocken; das merkten ſich einige loſe Kameraden und ſie neckten

ihn auf allerlei Weiſe, es waren mitunter rohe häßliche Geſellen, die, aus einem niedrigen Hausweſen gekommen, ſich bei der guten Koſt und der Fürſorge für Alles behaglich fühlten; ſie merkten, daß Ivo eckel ſei und ſprachen bei Tiſche allerlei eckelerregende Dinge, ſo daß Ivo oft ohne einen Biſſen zu eſſen aufſtand.

Die Vorſorge der Mutter bei der Speiſemeiſterin kam ihm jetzt ſehr zu ſtatten.

Das Vielregieren erzeugt überall ein Umgehen des Geſetzes, das die Wächter ohne ſtrenge Ahndung hingehen laſſen müſſen, und ſo hatten mehrere Knaben außer dem, was ſich wie durch eine geheime Ueberlieferung forterbte, bald allerlei Schliche und Winkelzüge zu größerer Freiheit erſonnen; Ivo aber nahm keinen Antheil daran, eben ſo wenig als an den geheimen Poſſen, die man mitunter den Lehrern und Aufſehern ſpielte, er war ſtill und allein.

Der Brief an ſeine Eltern mag uns ſeine Lage zeigen, er lautet:

„Liebe Eltern und Geſchwiſter! —

„Ich wollte nicht eher ſchreiben, als bis ich mich hier einge=
„wöhnt hatte, ach! ich habe in dieſen drei Wochen ſo viel erlebt,
„daß ich wähnte, ich würde ſterben; wahrlich! wenn ich mich
„nicht geſchämt hätte, wäre ich wahrhaftig wieder heim gelaufen.
„Ich dachte oft daran: es ging mir, wie unſerer Algäuerin, die
„fraß auch nichts, bis ſie ſich an das andere Vieh gewöhnt hatte.
„Wir haben hier gutes Eſſen, jeden Tag, außer Freitag, Fleiſch, und am
„Sonntag auch Wein. Die Frau Speiſemeiſterin that mir viel Gutes;
„zu der Traubenwirthin darf ich nicht hingehen, da der Beſuch
„von Wirthshäuſern uns unerlaubt iſt. Ach! wir ſind überhaupt
„ſehr ſtreng gehalten — — wir dürfen nicht einmal allein

„ſpazieren gehen, Mittags eine halbe Stunde; o! wenn ich nur „auch als Flügel hätte, daß ich zu euch hinfliehen könnte. Am „liebſten iſt mir's, wenn wir auf den Weg ſpazieren gehen, wo „wir hereingefahren ſind, da denke ich an die grüne Zukunft — — „wo ich auch dieſen Weg in die Vakanz gehe. Es iſt hier auch* „ſehr kalt, ſchicke mir doch ein wollenes Unterwamms, liebe „Mutter, vorn auf der Bruſt grün ausgeſchlagen. Es friert „mich hier viel mehr, als da ich nach Horb ging, da konnte ich „machen, was ich wollte; hier bin ich gar nicht mein eigen, ach! „mir iſt der Kopf oft ſo ſchwer von Weinen, daß ich wähne, „ich würde krank werden. Liebe Mutter, betrübe dich aber „nicht zu ſehr, es wird ſchon beſſer gehen, und ich befinde „mich auch ſonſt recht wohl; ich muß aber doch mein Herz vor „dir ausſchütten. Ich will gewiß recht fleißig ſein, da wird mit „Gottes Hülfe Alles gut gehen; ich vertraue auf ihn, auf unſern „Heiland, auf die heilige Mutter Gottes und auf alle Heiligen, „es hielten es ja auch ſchon Andere vor mir aus. Seid alſo „recht vergnügt, habt einander recht lieb! denn wenn man fort „iſt, da fühlt man's, wie lieb man ſich haben ſoll, während man „bei einander iſt; ich wäre jetzt gewiß nie ſtreitig oder unzu„frieden, und das liebe Gretle würde mich nicht mehr zanken. „Lebet wohl, grüßet mir alle gute Freunde, ich bin euer lieber „Sohn.

Ivo Bock."

Postscriptum. „Liebe Mutter, es kam auch ein neuer Re„petent an, nämlich des Schneider Michels Gregor, er hat aber „nicht ſeine Schweſter, ſondern eine fremde Perſon bei ſich;

* Hier war **frigor ad** durchgeſtrichen.

„macht, daß der Schneider Michel an ihn ſchreibe, er ſolle ſich „um mich annehmen.“

„Lieber Nazi, ich grüße dich von Herzen, ich denke auch recht „oft an dich. Man ſieht hier faſt lauter blaues Algäuer Vieh, „und wenn ich einen Bauer auf dem Felde arbeiten ſehe, möchte „ich immer gerade hinſpringen und ihm helfen. Der Speiſe= „meiſter hat auch Tauben, aber er thut ſie alle ab auf den „Winter! — Der Bartel wohnt nicht mit mir auf einer Stube, „er iſt ſehr zufrieden, er hat es nie beſſer gehabt; er hat keine „ſo liebe gute Mutter und auch keinen ſo Vater, wie ich. „Wenn ich nur einen rechtſchaffenen Kameraden hier hätte! —

„Man darf hier auch Beſuche Abends in Familien machen, „es gehen Viele dahin, aber ich kenne Niemand hier, ach Gott! „wenn ich in Nordſtetten wäre — — —

„Verzeihet mein ſchlechtes Schreiben, ach Gott! wenn ich „bei euch wäre, es liegt mir noch vieles auf dem Herzen, ich „will aber jetzt ſchließen, es läutet zum Schlafengehen, denket „auch recht oft an mich!“

Dieſer Brief machte einen gewaltigen Eindruck im elterlichen Hauſe, die Mutter ſteckte ihn in ihre Taſche und las ihn ſo oft, bis er in Stücke zerfiel; immer aber wenn ſie an Worte kam, wie: „ich dachte, ich that, ich konnte“, ſchaute ſie ein wenig vom Blatte auf, ihr Kind war ihr hierin ſo fremd, dann aber beſann ſie ſich wieder, daß der Brief eben von einem „G'ſtudirten“ ſei, und daß der Pfarrer in der Predigt ja auch ſo ſpreche; ein beſonderes Kreuz waren dann noch die vielen Gedankenſtriche, die konnten ſo gar Vieles enthalten.

Der Nazi erbot ſich alsbald, eine ganze Nacht hindurch nach

Ehingen zu laufen, um dem Ivo die gewünſchten Sachen und Nachricht zu bringen.

Das Walpurgle, die ſchöne Näherin, wurde nun in's Haus genommen, die Mutter gab ihr das Beſte zu eſſen und zu trinken; es war ihr, als ob das dem Wämmschen zu gute käme, und dann ſagte ſie oft: „ſpar nur nichts, es iſt für meinen Ivo."

Weihnachten war nicht fern, und ſo wurde für Ivo Hutzelbrod gebacken, das mit Kirſchwaſſer geknetet und mit Hutzeln * und Nüſſen angefüllt war; dieſes, nebſt vielem Obſt, einigem Geld und andern Sachen wurde in einen Sack gepackt, und ſpät am Abend ging Nazi damit durch das Dorf hinaus.

Ivo wollte ſeinen Augen kaum trauen, als er auf dem Mittagsſpaziergange den Nazi mit einem Zwerchſacke daher kommen ſah; als aber Nazi winkte, ſprang er ihm entgegen und fiel ihm um den Hals, viele Knaben kamen herbei und ſtanden verwundert umher.

„Bock," fragte einer „iſt das dein Bruder?"

Ivo nickte bejahend, er wollte nicht ſagen, daß der Nazi nur Knecht ſei.

„Da muß dein Vater ein ſteinalter Bock ſein," ſagte ein anderer Knabe, Alle lachten; der Clemens Bauer aber, ein Knabe aus dem Hohenlohiſchen, ſagte: „pfui, ſchämt euch, ihr Neidhämmel, ihr ſolltet euch mit freuen, daß der ſo eine Freud' hat;" er lief nun ſchnell zu dem Repetenten, der als Aufſeher mitging, und Ivo erhielt durch ihn die Erlaubniß, allein mit Nazi heimzukehren.

---

* Gedörrte Birnen und Aepfelſchnitten.

Ein ſeliges Entzücken leuchtete aus dem Antlitze unſeres Ivo, das war ein rechtſchaffener Bub; der Gedanke dämmerte durch ſeine Seele, daß er durch ſeinen Nazi auch zu einem Freunde kommen werde.

An der Hand des alten Freundes ging er nun zurück, ſeines Redens und ſeiner Freude war kein Ende; als nun gar noch die Sachen ausgepackt wurden, jauchzte er hochauf; er legte ſogleich einiges zurück für den guten Clemens, aber auch einem jeden ſeiner Stubenkameraden theilte er bei ihrer Rückkehr etwas mit.

Nazi hatte auch einen Brief an des Schneider Chriſtles Gregor mitgebracht, Ivo trug ihn ſogleich hin und Gregor bat ihn, öfter zu kommen, und ihm alle ſeine Anliegen mitzutheilen.

Abends durfte Ivo zu Nazi in's Wirthsaus, ſie konnten gar nicht fertig werden mit Reden und Fragen; als es zum Gebet läutete, ging Nazi noch mit bis an das Kloſter.

Wie von einer freundlichen Hand getragen, faſt ſchwebend ging Ivo die Kloſtertreppe hinauf, er fühlte ſich jetzt weit mehr hier zu Hauſe, da ſein ganzes Nordſtetten zu ihm hergekommen war, indem es ihm ſeinen liebſten Geſandten geſchickt hatte; auch hatte er jetzt einen Gönner und einen Freund, Alles das durch den guten lieben Nazi.

Von nun an war das Leben unſers Ivo ein durch Fleiß, Heiterkeit und Freundſchaft gehobenes; ſeine Mutter ließ, wie man ſagt, keinen Vogel vorbeifliegen, ohne ihm etwas an ihren Sohn mitzugeben, und wie es dieſem in ſeinem Schranke faſt nie an etwas beſonderem fehlte, ſo hatte er auch ſtets in ſeinem Herzensſchreine irgend eine heimliche Freude. Alles um ihn her

gewann ein ſchöneres Leben, wozu beſonders auch die Ermunterung des Clemens viel beitrug, dennoch ſchloſſen ſich die beiden nicht ſo raſch einander an, wie man hätte vermuthen ſollen; es bedurfte hiezu eines außerordentlichen Ereigniſſes. Die anderen Knaben aber, da ſie ſahen, daß Ivo bei dem Repetenten Haible, ſo hieß Gregor, viel galt, ließen ihn fortan ungekränkt, und bewarben ſich ſogar um ſeine Gunſt.

Eine beſondere Freude gewann auch Ivo durch die Erlernung der Muſik.

Man richtete ein möglichſt vollſtändiges Orcheſter für die Kirchenfeierlichkeiten ein, Ivo wählte das Waldhorn, und gelangte bald zu einer ziemlichen Fertigkeit.

Der Direktor wollte einſt den Knaben, die ein bloſes Kaſernenleben führten, wieder etwas Familien-Häuslichkeit zu koſten geben; er lud daher in der Religionsſtunde die zwölf erſten, wozu auch Ivo gehörte, auf einen Abend zu ſich ein. Dieſe Eröffnung wurde als Befehl angeſehen, und nach der Reihenfolge ihrer Plätze in der Klaſſe traten die Knaben, ein jeder ſich vielmal verbeugend, Abends ein.

Der Direktor lebte mit ſeiner alten Schweſter zuſammen; es wurde nun Thee bereitet, und die Scholaren griffen ſchüchtern zu.

Dem guten alten Manne ſelber war das Familienlebe ſchon längſt abhanden gekommen, ſtatt daher die Knaben nach ihrer Heimath und dergleichen zu fragen, ſprach er mit ihnen von den Büchern und dem Studium; nur einmal, als er einen luſtigen Spaß aus ſeiner Jugend erzählte, wie nämlich zwei Blätter in ſeiner Bibel zuſammengeklebt waren, und er ſich nicht zu helfen wußte, lief ein halblautes Kichern durch die Reihe der Knaben;

der Direktor aber knüpfte ſogleich die Lehre daran, daß, wenn man etwas in der Bibel nicht recht verſtehe, einem noch irgendwo ein Blatt zugeklebt ſei.

Als es neun Uhr läutete, ſagte er: „So, jetzt zum Nachtgebet;“ alles ſtand auf und betete, dann ſagte er: „Gute Nacht“ und die Knaben trollten ſich fort; ſie hatten wenig Familienleben bei dem Direktor gehabt.

So verging für Jvo der Winter. Oft war er auch ſehr betrübt, wenn er die Knaben aus der Stadt Schlitten fahren oder Schneeballen werfen ſah; als aber draußen der Schnee ſchmolz und die erſten Triebe ſich in der Natur regten, da zitterte ſein Herz mit den Pulſen, die draußen die Erde belebten; es drängte auch ihn hinaus in die freie ſonnige Heimath.

8.

Die Vacanz.

Schon mehrere Wochen vor der Oſtervakanz hatte kein Knabe mehr ſeine Gedanken recht bei dem Lernen; alles hüpfte und ſprang, wenn es an's Nachhauſegehen dachte.

Jvo und Clemens gingen auf Spaziergängen oft Hand in Hand, und erzählten einander viel von der Heimath.

Clemens war der Sohn eines Schreibers, er hatte keine heimiſche Kindheit gehabt, da ſein Vater ſchon zum drittenmale in eine fremde Stadt verſetzt worden war.

Am Abend vor der Vakanz war großes Packen auf allen Stuben, wie vor einem Manöver; am Morgen aber mußten

noch alle Knaben in die Kirche, und ſo laut ſie auch ſangen, ſo war ihr Denken und ihre Sehnſucht doch mehr nach ihrer irdiſchen Heimath gerichtet, als nach ihrer himmliſchen.

Ivo nahm herzlichen Abſchied von Clemens, und nach der Fuhrmannsregel hielt er zuerſt kurzen Schritt, obgleich es ihn zur höchſten Eile drängte. Bartel begleitete ihn, er ging zu einer Baſe; er war ein läſtiger Gefährte, denn wo unſer Herrgott einen Arm herausſtreckte, wollte er einkehren, Ivo willfahrte ihm erſt in Untermarchthal, wo ſich ihr Weg ſchied. Glücklicherweiſe traf hier Ivo jüdiſche Pferdehändler aus Nordſtetten, ſie hatten eine große Freude mit ihm, die er von ganzem Herzen erwiederte, ſie waren eben zur Abreiſe bereit und Ivo konnte mehrere Stunden mit ihnen fahren; er fragte nun nach Allem, was im Dorfe vorgegangen war, und er hörte von Geburt, Heirath und Tod; Ivo dachte, daß dieſe drei die Parzen des Lebens ſeien, und ohne an dem überzähligen Fuß zu ſtraucheln, zitirte er ſtill vor ſich hin.

Clotho colum retinet et Lachesis net, et Atropos occat. *

Als es b'ergan ging, zogen die reiſenden Handelsleute ihre Gebetriemen aus einem Beutelchen und legten ſie um Stirne und Arm, aus kleinen Büchern verrichteten ſie ſodann ihr langes Morgengebet; Ivo verglich die Athemwolken, die ihrem ſchnell bewegten Munde entſtrömten, mit dem Rauchopfer in der Bibel, denn er achtete jedes Glaubensbekenntniß, und beſonders das jüdiſche als das uralt ehrwürdige; er blickte auch in das offene Gebetbuch ſeines Nebenmannes und freute ſich, daß er auch

---

* Clotho hält nur den Rocken, und Lacheſis ſpinnet und
Atropos ſchneid't ab.

ebräiſch leſen konnte, der Betende nickte ihm ſtill aber freundlich zu.

Ivo bewunderte die Fertigkeit, mit der dieſe Leute das Ebräiſche ſo ſchnell weg laſen, ſchneller als der Direktor ſelber.

Als Ivo herzlich dankend vom Wägelchen abſtieg, um ſeinen Weg zu Fuße weiter zu gehen, mußte er ſeinen Landsleuten verſprechen, heute nicht mehr ganz nach Hauſe zu gehen, damit er nicht krank werde; ſtill ſeine Schritte fördernd, lobte Ivo innerlich ſein liebes Nordſtetten, in dem alle Menſchen ſo gut waren, Chriſt und Jud, Alles Gleich.

So ſehr auch die Gedanken Ivo's immer zu Hauſe waren, ſo merkte er doch auf Alles, und machte ſogar manche allgemeine Betrachtung; mehrmals, als er von ferne die Thurmſpitze eines Dorfes erblickte, dachte er: „Es iſt doch ſchön, daß man von jedem Dorfe die Kirche zuerſt ſieht; da weiß man gleich, da ſind Chriſtenmenſchen bei einander, und ihr ſchönſtes und beſtes Haus gehört Gott.“

Ein andermal bemerkte er: „Wie prächtig iſt's, daß die Obſtbäume ſo rings um jedes Dorf ſtehen, ſie ſind die beſten Freunde von den Menſchen: zuerſt kommt der Menſch, dann das Vieh, dann die Obſtbäume, die brauchen den Menſchen auch noch, er muß ſie äugeln, pfropfen und raupen. Es iſt doch wunderbar, da rings herum iſt Alles Gras und klein Gewächs, und da auf einmal geht ein großer Stamm weit in die Luft hinein, und da hangt Alles voll Blueſt.“ *

---

* Blüthe.

O wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth darauf ein Menſch zu ſein,
Drum will ich bis ich Aſche werde,
Mich ſeiner ſchönen Schöpfung freu'n."

Ivo ſtand ſtille, die heilige Offenbarung von der Größe und Allmacht Gottes hatte ſich vor ihm aufgethan.

Wenn nun auch die Seele unſers Ivo ſo in ſich begnügt war, ſo ſchloß er ſich doch manchem Reiſenden an, der mit ihm des Weges ging; die Leute gewannen Alle ſchnell Zutrauen zu ihm, ſein freundliches Gemüth lag auf ſeinem Antlitze, und er war ganz glückſelig, daß überall lauter gute freundliche Menſchen waren.

Es war Nacht als unſer Reiſender in Hechingen anlangte, und ſo nur noch fünf Stunden von Hauſe entfernt war; er fühlte ſich zwar nicht ſehr müde, ja er hätte noch die ganze Nacht durch laufen können, aber er dachte an ſein Verſprechen, dann wollte er auch bei hellem Tage nach Hauſe kommen. „Dunkel war's, als ich wegging," ſagte er als er in der Herberge hinter dem Tiſche ſaß, „hell iſt's, wenn ich wieder komme;" er war ſogar ſo eitel, daß er wünſchte, ſein elterliches Haus läge am andern Ende des Dorfes, damit er mit ſeinem grünen Studentenränzchen durch das ganze Dorf hätte gehen und Aufſehen erregen können.

Die Sonne leuchtete längſt in vollem Glanze als Ivo erwachte, das war ein fröhlicheres Erwachen als bei der Kloſterlaterne; es war ein ſchöner Tag, ein echter Jubeltag für die Vögel in der Luft und die Blüthen auf den Bäumen.

Ivo wünſchte ſich nur auch Flügel zu haben, und er ließ wenigſtens ſeine Kappe in die Luft fliegen; raſch ſchritt er des Weges dahin, plötzlich aber hielt er inne, ſetzte ſich an einen Rain, und die Worte aus 2. Buch Moſes C. V. ſprechend: ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, auf dem du ſteheſt, iſt heiliger Boden," entkleidete er ſeine Füße; hurtig, wie ein unbeſchlagenes Füllen, ſprang er dahin, es ging ja jetzt erſt recht der Heimath zu; bald aber merkte er, daß er im Kloſter das Barfußgehen verlernt hatte, die Lippen vor Schmerz zuſammenpreſſend und ſeine Füße wieder bekleidend, dachte er an den ſchönen Vers in Pſ., der Herr wird ſeine Engel vor dir herſenden, damit dein Fuß an keinen Stein ſtoße.

In Haigerloch kaufte Ivo zwei röſche * Faſtenbretzeln, die eine für ſeine Mutter, und die andere für — Emmerenz; „ſie hat dir ja auch das Geitle geſchenkt," entſchuldigte er ſich bei ſeinem geiſtlichem Gewiſſen; er machte gerne den Umweg und ging der Landſtraße nach, denn er fürchtete in ſeiner Herzensfreude zu verirren, er wollte ganz ſicher ſein; auch hatte er ſo eine größere Strecke durch das Dorf zu gehen, als wenn er von Mühringen kam.

Je näher es nun der Heimath zuging, um ſo lichter wurde es für Ivo, um ſo mehr hob er in ſtillem Jubel die Arme empor; manchmal aber fürchtete er auch, es wäre gar nicht möglich, daß er heim käme, die Freude wäre zu groß, er müſſe vor irgend einem Unglücke oder dem Uebermaße des Entzückens auf dem Wege erliegen; dann ſetzte er ſich oft nieder, um neue Kraft zu ſammeln.

* röſch, ſo viel als hartgebacken.

Die Leute hatten Unrecht, daß ſie von Haigerloch aus nur zwei Stunden rechneten, „den Weg hat der Fuchs gemeſſen, und hat den Schwanz dazu gegeben, das ſind ja mehr als acht Stunden,“ dachte Ivo.

Als er nun endlich aus dem Empfinger Wäldle heraustrat und ganz Nordſtetten vor ihm lag, da ſtand er eine Weile ſtill, die Hand an das Kinn gelegt.

O Heimath! du heiliger trauter Ort, da klopfen die Pulſe, da zittert das Herz: da iſt der Boden, da ſind die Wurzeln des Daſeins, zauberiſcher Athem haucht ringsum, durch die Gaſſen hin zieht die entſchwundene Kindheit, und Augen, längſt geſchloſſen, ſchauen freundlich zu dir nieder; ſei geſegnet! ſei geſegnet du ſtille Heimath!

Nicht weit vom Buchhofe ſah Ivo ſeinen Stromel an einem Pfluge ackern, er ſprang ſchnell herzu, fragte den Knecht, ob der Stromel gut ſei, und freute ſich ſeines Lobes; das Thier aber ſchien ihn nicht mehr zu kennen, es beugte ſeinen Kopf unter dem Joche erdwärts. Gern hätte ihm Ivo etwas gegeben, und er war nahe daran, ihm eine Bretzel vor die Schnauze zu halten, aber er ſchämte ſich und ging furbaß.

An der Ziegelhütte begegnete ihm des Hansjörgs Peter, der Einäugige, er reichte ihm traurig die Hand und ſagte: „Der Conſtantin iſt ſchon geſtern kommen.“

Von allen Leuten bewillkommt ging Ivo weiter, Alles heimelte ihn an, was da lebte und was in ſtiller Ruhe ſtand, jeder Zaun, jede Holzbeige ſchaute ihn traulich an und erzählte ihm vergangene Geſchichten; als er ſein elterliches Haus anſichtig wurde, zitterte es vor ihm, denn die Freudenthränen ſtanden ihm im Auge.

Die Emmerenz ſaß mit des Schullehrers Kind unter dem Nußbaume; als ſie ihn erblickte, ging ſie ihm nicht entgegen, ſondern ſprang in das Haus und rief laut: „der Ivo kommt, der Ivo kommt!“

Die Mutter ſtand am Waſchzuber, ſie eilte ſchnell die Treppe hinab, trocknete ihre Hände an der Schürze und umarmte ihren lieben Sohn; auch der Vater, das Gretle, die Brüder, Alles kam fröhlich herbei, und die Mutter hielt ihren Arm um den Nacken ihres Sohnes und trug ihn faſt ins Haus.

Nun kam auch die Emmerenz herbei und ſagte: „Ich hab's gewußt, daß du heut' kommſt, der Conſtantin iſt ja ſchon geſtern kommen; geltet Bas, ich hab ihn doch zuerſt geſehen,“ ſetzte ſie vergnügt, zu der Mutter gewandt, hinzu.

Nun kam auch endlich der Nazi, und nach herzlichem „Grüß Gott,“ zog er Ivo die Schuhe aus und brachte ihm ein Paar Pantoffeln.

Unſerm Fremden kam die elterliche Stube ſo nieder vor, er war an die hohen Kloſterzimmer gewöhnt; ſich gewaltig reckend, wollte er mit ſeinen Armen nach der Decke hinaufgreifen, das war doch noch zu viel, obgleich er erſtaunlich gewachſen war.

Die Mutter bereitete nun ſchnell für Ivo eine Suppe und einen Pfarrersbraten, ſo nennt man nämlich einen Pfannkuchen, weil dieß die gewöhnliche Koſt iſt, die man den Gäſten in den Pfarrhäuſern ſchnell vorſetzt.

Ivo gab ſeiner Mutter die Bretzel und ging dann zum Nazi in den Stall, die Thiere erkannten ihn wieder: beſonders die Algäuerin drehte ihm die Stirne zu, und ließ ſich gar gerne von ihm zwiſchen den Hörnern krauen.

„Hoſt mir denn gar nichts gekrohmt *?“ fragte Nazi lächelnd, Ivo langte in die Taſche und gab ihm ſtill die noch übrige Bretzel; er ward hiedurch auch von den Zweifeln befreit, ob er nicht Unrecht thäte, wenn er der Emmerenz etwas mitbringe; als er aber wieder in die Küche zurückkam, hörte er wie die Emmerenz ſagte:

„Nu Bas, was krieg i denn für e Bäckebrod **?“

„Nimm die Bretzel, die er mit gebracht hat, du wirſt nichts dagegen haben Ivo, ich nehm's für genoſſen an, aber ich kanns nimmeh gut beißen.“

Gerne willigte Ivo ein, die Emmerenz hatte nun doch 'was von ihm; es verdroß ihn aber ſehr, daß ſie alsbald dem ſchreienden Kinde die Hälfte davon abgeben mußte. Ueberhaupt nahm er viel Aergerniß an dem Kinde, das ſchon ſo groß war, und das Emmerenz noch immer herumſchleppen mußte, ſo daß es oft ausſah, als müßte ſie das Uebergewicht erhalten und umſtürzen; er ſagte daher mit gewichtigem Ernſt:

„Du thuſt eine Sünd Emmerenz, an dir und an dem Kleinen, wenn du's auf den Arm nimmſt; das Kind hat ſtarke Füß', es kann laufen und muß es lernen, und du ſchleppſt dich krumm.“

Emmerenz ſetzte ſogleich das Kind nieder, und nahm es, trotz des Schreiens, nicht mehr auf den Arm; der Ivo war ja jetzt ein junger Pfarrer, und er hatte ja geſagt, es ſei eine Sünd.

Dieſe Zurechtweiſung im Dienſtverhältniß war faſt die einzige

* Ein Mitbring von der Reiſe heißt „Krohm,“ Kram.

** Botenlohn für Verkündigung einer guten Botſchaft.

Theilnahme, die Ivo während der ganzen Vakanz an Emmerenz bezeigte; er glaubte, ſie vor ſeinem Gewiſſen wohl verantworten zu können, mehr aber nicht. Das Mädchen ſah ihn oft fragend an, wenn er ſich ſo gar nichts um es kümmerte; nur einmal in einer guten Stunde fragte er noch:

„Wo haſt denn dein' Katz?"

„Narr, denk nur, der Pfannenflicker, der Hundskaspar, der hat ſie geſtohlen, hat ihr die ſchöne ſchwarze Haut abgezogen, und das gut Minzchen gefreſſen."

Nachmittags genoß Ivo die volle Ehre des Willkomms bei einem großen Theile des Dorfes, er hielt ſich bei allen Leuten gerne auf; es that ihm wohl, daß er nun ein ſo weit gereister Menſch war, daß Alle auf ihn zukamen, ihm die Hand gaben und ſein gutes Ausſehen bewunderten; aber nicht blos Eitelkeit verklärte ſein Antlitz, noch ein höheres Gefühl ſtrahlte darauf: er empfand den höchſten Genuß darin, daß die Leute alle ſo eine recht innige Freude mit ihm hatten, das innerſte Streben ſeines Herzens fand eine wohlige Befriedigung.

Wie „heimelich" war es dann Ivo Abends wieder, als er zu Hauſe lag, als ſeine Mutter zu ihm kam und ihn ſorgfältig zudeckte.

Weiße Weihnachten, grüne Oſtern, das war dieſes Jahr eingetroffen. Andern Tages war Oſterſonntag, Alles ſchien doppelt hell und grün, Ivo ſtand wieder wie vordem unter dem Nußbaume, an dem die bräunlich zarten Blätter noch ſcheu in ſich zuſammengehüllt waren; er betrachtete wieder mit alter Luſt ſeine Tauben, aber er ſang nicht mehr, das ſchickte ſich nicht für ihn.

Nach der Mittagskirche machte ſich Ivo auf den Weg, um

nach Horb zu gehen. Draußen im Scheubüß, an des Paule's Garten, ſaßen mehre Frauen auf dem Brückenmäuerchen bei der Trauerweide, deren Aeſte in allerlei Bogen verwachſen ſind; ſie ſtanden Alle ehrerbietig auf, als Ivo freundlich grüßte, eine aber trat auf ihn zu, und nachdem ſie ihre Hand mehrmals an der Schürze abgerieben hatte, reichte ſie ihm dieſelbe; wir kennen ſie noch wohl, obgleich ſie ſehr gealtert iſt, es iſt die Mutter Marei.

„Grüß Gott Ivo," ſagte ſie, „du biſt recht gewachſen, ich ihrze dich nicht, bis du einmal im Seminar zu Rottenburg biſt."

„Ihr dürfet allfort du ſagen, Bas."

„Nein, nein, das geht nicht."

Die anderen Frauen kamen auch herbei und betrachteten den jungen Hairle, aber keine redete ein Wort, ſo ſcheu waren ſie vor ihm.

„Wie geht's dem Mathes und dem Aloys in Amerika?" fragte Ivo.

„Guck, das iſt brav, daß du an ſie denkſt; mein Aloys hat mir erſt wieder geſchrieben: du weißt, er iſt ſchon lang geheirath't mit der Mechtild', du kennſt ſie wohl, da des Matheſen vom Berg; ſie haben auch ſchon zwei Kinder, ich möcht' ſie nur ein gotzig's * mal ſehen. Man iſt doch wie halb geſtorben, wenn man ſo verdammt weit von einander iſt; ich muß meinem Mathes und meinem Aloys ſeine Kinder ſehen, und die Söhnerin **, die Amerikanerin, die kenn' ich ja noch gar nicht. Meine Buben ſchreiben mir allfort, ich ſoll kommen und kommen; ja, wenn's

* einziges, von Gott, dem einzigen.
** Schwiegertochter.

nur nicht ſo grauſam weit wär' nach dem Amerika; ſie wollen mich in Havre de grace abholen, und wenn's Gottes Wille iſt, geh ich nach Pfingſten mit Auswanderern von Neringen fort. Wenn mich unſer Herrgott zu ſich nehmen will, weiß er mich ſchon zu finden, wo ich bin, gelt, ich hab recht?"

Ivo nickte bejahend, und Marei, ein ſorgfältig eingewickeltes Papier aus der Taſche holend, ſagte: „Guck, das iſt der neu' Brief, du thätſt einen Gottslohn, komm mit 'rein, lies mir ihn noch einmal vor; ich kann nicht Geſchriebenes leſen, unſer Schullehrer, dem iſt's überleid, und der Judenſchullehrer hat mir ihn auch ſchon dreimal vorgeleſen; es iſt aber ein Wort darin, das können ſie all' beide nicht 'rausbuchſtabiren, du biſt g'ſtudirt, du kannſt's g'wiß."

Ivo ging mit Marei in ihr Haus, die anderen Frauen folgten erſt ſchüchtern, dann aber herzhaft nach, und ſetzten ſich ſtill horchend.

Ivo las, und es wird wohl manchem alten Freunde des Tolpatſch lieb ſein, mit zuzuhören:

Nordſtetten in Amerika am Ohiofluſſe
den 18. October 18—

„Liebe Mutter. Da ihr nicht wiſſet wie mir's geht, ſo will ich's euch ſchreiben. Ich hab's euch von Anfang als gar nicht geſchrieben, wie hart mir's gegangen iſt; das iſt jetzund mit Gottes Hulf vorbei. Ich hab' als gedenkt: was braucht ſich dein Mütterle auch noch zu grämen, ſie kann dir doch nicht helfen, und da hab ich Alles in mich 'nein verſchluckt, und hab' gepfiffen und dabei recht geſchafft." —

Hier hielt Ivo einen Augenblick inne, er ſchien ſich das zur

Lehre zu nehmen, dann fuhr er fort: „Nun, jetzt iſt Alles im Stand, es iſt kein' Kleinigkeit, wenn man ſich ſo ein Haus bauen und alle Aecker zum erſtenmal umzackern muß, und neane* kein Hulf und kein Rath von keinem Menſchen; jetzt ſieht's aber bei mir aus, ſchöner als beim Buchmaier. Es hat Armſchmalz gekoſtet, wir ſind aber doch geſund, und das iſt das beßt'. Viele von unſeren Landsleuten ſind hier und haben's ärger als drüben, und müſſen an der Straß ſchanzen; es gibt hier gar viel Verführer, wenn man ans Land kommt, die einem, was nicht was, vorſchwätzen, bis man keinen rothen Heller mehr im Sack hat, und darnach: haſt mich geſehen, fort ſind ſie. Es gibt recht ſcheinheilige Menſchen, hüben und drüben; die Ueberfahrt, die putzt nur den Magen aus aber die Seel' nicht. Wir haben aber von dem Dampfſchiffmann in Mainz ein' gute Anweiſung gehabt an eine Geſellſchaft von braven Männern, von lauter Deutſchen, die einem umſonſt Weg und Steg zeigen, und Alles auf's beßt rathen; von uns iſt keiner verunglückt. Saget das doch allen denen, wo noch 'rüber wollen, ſie ſollen keinem trauen als dem Mann und der Anweiſung. Von Anfang, wie ich als ein bisle von meinem Führer weggangen bin, allein in Neuyork 'rum, bis der Mathes kommen iſt, da iſt mir's oft g'rad geweſen, wie wenn ich unter lauter Vieh wär'; verzeih mir's Gott, das waren ja auch Menſchen, ſie haben aber ſo mit einander gewelſcht, wie der Franzoſenſimpel, der Sepple von der Froſchgaſſ', der ſchwätzt auch Holderdipolderle, es iſt aber engliſch geweſen, was ſie mit einander ſchwätzen; ich kann jetzt auch ein bisle, es iſt oft grad wie deutſch, man muß nur ein Maul dazu machen, wie wenn

* nirgend.

man an einem unzeitigen Apfel die Zähn' verſchlagen hätt'. Es ſind noch viel mit uns geweſen, aber der ein' iſt da der ander dort hin; das iſt nichts, wir Deutſchen ſollten auch ſo zuſammenhalten. Ich hab ſonſt immer als nur die Württemberger für meine Landsleut' gehalten, aber hier heißt man uns Alle Deutſchen, und wenn jetzt einer aus dem Sachſenland kommt, da iſt er mir g'rad', wie wenn er vom Unterland wär. Geltet, ich ſchreib da Sachen, die ihr nicht möget? aber mir gehen die Gedanken ſo oft im Kopf 'rum, daß ſie, eh ich mich verguck', 'rausplotzen.

Nun muß ich euch was anders ſagen. Habt ihr nicht ſchon aufgemerkt, daß ich da oben Nordſtetten hingeſchrieben hab? Ja, ſo iſt's und ſo bleibts; ich hab einen Stock, nicht weit von meinem Haus, hingeſteckt, mit einer Tafel, und darauf hab ich mit großen Buchſtaben hingeſchrieben: Nordſtetten. Es wird ſchon kommen, daß noch mehr Leut' ſich hier anbauen, und da bleibt der Nam'; da bauen wir dann ein' Kirch, grad wie die daheim, ich hab ſchon das Bergle dazu da, grad 'rüber von meiner Scheuer, wir heißen's ſchon jetzt das Kirchbergle. Da laſſen wir hernach einen Pfarrer von drüben kommen, und meine Aecker, die haben auch alle Namen von daheim. Ich und mein Mechtild wir ſchwätzen oft Abends davon, wie das einmal ausſehen wird; wenn wir's auch nicht mehr verleben, nachher verleben's unſere Kinder und Kindskinder, und ich bin nachher halt doch die Urſach davon. Wenn nur einer von denen Nordſtetter G'ſtudenten dann 'rüber käm' als Pfarrer, e hätt's hier gut, aber im Feld ſchaffen müßt' er auch. Wir wählen uns hier ſelber den Pfarrer, wir nehmen den, der uns am beßten gefällt, wir laſſen uns keinen vom Conſiſtore aufbinden; da ſpielen die Pfarrer

auch nicht die Herren gegen uns, hier iſt Alles gleich, ſie ſind halt grad wie wir auch, nur daß ſie eben geſtudirt haben und geweiht ſind; wir haben drei Stund' von hier einen, der iſt von Rangendingen gebürtig. An meinem Haus haben ſich auch gleich Schwalben angebaut, ich hab vergangenen Herbſt einer ein Zettele angehängt, und hab darauf geſchrieben: „Grüß Gott an alle drüben," und meinen Namen darunter; ich dummer Kerl hab gemeint, ſie käm nach Nordſtetten, und da iſt ſie wieder kommen, da iſt auf einem Zettel geſtanden Χαιρε, ich hab' noch Niemand fragen können, was das heißt, es iſt grad wie wenns Kaibe * hieß, das wär doch ſchändlich."" —

„Weißt du vielleicht, Ivo, wie's heißt?" fragte Marei.

„Ja wohl, Chaire, es iſt griechiſch und bedeutet: ſei gegrüßt."

Die Frauen ſchlugen die Hände zuſammen vor Erſtaunen über die große Gelehrſamkeit Ivo's.

„Wo hat denn die Schwalb' überwintert?" fragte Marei wieder.

„Wahrſcheinlich bei den Feuerländern," erwiederte Ivo, und las nach einer Pauſe weiter:

„„Ich hab daheim gar nicht gewußt, daß die Lerchen ſo ſchön ſingen, denket nur einmal: hier zu Land gibts gar keine, und auch keine Nachtigallen; aber andere viel ſchöne Vögel, auch hat's ſchöne Fichten und Eichbäum' und noch andere prächtige Bäum', die geben ein Staatsholz.

Liebe Mutter. Ich hab das da ſchon vor acht Tag geſchrieben, und wie ichs ſo überlug, ſag ich: ei du ſchreibſt Larifari, aber

* Kaib, ſo viel als Lump, Schuft.

mir iſt's alleweil, als wie wenn ich bei euch ſitzen thät vor des Schmied Jakoben Haus, am Brunnen, und da gehen die Leut vorbei und ſagen: „hent ihr gute Noth?“ und da iſt mir das Herz ſo voll, und ich weiß nicht was ich zuerſt ſagen ſoll. Wir ſind Gottlob alle recht geſund, das Eſſen und Trinken ſchmeckt uns wohl und ſchlägt gut an; wir haben alle unſere Kleider von drüben weiter machen müſſen, es iſt gut, daß die Mechtild das Nähen gelernt hat.

Wenn ich als einen guten Biſſen eſſ', denk' ich: wenn nur auch dein Mütterle da wär, da thät ich das Beßt' neben 'naus-legen und thät ſagen: da Müttele, da müſſet ihr 'reinlangen, da liegt ein herzig's Bröckele, und es thät euch gewiß weidlich bei mir ſchmecken.

Unſer Baſche, der gerathet prächtig, es hat ihm noch kein Bröſele gefehlt; ach Gott! wenn das klein Mareile noch leben thät, das wär bis nächſte Michaeli ein Jahr alt, das iſt ein gar lieb Engele geweſen; es war doch erſt drei Wochen alt, aber wenn man's gerufen hat, da hat's einen ſo geſcheit angeſehen, und hat einem nach den Augen gegriffen. Auf Allerſeelen laſſen wir ihm ein eiſern Kreuz ſetzen, ach du lieber Heiland! das Kind iſt jetzt im Himmel, und das iſt doch erſt das recht' Amerika.

Ich muß euch noch mehr von meinem Hausweſen ſchreiben, ich darf nicht ſo viel an das Kind denken, es geht mir ſo zu Herzen; ich ſag, wie der Pfarrer geſagt hat: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobt.

Wenn uns nur Gott jetzt Alles geſund bei einander erhält. Unſer Herrgott hat mich auch noch immer mit dem Vieh glücklich

erhalten, es iſt uns noch keines gefallen, Alles kerngeſund, und das iſt mir eine beſondere Freud', daß das Vieh hier alleweil genug zu freſſen hat. Ich werd's mein Lebtag nicht vergeſſen, was die Futterklemme ein Kreuz und ein Elend geweſen iſt, gerad ſelben Sommer eh ich zum Militär kommen bin, wo's faſt kein Hälmle Futter geben hat; wiſſet ihr noch, wie's einem da um's Herz geweſen iſt, wenn man Morgens aufgeſtanden iſt, und hat dem Vieh nur viertelsſatt zu freſſen geben können, und hat zuſehen können wie ihm das Fleiſch abgefallen iſt? Ich hätt' oft vor Waitag * verlaufen mögen, ſo ein Thierle iſt anbunden, und kann nicht ſchwätzen und deuten, und muß ſich Alles gefallen laſſen; hier geht das Vieh faſt das ganze Jahr auf die Weid und hat alleweil vollauf, und es iſt mir noch nicht vorgekommen, daß ich hab eins ſtechen müſſen, weil es zu viel gefreſſen hat. Drüben, weil ſie das ganze Jahr im Stall ſtehen, freſſen ſie bis ihnen der Bauch aufſpringt, wenn ſie einmal an einen Kleeacker kommen; und wie's beim Vieh geht, ſo geht's auch bei den Menſchen: die müſſen drüben auch im Stall ſtehen, vom Schultheiß und dene Amtleut anbunden, bis ſie ellenlange Klauen kriegen, daß ſie nimmeh laufen können, und wenn ſie einmal ausreißen oder man's 'nausläßt, werden ſie toll und voll. Das hat einer in einer Volksverſammlung ganz ſchön ſo ausgelegt. Mutter! das iſt was ſchön's, ſo ein' Volksverſammlung, das iſt grad wie wenn man in der Kirch wär; aber nein, es iſt doch nicht ſo, denn da red't ein Jeder, wer nur kann und mag, da gilt Alles gleich. Gucket, ich will's euch verzählen, wie das iſt, aber ich kanns doch nicht recht; ich muß euch nur noch ſagen,

* Wehe.

daß unſer Mathes ein Hauptſprecher iſt, dem gehts vom Maul weg, wie dem beßten Pfarrer; ſie haben ihn auch ſchon in die Abtheilung gewählt, er gilt viel, und der Nam' Mathias Schorer, das iſt ein Wort, vor dem Alle Reſpeckt haben. Ich hab aber auch ſchon einmal vor alle Leut' geſprochen, ich weiß gar nicht: von Anfang hat mir ein bisle das Herz pupppert, nachher iſt mir's aber grad geweſen, wie wenn ich zu euch reden thät, ſo frank von der Leber weg; ſie haben ſich da drum geſtritten, es iſt ein Deutſcher, ein Württemberger, oder wie man's hier heißt, ein Schwab ankommen, er iſt Offizier geweſen, und der König hat ihn begnadigt; er hat ein' Verſchwörung angeſtif't gehabt unterm Militär, und hat nachher alle ſeine Kameraden verrathen, hier hat er ſich für ein Freiheitsmann ausgeben, da iſt aber ein Brief von drüben 'rüber gekommen, daß er dem Teufel vom Karren gefallen und für den Galgen zu ſchlecht ſei; da haben ſie lang geſtritten, ob er bei uns hier Offizier werden kann, da hab ich endlich geſagt: Zu der Haue kann man einen Stil finden, er ſoll einen Brief beibringen von ſeinen Kameraden, daß er den Braven an ihnen gemacht hat; ich kann's nicht glauben, daß ein Württemberger ſo ſchlecht iſt, daß er zuerſt den König, und nachher noch einmal ſeine Kameraden verrath't; und das iſt auch b'ſchloſſen worden wie ichs geſagt hab. Wie ich aber den Mann mit ſeinem Geſicht wieder angeſehen hab, da hab ich denkt: das letzt' hättſt können bleiben laſſen, der ſieht ja aus wie wenn er die Geis geſtohlen hätt'.

Ich bin auch Offizier bei der Nazenalmiliz, ſo was man bei uns Leutnant heißt; weil ich beim Militär geweſen bin und die Sach gut verſteh, haben ſie mich dazu gewählt. Wir wählen uns hier ſelber die Offizier, hier iſt Alles frei. Der Schult-

heiß von Nordſtetten iſt doch nur Feldwebel geweſen; wenn ich heim kommen thät, nein, ich thät mich doch nicht als Offizier anziehen, ich bin ein freier Bürger, und das iſt mehr als Offizier und General, ich tauſch mit keinem König. Mutter! es iſt ein prächtig Land das Amerika, ſchaffen muß man, und das recht tüchtig, aber darnach weiß man auch warum; die Zehnten und Steuern nehmen nicht den Rahm oben 'runter. Ich leb' hier auf meinem Hof, da hat mir kein Kaiſer und kein König was zu befehlen, und vom Preſſer weiß man hier gar nichts; du lieber Gott! wenn ich dran denk, wie der mit einem langen Zettel in der Hand, mit ſammt dem Schütz durch's Dorf gangen iſt, und die Leut in den Häuſern haben geheult und geſchrieen und die Thieren zugeſchlagen, und da hat der Preſſer einen zinnernen Teller, einen Kupferhafen, eine Pfann und eine Schabeslamp von einem armen Juden zum Schultheiß tragen. Es iſt ein Kreuz, daß das Elend bei uns ſo iſt, ich mein', das könnt' und müßt anders ſein. Ich möcht' aber doch keinen dazu aufſtiften, 'rüber zu kommen; es iſt kein' Kleinigkeit, ſo weit weg von daheim zu ſein, wenn man's auch noch ſo gut hat. Allbot überkommt mich ein Jammer, daß ich mich vor mir ſelber ſchäm', da möcht' ich grad Alles aufpacken und fort nach Deutſchland; einmal muß ich's noch ſehen, ſo lang mir ein Aug offen ſteht, ich kanns nicht ſagen wie mir's iſt, aber ich verzwazel * oft ſchier, und möcht' oft grad heulen wie ein Schloßhund. Ich weiß wohl, das ſchickt ſich nicht für einen Mann, aber ich kann nicht anders, und vor euch brauch ich mich ja nichts ſchämen; ich glaub als, es iſt eigentlich nur der Jammer

---

* verzwazeln, ſo viel als verzweifeln, ſpöttiſch gebraucht.

nach euch, ſchon mehr als tauſendmal hab ich ſo vor mich hin geſagt: wenn nur auch mein Mütterle da wär, mein gut, gut Mütterle, wenn ſie nur einmal dort auf der Bank geſeſſen hätt, da thätet ihr euch freuen mit denen großen Milchhäfen, und o du lieber Heiland! mit meinem Baſche, und mit dem, wo jetzt auf dem Weg iſt. Wenn ich euch was leid's than hab, verzeihet mir's, es hat euch g'wiß kein Menſch auf der Welt lieber als ich.

Ich hab ein bisle ausſchnaufen müſſen, und ſchreib jetzt weiter; es iſt doch ein' ſchöne Sach, daß wir ordentlich ſchreiben und leſen gelernt haben, ich dank's euch tauſendmal, daß ihr uns recht dazu angehalten. Ihr müſſet aber nicht denken, daß ich traurig bin, freilich bin ich nimmeh alleweil ſo luſtig wie vor Zeiten, ich bin halt auch älter und hab viel erfahren; aber manchmal bin ich doch ſo froh, und hab Alles ſo gern auf der ganzen Welt, daß ich pfeifen, ſingen und tanzen kann. Manchmal thut mir's als noch ein bisle weh, wenn ich an etwas denk, aber ich mach' Brrr! und ſchüttel mich wie ein Gaul, und fort muß es; ich und mein' Mechtild wir leben wie zwei Kinder, und unſer Baſche, der hat Knochen ſo feſt und ſtark, wie ein jung's Kalb, und Fleiſch wie ein Nußkern.

Am Sonntag, wenn wir zur Kirch' fahren, da nehmen wir uns Salz mit und was man ſonſt noch braucht, und mein Mechtild hat geſagt, wir holen uns auch himmliſch Salz, aus der Meſſ' und der Predigt, und damit ſalzen wir unſer' Seel; die Mechtild macht oft gar ſchöne Rathſel und Gſpäß. Wir haben uns auch ein Ritterbuch gekauft, von dem Rinaldo Rinaldini, das iſt ein gar grauſelige Räuberg'ſchicht, und das haben wir ſchon mehr als zehnmal geleſen, und wie ich vorlängſt ver-

ſchlafen bin, iſt die Mechtild kommen, und hat das Lied geſungen, und hat mich g'weckt. Weil ich grad von Lieder red', hätt' ich eine Bitt', ihr müſſet mich aber nicht auslachen.

Gucket, wenn man ſo in der weiten Welt draußen iſt, und allein für ſich ſingen ſoll, da merkt man erſt, wie man von ſo viel Lieder blos den Anfang kennt und das andere hat man eben blos ſo denen anderen im Tralatel nachg'ſungen, und da möcht' man ſich ſchier den Kopf 'runter reißen, weil einem das Ding nicht einfallen will, aber man kriegts halt nicht 'raus; es geht einem mit vielen Dingen ſo, man meint, man kenn's, bis es einmal heißt: jetzt Alterle, jetzt mach's allein.

Nun hätt' ich die Bitt', aber dürfet mich nicht auslachen, laſſet euch alle Nordſtetter Lieder vom alten Schullehrer aufſchreiben, ich wills ihm gern gut bezahlen; geltet, ihr vergeſſet's aber nicht und ſchicket mir's oder bringet's mit, wenn ihr kommet.

Ich muß euch auch noch was erzählen. Denket nur einmal Mutter, ich ſitz am Dienſtag vor drei Wochen an meinem Wagen und mach' die Deichſel zurecht — man kann hier nicht all' Ritt zum Wagner ſpringen, da muß man Alles ſelber machen — wie ich nun ſo da ſitz', da hör ich auf einmal: „Biſt fleißig, Aloys?“ ich guck auf, wer ſteht da? des langen Herzle's Kobbel * der bei der Gard' geweſen iſt; wir ſind ſonſt nicht die beſten Freund' geweſen, aber ich hab nicht dran denkt und bin ihm um den Hals gefallen, und hab ihn ſchier verdruckt, ich glaub, wenn der Jörgli käm, ich thät ihm auch die Hand geben, er käm' ja von Nordſtetten.

---

* Jakob.

Ich hab Alles im Haus zuſammen gerufen und hab einem welſchen Hahn den Kragen abgeſchnitten; der Kobbel hat mit mir gegeſſen, wie ein anderer Menſch auch, die Geſetz' von denen Eſſensſpeiſen, die ſind für die alt Welt und nicht mehr für die neu.

Der Kobbel iſt acht Tag bei mir blieben und hat mir helfen ſchaffen im Feld, er kann's ſo gut wie ein Chriſt; das hat mir rechtſchaffen gefallen, daß er einſieht: für einen Soldaten, der Ehr im Leib hat, ſchickt ſich's nicht mehr mit dem Zwerchſack 'rumzulaufen; er will ſich hier herum Aecker kaufen, ich bin ihm dazu behülflich, ich muß auch meine lieben Juden von Nordſtetten hier haben, ſonſt iſt es gar kein rechts Nordſtetten; darnach wird er auch zur Nazenalmiliz gehen, er kann mit der Zeit auch Offizier werden, hier fragt man keinen nach ſeinem Glauben, wenn der Menſch nur brav und geſund iſt. Abends ſind wir als zuſammen geſeſſen, ich, mein' Mechtild, mein Schwäher und mein' Schwieger und ihre Buben und Mädle und der Kobbel, und da haben wir Lieder von daheim geſungen; es iſt mir g'rad g'weſen, wie damals, wo das Marannele mit ſeiner neuen Kunkel kommen iſt; ihr müſſet aber nicht meinen, daß ich oft an das Marannele denk, ich hab mein Mechtild rechtſchaffen gern und ſie mich auch, ich wünſch', daß alle Leut' einander ſo gern hätten und ſo gut hauſen thäten.

Nun von wegen eurem Kommen, ich mag nicht zu arg bitten, der Mathes wird euch Alles da drüber ſchreiben; aber wenn's möglich wär, nein, ich will ja nicht bitten. Der Kobbel ſagt mir, daß unſer Xaver zu des Zimmermann Valentins Gretle geht; das wird ſich auch nicht vor der Ueberfahrt fürchten und

wird mit ihm gehen; es iſt jetzt eins, Nordſtetten hüben oder Nordſtetten drüben.

Schreibet auch bald Antwort, ſchicket den Brief nur wieder an den Mathes, der kommt öfter nach der Stadt.

Nun wünſch' ich von Herzen wohl zu leben, denket auch als einmal an mich; mein Mechtild und mein Baſche und meine Schwiegereltern grüßen auch von Herzen. Mein Schwieger hat mein'n Baſche gelernt, wenn man ihn fragt: wo iſt denn deine andere Ahne? hernach ſagt er: drüben auf dem Schwarzwald. Ich verbleibe euer getreuer Sohn

Aloys Schorer."

Ich reich' euch meine kleine Hand
Hinüber in das ferne Land.

Das iſt die Hand von meinem Baſche, ich hab ſie abzeichnet, liebe Mutter, grad wie er ſie auf's Papier gelegt hat, weil noch Platz da geweſen iſt." "

Ivo ſollte nun auch noch den Brief vom Mathes leſen, aber er verſprach dies auf ein andermal, und von der dankenden Mutter, die ihre Thränen trocknete, bis an die Thüre geleitet, machte er ſich auf den Weg.

Draußen vor dem Dorfe ſah er ſeine Schweſter Gretle mit dem Xaver nach der Wieſe gehen, er wußte jetzt warum ſeine Schweſter immer ſo ſtreitſüchtig und mißmuthig war: der Vater wollte ihre Bekanntſchaft mit dem „Amerikaner," wie er Xaver betittelte, nicht dulden.

Mit einem Hops hoch in die Luft ſpringend, ſchüttelte Ivo die ganze Laſt der Standeswürde von ſich ab; er ſprang und ſang

wie ehedem, immer über die Steinhaufen am Rande der Straße hinweghüpfend.

Der Brief des Aloys hatte einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht, er ſah hier ein durch tüchtige Arbeit und Selbſtändigkeit beglücktes, ein rechtſchaffenes Leben in der eigentlichen Bedeutung des Worts; zum erſtenmal wurde es ihm recht klar: wie bei dem Studiren die Körperkraft ſo brach liegt und darum oft ſo eine prickelnde Unruhe in allen Glieder ſitzt, wie die Müdigkeit da kein ſo angenehmes Gefühl bietet, als nach körperlicher Anſtrengung; er dachte daran, daß er Pfarrer und zugleich Bauer in Amerika ſein wolle, und er dachte weiter, wie er ſeine Schweſter beſuche, von Hof zu Hof wandere, die Kinder lehre und in allen Häuſern ein gottſeliges Aufſchauen nach oben erwecke.

So kam er unter mancherlei Gedanken nach Horb, die Stadt erſchien ihm bei weitem nicht mehr ſo ſchön, als früher, die Häuſer nicht mehr ſo groß, er hatte jetzt ſchönere geſehen.

Der Kaplan war hocherfreut mit ſeinem Zögling, und die Frau Hanklerin, die krank im Bette lag, ſagte: das macht mich ganz geſund, daß du wieder da biſt; die Oberamtmanns-Söhne waren nicht mehr in der Stadt, denn wir erinnern uns, daß ihr Vater von der Aextegeſchichte her verſetzt worden iſt.

Es war ſchon Nacht geworden, als Ivo heimkehrte, im Dorfe traf er den Conſtantin, der, den einäugigen Peter an der Hand führend, mit den halbgewachſenen Burſchen ſingend durch die Straße zog; er lehrte ſie neue Lieder, und erzählte unter großem Gelächter allerlei Schliche und Schabernack, die er ſeinen Lehrern im Kloſter angethan hatte. Ivo ging eine Weile

ſtill mit, vor ſeinem Hauſe aber ſagte er: „gut Nacht" und ging hinein.

Während der ganzen Vakanz war Ivo viel allein, er ſpazierte entweder einſam durch das Feld, oder übte ſich zu Hauſe auf dem Waldhorn, das er ſich von des Bäcken Konrad entlehnt hatte; die Mutter Chriſtine aber drängte ihn immer, er ſolle auch aus dem Haus gehen und nicht ſo immer daheim hinhocken; bisweilen ging er nun auch mit dem neuen Schullehrer über Feld, an Conſtantin ſchloß er ſich nur an, wenn er ihm nicht ausweichen konnte.

Ein großer Schmerz durchwühlte das junge Herz unſers Ivo, er ſah die nur halb verdeckte Zwietracht zwiſchen ſeinen Eltern; früher hatte er nichts davon bemerkt, er war ſtets inmitten aller dieſer Verhältniſſe aufgewachſen, er kannte ihre Mängel nicht, im Kloſter hatte er ſich ſodann das Leben zu Hauſe als ein paradieſiſches in ewigem Frieden hinfließendes, vor die Seele gezaubert; alles Herbe und Schroffe, wenn je etwas davon in ſeiner Seele gehaftet hatte, war vergeſſen. So, mit neuem Bewußtſein, mit einem gewiſſen Bilde der Vollkommenheit in ſein elterliches Haus zurückgekehrt, erſchien ihm Vieles darin verzerrt und zerriſſen, vielleicht ärger, als es war; er kam aus einem Hauſe, wo ſich Alles nach ſteten äußerlich feſtgeſtellten Geſetzen bewegte, da ging alles ohne Ueberlegung und Widerrede nach der Regel, wie ein Uhrwerk, und wenn ihn auch der Kloſterzwang ſehr bedrückte, ſo verſtand er es doch nicht, wie in einem freien Familienverbande, wo jedes nach eigener Beſtimmung für das Ganze handelt, manches Disputiren und manche laute Zurechtſetzung ſtattfinden muß. War ihm daher das ganze laute Treiben des Hauſes, ja ſogar das ſtark betonte

Sprechen fremd, und ſah er die Leute verwundert an, ſo ſchüttelte er über die Art und Weiſe ſeines Vaters oft den Kopf. Wenn die Mutter zu den Planen Valentins von neuen Häuſerbauten „auf den Verkauf" ſchwieg, ſchrie er: „da haben wir's wieder, du gibſt halt nie etwas auf das, was ich ſag, ob ein Hund bellt, oder ob ich ſchwätz, das iſt dir all' eins." Widerſprach ſie ihm, dann ſagte er ſchmerzlich: „Das iſt der alt' Tanz, was ich halt vorhab', iſt bei dir nicht recht." Behandelte ihn dann die Mutter ſanft, wie einen Gemüthskranken, und er merkte das, ſo fluchte er; war ſie dagegen ſtandhaft und feſt und ließ ſich nichts von ihm gefallen, ſo ſagte er: „Das iſt Gott bekannt, du lebſt eben nicht für mich, du lebſt für deine Kinder; gelt, es wär' dir recht, wenn ich ſterben thät?" und dann ſetzte er ſich hin, aß nicht und trank nicht und redete kein Wort, oder er ging ins Wirthshaus; er ließ ſich aber dort nichts zu eſſen geben, denn er wußte, daß das ſeine Frau kränke, weil die Leute darüber reden würden, er ging dann lieber hungrig zu Bette.

Mit unbeſchreiblichem Schmerze blickte Chriſtine bei derlei Vorkommniſſen auf ihren Ivo, ſie ſah alle die Qualen, die ihre Marterzüge auf ſeinem Antlitze ausbreiteten und ſie gab ſich noch mehr Mühe, Alles zu verhehlen und zu vertuſchen; die anderen Kinder waren ſolche Szenen mehr gewöhnt, es ging ihnen nicht mehr nahe.

Chriſtine ſah wohl, daß ſie ſich mit ihrem jüngſten Sohne beſprechen müſſe; ſie ſetzte ſich daher eines Abends vor ſein Bette und ſagte ihm: „guck, dein Vater iſt der rechtſchaffenſte Mann, den man finden kann, aber er hat eine unglückliche Natur, er

iſt mit ſich ſelber unzufrieden, weil er halt manches verunſchickt * und nicht Alles nach ſeinem Kopfe geht; und da möcht' er dann grad, daß Andere allfort mit ihm zufrieden ſein ſollten. Wenn er ſieht, daß das nicht iſt, und das kann ja nicht ſein, da regt ſich ſein guter Geiſt noch mehr in ihm, und ich bins doch meinen Kindern ſchuldig, ich darf's nicht zugeben, daß Alles hinter ſich geht; ich für mein' Theil wollt' gern mein Leben lang trocken Brod eſſen, aber für meine Kinder darf ich's nicht zugeben, daß wir in fünf Jahren an Bettelſtab kommen und ſie unter fremden Leuten herumgeſtoßen werden. Guck, er hat keinen Menſchen auf der Welt lieber als mich, er gäb' gleich den letzten Tropfen Blut für mich hin, ich für ihn auch; aber er will eine Hypothek auf's Haus und die Güter machen und will mit dem Schreiner Koch Häuſer auf den Verkauf bauen, und das thu ich nicht, da bringen mich keine zehn Gäul dazu, das iſt meine Kinder ihr Sach', ich muß als Mutter an ihnen handeln; wir ſind ſchon die reichen Leut nimmeh, und die Armen dürfen ja auch nicht drunter leiden, daß es nimmeh ſo bei uns iſt, die müſſen ihr Schenkaſche haben, und wenn ich mir's am Maul abſparen muß. Ja, lieber Ivo, laß dir das von deiner Mutter geſagt ſein: wie dirs auch geht, vergiß nur nie der Armen, das Korn auf der Bühne wächſt noch, wenn man davon hergibt, und unſer Herrgott geſegnet das Brod in der Schublade, daß es beſſer ſättigt. Gelt guter Ivo, du haſt dein'n Vater auch recht gern? er iſt der beſt' Menſch von der Welt, gelt, du hältſt ihn in Ehren? du biſt ſein Stolz, wenn er dir's auch nicht ſagt, er kann das nicht; wenn er vom Adler heim kommt, wo dich alle Leut ſo

* vernachläſſigt, falſch macht.

überaus loben, weil des Schneider Chriſtle's Gregor ſo gut von dir ſchreibt, da kann man ihn um einen Finger wickeln; nimm dir's nur recht vor, daß du dich gar nicht irr machen laſſen willſt, und ſei nicht betrübt. Was man ſich recht vornimmt, das kann man auch, glaub mir's."

Ivo nickte bejahend und küßte die Hand ſeiner Mutter, aber eine tiefe Schwermuth lagerte ſich auf ſeine Seele, das Paradies ſeines elterlichen Hauſes war vor ihm eingeſunken, nur ſeine Mutter ſchwebte noch wie ein Lichtengel darüber und einmal ſagte er ſich ganz leiſe: „ſie heißt nicht umſonſt Chriſtine, ſie iſt grad wie der Heiland, ſie nimmt mit Lächeln das ſchwerſte Kreuz auf ſich, will gar nichts für ſich, und Alles für Andere."

So kam es, daß Ivo dem Ende der Vakanz mit weniger Schmerz entgegen ſah, als er bei der Heimkunft gedacht hatte.

9.

Die Freunde.

In der erſten Zeit als Ivo ins Kloſter zurückgekehrt war, überfiel ihn wieder das alte Heimweh; er machte ſich Vorwürfe, daß er die Vakanz nicht recht genoſſen habe, daß er ſich von Dingen verſtimmen ließ, die nicht einmal ſo arg waren, wie ſie erſchienen; aber er hatte ſich vorgenommen, es dem Aloys nachzuthun und ſeine Mutter nicht mit kläglichen Briefen noch mehr zu betrüben.

Dadurch, daß Ivo früher in Gedanken immer zu Haus war, hatte er ſich gar nicht in ſeine neuen Verhältniſſe und in das Zuſammenſein mit ſeinen Kameraden eingelebt; das ſollte jetzt anders werden.

„Man kann Alles, wenn man nur recht will,“ hat meine Mutter geſagt, „das ſoll mein Wahlſpruch ſein.“

Ivo und Clemens hatten ſich herzlich bewillkommt, die anderen Kameraden waren dabei, ein jeder hatte viel zu erzählen; Mittags auf dem Spaziergange blieben Ivo und Clemens wie auf eine geheime Verabredung zurück, und hinter einer blühenden Schlehdornhecke, wo es Niemand ſah, fielen ſie ohne ein Wort zu reden, ſich um den Hals und küßten und herzten ſich inniglich; die Lerchen jubelten hoch in den Lüften und die Schlehblüthen bewegten ſich von einem ſanften Winde. Freudeverklärten Antlitzes, ein jeder ſeinen Arm um den Nacken des Andern geſchlungen, ſo kehrten ſie wieder auf die Straße zu den vorausgegangenen Kameraden zurück; Ivo ſagte nur aus einer langen innerlichen Rede heraus laut die Worte: „ſtill und heilig“ und ſchaute dabei in das hellleuchtende Auge ſeines Clemens, ſie reichten ſich ſchweigend die Rechte und hielten ſie feſt; dann ſchlug Clemens den Ivo und ſprang von ihm fort zu den Andern. Ivo verſtand wohl, daß ſie ihren geheimen Liebesbund ja recht ſicher vor den Anderen verbergen ſollten, ſie gingen dann mit den Anderen, aber bald ſuchten ſie ſich wieder und ſchlugen ſich neckend, nun ſuchte der eine dem andern zu entrinnen, dieſer ihn wieder einzuholen, ſo waren ſie wieder eine Weile allein und in ſcheinbarem Ringen drückten ſie einander innig ans Herz und „lieber Ivo,“ „lieber Clemens“ hieß es immer.

So erfinderiſch war ſchon dieſe junge plötzlich wie eine Knospe aufgebrochene Freundſchaft.

In dem Herzen der beiden Knaben war von nun an ein neues wonneſeliges Leben; Ivo hatte noch nie einen „Herzensbruder“ aus ſeinem Alter gehabt, Clemens hatte ſich bei den

vielen Wanderungen ſeiner Familie, nur an ſeine ältere Schweſter angeſchloſſen.

Jetzt, wenn Ivo erwachte, ſchaute er freudig um ſich und ſagte: „guten Morgen, Clemens,“ obgleich dieſer in einem andern Zimmer lag; er war in der Fremde nicht mehr fremd, das Kloſter war kein Ort des Zwanges und des unerbittlichen Geſetzes mehr, er that Alles willig, denn ſein Clemens war ja bei ihm; nun brauchte er ſich nicht mehr vorzunehmen, fröhliche Briefe nach Hauſe zu ſchreiben, ſein ganzes Leben war nur ein hochgeſtimmter Freudenklang und die Mutter Chriſtine ſchüttelte oft den Kopf, wenn ſie ſeine hohen Redensarten las. Clemens, der zu Hauſe eine große Menge Ritterbücher und Mährchen geleſen hatte, eröffnete unſerm Freunde einen ganzen Zaubergarten voll Wunder; er machte ſich und Ivo zu zwei verwünſchten Prinzen, den Direktor zu dem Rieſen Goggolo, und eine Zeit lang redeten ſich die beiden Freunde immer in ihren Rollen an.

Die Welt der Wunder und der Mährchen, die das Räthſel des Daſeins durch neue ſelbſtgeſchaffene Abentheuerlichkeiten zu überbieten, und ſo gewiſſermaaßen die alltägliche Welt zu erklären ſtrebt, der ganze ſelbſtvergeſſene Taumel einer kindlich ſpielenden Phantaſie, war Ivo bisher fern geblieben; das, was ihm Nazi erzählt hatte, lehnte ſich noch zu ſehr an das rohe Feld- und Waldleben, wußte nichts von unterirdiſchen Schlöſſern aus lauter Gold und Edelſteinen; die Wundergeſchichten der Religion hatte Ivo mit kindlich gläubigem Gemüthe hingenommen, ſie waren ſchlicht und ernſt, nun aber eröffnete ihm ſein Freund die goldenen Thore der Phantaſie, und ſie luſtwandelten behaglich in den Zaubergärten und in den Städten unter dem Meere.

Die Schlehdornhecke ward von unſern Freunden als der heilige Freundſchaftsbaum betrachtet, nie gingen ſie vorüber, ohne ſich anzuſehen und dann nach der Hecke zu ſchauen; Ivo, den wir ſchon als bibelfeſt kennen, ſagte einmal: „Uns iſt es gerad gegangen, wie dem Moſes, dem iſt Jehovah im Dornbuſch erſchienen, der hat gebrannt und iſt doch nicht verbrannt. Jehovah, weißt du auch noch, was Jehovah heißt? Ich bin der ich ſein werde, das iſt das Futurum von Hava, gelt! auch im Futurum werden wir Freunde ſein, wie wir ſind?"

„Ich will dir einmal 'was erzählen," erwiederte Clemens; „es iſt einmal eine Prinzeſſin auf einer Inſel geweſen, die hat aber nicht wie die alte Bas in der Bibel Lea geheißen, ſondern Schleha, die hat auch keine rothe Augen gehabt, wie dieſell, ſondern ganz ſchöne dunkel dunkelblaue, die hat aber gar kein'n Dorn leiden können, das kleinſt' Dörnle war ihr ein Dorn im Aug, und wenn ſie ein's geſehen hat, da hat ſie gleich gottsjämmerlich geſchrieen: „o weh! das ſticht mich, ich ſpür's ſchon in meinen ſchönen dunkel dunkelblauen Augen;" und da hat man auf der ganzen Inſel, Alles was Dornen gehabt hat, plutt abſchneiden und bis aufs kleinſt' Würzele 'naus ausgraben müſſen, und wie die Prinzeſſin geſtorben iſt, da hat man ſie begraben und zur Straf, weil ſie hat keine Dornen leiden können, ſind aus ihren zwei Augen 'raus zwei Dornhecken gewachſen, die tragen aber auch ganz ſchöne dunkel dunkelblaue Augen, wie die Prinzeſſin gehabt hat, und man heißt's auch Schleha."

So beendigte Clemens mit triumhirendem Lächeln ſeine Erzählung.

Ivo betrachtete ihn mit heiterer Miene, ach! es war gar zu ſchön, was Clemens erzählte, wie eine glänzende Perlſchnur

reihten ſich ſeine lieben Worte an einander; Alles, was doch der Clemens that und ſagte, war ſo ſchön, wie ſonſt gar nichts auf der weiten Welt.

Auf Veranlaſſung Ivo's hatten ſich's die Freunde gelobt, recht große Männer zu werden, und ſie eiferten ſich nun gegenſeitig zu dem ausdauerndſten Fleiße an, Alles wurde ihnen leicht, da ein jedes dem andern zu lieb handelte. Ivo ward ſogar von dieſer Zeit an über ein Jahr lang Primus, mit Clemens aber ging oft ſeine Phantaſie durch, Alles, was er ſah, regte ihn an, er vergaß dann das Nächſte, von den Lehrern gefragt, erwachte er oft wie aus einem Traume und gab zerſtreute Antworten.

Der geheime Bund konnte indeß den anderen Mitſchülern nicht lange verborgen bleiben; denn wie Liebende ſich oft lange für unbemerkt halten, während ſie ſich die offenkundigſten Zeichen der Zuneigung geben, ſo erging es auch unſern Freunden. Die hohe Stellung Ivo's machte, daß die hieraus entſtehenden Spöttereien und Neckereien nicht lange dauerten, ja es drängten ſich alsbald noch mehrere in den Freundſchaftsbund; aber die Pforten waren ſtreng geſchloſſen, beſonders Clemens wachte ſorgſam, und die Fremden zogen ſich bald zurück. Nur als Bartel ſich mit großer Unterthänigkeit zu den beiden geſellte und ſie offen um ihre Freundſchaft bat, da nahm ihn Ivo auf, er durfte ſich nun auf den Spaziergängen zu ihnen halten, ſo wie auch im Hofe und im Garten bei ihnen ſein. Der Bartel war, wenn er vollauf gegeſſen hatte, ein gar eifriger und wißbegieriger Knabe, er that gern Alles, um nur auch recht geſchickt zu werden und auch oben an zu ſitzen; ſo lieb er daher Ivo und Clemens hatte, ſo war ihre hohe Stellung doch auch mit ein Grund ſeiner Annäherung; in das innerſte Heiligthum ihrer Freundſchaft, das

hatte ſich Clemens vorausbedungen, wurde jedoch Bartel nicht zugelaſſen.

Von ihren phantaſtiſchen Spielereien gelangten unſere Freunde auf ein anderes Gebiet, das ſich mehr der Wirklichkeit näherte, in dem hohen Schwunge ihres Strebens ſuchten ſie ſich nämlich erhabene Vorbilder, Ideale.

Man hatte einſt einen größern Spaziergang Blaubeuren zu unternommen, dort auf einem hohen Berge auf einem Felſenvorſprung, wo man das liebliche Thal der Blau überſchaut und ferne das Ulmer Münſter und die Donau erblickt, dort hatte Clemens angeordnet, wollten ſie ſich ihren Fund offenbaren.

Auf dem Vorſprunge des Berges ſaßen nun die drei Knaben und ſchauten hinaus in die endloſe Ferne.

„Wer iſt dein Ideal, Ivo?“ fragte Clemens.

„Sixtus. Meine gute Mutter, die ſagt immer: man kann Alles erreichen, wenn man rechtſchaffen will, das hat der Sixtus auch gezeigt.“

„Du willſt alſo auch Pabſt werden?“

„Wenn's geht, warum nicht? Ich will jetzt einmal.“

„Und ich,“ ſagte Clemens, „ich hab mir einen viel unheiligern gewählt, mein Ideal iſt Alexander der Große;“ er erklärte nicht in wiefern er ihm nacheifern wolle, denn Bartel fragte in weinerlichem Tone:

„Wen ſoll ich mir denn zum Ideal nehmen?“

„Frag den Direktor,“ erwiederte Clemens ernſthaft, Ivo Schweigen zuwinkend.

Bartel merkte ſich die Rede des Clemens und als man heimgekehrt war, ging er zum Direktor, klopfte an und auf das „Herrein“ trat er in die Stube und ſagte zitternd und ſtockend:

„Herr Direktor, verzeihen Euer Hochwürden, ich hab Sie bitten wollen, ich möcht' mir gern ein Ideal wählen, ich weiß nicht, wen ſoll ich mir denn nehmen?"

„Der Direktor ſtand eine Weile ſtill, dann ſagte er, den Finger nach oben erhebend: „Gott."

„Ich dank vielmal Herr Direktor," ſagte Bartel ſich verbeugend und die Stube verlaſſend, er ſprang ſchnell zu ſeinen Freunden und rief frohlockend: „Ich hab' eins, ich hab jetzt auch ein Ideal."

„Wen denn?"

„Gott," ſagte Bartel, ebenfalls den Finger nach oben erhebend.

„Wer hat dir denn das verrathen?" fragte Clemens neckiſch und zupfte dabei den Ivo.

„Der Direktor."

Ivo kehrte ſich aber nicht an die ſtille Ermahnung ſeines Freundes, ſondern ſetzte dem Bartel auseinander, wie man nur figürlich ſich Gott zum Ideal nehmen könne, da man ja nie allmächtig oder allwiſſend werde; freilich bleibe Gott das höchſte Endziel, aber dazwiſchen ſeien die Heiligen da, die ſtünden uns näher, bei denen könnten wir leichter mit unſerm Gebet ankommen, und wenn's geht, könnten wir auch werden wie ſie.

„Heiliger Ivo, ich will nichts von dir," ſagte Clemens und ging zornig davon; ihn ärgerte, daß Ivo jeden Spaß verdarb, und er redete den ganzen Abend und den andern Morgen kein Wort mit ihm.

Auch ſonſt war der Bartel vielfache Veranlaſſung zu Zerwürfniſſen zwiſchen den Freunden. Clemens hatte ſich in den Kopf geſetzt, die ganze volle Freundſchaft ſeines Ivo ſei ihm

durch den Eindringling geſchmälert; er nahm nun allerlei Gelegenheiten gewahr, um ſeiner Eiferſucht Nahrung zu geben. Einſt ſprach er deshalb mit Ivo acht Tage lang kein Wort, nur ſeine Blicke verfolgten ihn überall, wie mit einer wahnſinnigen Leidenſchaft; am letzten Abende warf er Ivo ein Zettelchen auf ſein Buch, worauf die Worte ſtanden: „Heute Nacht, Schlag zwölf Uhr, kommſt du auf den Kirchthurm, oder wir ſind auf ewig geſchieden.“

Von den grauſamſten Qualen gemartert, wälzte ſich Ivo auf ſeinem Lager, er fürchtete die Friſt zu verſchlafen und zählte jede langſame Viertelſtunde; als der erſte Schlag von Zwölf ertönte, huſchte er aus ſeinem Zimmer, aus dem andern, worin Clemens war, kam dieſer ebenfalls; ſchweigend gingen ſie mit einander den Thurm hinan, der letzte Ton hatte ausgeklungen, da begann Clemens:

„Gib mir deine Hand darauf, daß du von dem Bartel ganz laſſen willſt, wo nicht, ſo ſtürz' ich mich da grad hinab.“

Ivo ſtand ſchaudernd und faßte die Hand ſeines Freundes.

„Kein Wort, Ja oder Nein,“ knirſchte Clemens.

„Nun ja, ja, der arm' Kerl dauert mich aber, du biſt ganz verwildert in den acht Tagen.“

Clemens umarmte und küßte Ivo, dann ſtieg er ſchweigend die Treppe hinab und verſchwand in ſeinem Zimmer.

Andern Tages war Clemens wie zuvor, heiter und innig; Ivo durfte beim Tageslicht nie von jenem nächtlichen Begebniß ſprechen, der Bartel tröſtete ſich auch bald über ſeine Verabſchiedung.

Während der unruhige Geiſt des Clemens in allerlei Seltſamkeiten abentheuerte, fühlte Ivo eine andere Unruhe; das

Wachsthum ſeines Körpers war faſt noch raſcher vorgeſchritten, als das ſeines Geiſtes, er war lang und breitſchulterig; aber wenn er ſo an dem Pulte vor den Büchern ſaß, da raſte alles Blut wild in ihm, und er ſtand oft auf, ſich gewaltſam bäumend und reckend; er hätte gerne irgend eine gewaltige Laſt ſchwebend in der Höhe getragen, aber es bot ſich ihm nichts als eine ſchwere Periode irgend eines klaſſiſchen Autors; an dem Turnen, das nur ſehr mangelhaft betrieben wurde, hatte Ivo keine rechte Freude, er wollte etwas thun, eine wirkliche Arbeit vollbringen. Wenn er dann mit ſeinem Freunde draußen ſpazieren ging, klagte er oft, daß er nicht pflügen und nicht ſchneiden dürfe; er war von Kindheit auf an Körperthätigkeit gewöhnt, ſpäter hatte der Gang nach der lateiniſchen Schule die Thätigkeit der Arme erſetzt, jetzt aber, war es ihm wie einem Rieſen, dem man ſtatt der Keule eine Nähnadel in die Hand gegeben.

Einſt ſagte er zu Clemens: „guck, das iſt mir ſo arg, daß ich mit der Bibel nicht recht einig bin, da iſt die höchſte Straf für die Erbſünd': „daß der Menſch im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod eſſen ſoll;“ daß man recht ſchaffen muß, das iſt ja grad das größt' Vergnügen.“

„O du,“ erwiederte Clemens, „was geht dich das alte Teſtament an? das iſt für die Juden, und für die paßt's, denen iſt Schaffen das ärgſte Kreuz.“

Eſt iſt wunderbar, wie Clemens dieſen bekannten Kniff der Theologen, wenn ſie ſich mit dem alten Teſtament nicht mehr helfen können, aus ſich ſelber fand; Clemens blieb aber nicht bei derlei Erörterungen, er vertraute vielmehr auch ſeinerſeits ſeinem Freunde, wie es ihn dränge, mit Gefahren zu kämpfen, fremde Länder und Gebiete zu durchſtreifen. Die beiden

Freunde redeten ſogar viel von einer Flucht aus dem Kloſter; ſie malten ſich's gar ſchön aus, wie ſie auf einer unbewohnten Inſel ankämen, wie ſie mit wilden Thieren kämpften, und den Boden zum erſtenmal umpflügten. Es blieb indeß bei dieſer Gedankenflucht, die Geſetze des Kloſters und die Familienbande hielten ſie in der Heimath feſt.

Die Innigkeit der beiden Freunde nahm faſt mit jedem Tage zu, und ſo verſchieden auch ihre Charaktere waren, ſie fanden ſich doch einig in der Liebe.

Ivo ließ es ohne Trübſal geſchehen, daß er ſeinen erſten Platz verlor, und ſogar ſo weit hinunterrückte, daß der Bartel über ihn kam; dieſe äußerliche Hintanſetzung freute ihn faſt, ſie bekundete ſeine Unluſt an dem Studium, das Bewußtſein, daß er mehr war als es ſchien, that ihm wohl, es gab ihm eine gewiſſe Selbſtändigkeit, eine gewiſſe Abgeſchloſſenheit der Außenwelt gegenüber. Mit den unterſten Dienern des Kloſters, mit den Holzhackern, ſchloß Ivo einen geheimen Bund; mit einem Eifer, als gälte es die ganze Erdkugel zu zerſpalten, führte er im Geheimen die Axt, bis endlich ein Profeſſor dieſe „Ausſchweifung“ gewahr wurde, und Ivo dafür im Carzer büßen mußte.

So war Ivo, von dem erſten und fleißigſten der Schüler, zu einem der letzten und widerſpenſtigſten herabgeſunken.

Wenn die Vakanz kam, trennten ſich die beiden Freunde oft mit fieberhafter Wehmuth, ſie tröſteten ſich mit dem Wiederſehen, und wünſchten doch nie mehr in das Kloſter zurückzukehren; auf dem Wege erſchien dann Ivo die Welt nicht mehr ſo ſchön, die Leute nicht mehr ſo gut, denn die Welt in ihm hatte eine andere Geſtalt angenommen.

Zu Hauſe zog ſich Ivo nicht mehr ſo ſtreng vom Conſtantin zurück, das Leben in ſeinem elterlichen Hauſe erſchien ihm nicht mehr ſo gedrückt; er ſah, daß faſt kein Menſch auf Erden, für ſich allein betrachtet, ganz glücklich iſt, daß alſo eine Gemeinſchaft des Lebens in der Ehe, in der Familie, auch manches Unvollkommne und Unglückliche haben muß.

Die Welt der Ideale war ihm eingeſunken, nur manchmal erhob er ſich noch im innigen Gebete über alle Mißlichkeiten und Herbheiten des irdiſchen Daſeins; aber auch ſelbſt in die himmliſchen Heiligthümer verfolgte ihn bisweilen der Gedanke der Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit — er war ſehr unglücklich. Die Leute hielten ſein verſtörtes Ausſehen für eine Folge des Studiums, es ſchnitt ihm tief durch die Seele, wenn ihn ſeine Mutter bat, ſich nicht ſo übermäßig beim Studiren anzuſtrengen; er konnte der guten Frau nicht klar machen, was ihn bedrückte, war es ja ihm ſelber nicht klar.

So, in der Fülle der Lebenskraft ſtehend, fühlte er ſich doch erdenmatt und lebensmüde; er hatte das Räthſel des Daſeins noch nicht beſiegt, und glaubte, daß nur der Tod es löſe.

In der vorletzten Vakanz, vor dem Abgange nach Tübingen, erfuhr Ivo einen herben Verluſt, er traf ſeinen Nazi nicht mehr im Hauſe. Das Gretle hatte ſich mit Xaver verheirathet, der Widerſpruch des Vaters war endlich beſiegt worden, und ſie war mit nach Amerika gezogen; jetzt fehlte es an weiblicher Hülfe im Hauſe, die Söhne Valentins konnten das Feldgeſchäft ſchon allein beſorgen, und ſo wurde der Nazi verabſchiedet; er war fortgegangen, ohne zu ſagen wohin? der Taubenſchlag war leer, und

die Thiere im Stalle ſchienen mit Ivo um den fernen Freund zu trauern.

Freilich war Emmerenz dafür als Magd in's Haus gekommen: ſie war ein ſtarkes, munteres Mädchen geworden, etwas kurz und unterſetzt, ſo was man „mockig" nennt, man konnte ſie wohl zu den hübſcheren im Dorfe zählen; aber Ivo widmete ihr längſt keine Aufmerkſamkeit mehr, die Liebe zu ſeinem Clemens hatte ſein ganzes Herz erfüllt, es waren Vakanzen vorübergegangen, in denen er ſie nicht einmal angeſprochen. Jetzt betrachtete er ſie bisweilen verſtohlen, ſchnell aber wendete er dann, wenn er dieß inne wurde, den Blick; nur einmal, als er ſie im Stalle ſo freundlich handiren ſah, ſagte er: „das iſt brav Emmerenz, daß du das Vieh gut verſorgſt, gib nur auf den Falb und die Algäuerin recht acht."

„Ich weiß wohl," erwiederte die Angeredete, „das ſind deine alten Lieblinge, guck, das gefällt mir jetzt, daß du die noch gern haſt," und gleichſam um einen alten Klang aus ſeiner Kindheit in ihm zu wecken, ſang ſie, während ſie der Algäuerin Futter aufſteckte:

Da droben auf'm Bergle,
Da ſteht e weißer Schimmel,
Und die brave Büble,
Kommet alle in Himmel.

Und die brave Büble,
Kommet et allein drein,
Und die brave Mädle,
Müſſet au dabei ſein.

Ivo ging ſtill davon hinaus in das Veigelesthäle, wo er einſt einen ganzen Tag mit dem Nazi gezackert hatte; er meinte,

er müßte hier eine Kunde von ihm finden; er beneidete ſeine Brüder, die hier arbeiteten, die am elterlichen Tiſche mit den Ihrigen Freud und Leid theilten, und die Niemanden als ihren natürlichen Obern zu gehorſamen hatten.

Mit erneuter Innigkeit ſchloß ſich Ivo bei der Rückkehr ins Kloſter an ſeinen Clemens an, er mußte ihm jetzt auch den verlornen Nazi erſetzen.

Der letzte Sommer, der nun in Ehingen zu verleben war, brachte auch manchfache Abwechſelung. Clemens war aus einer großentheils proteſtantiſchen Stadt, er kannte daher mehrere von den Klöſterlingen in Blaubeuren, die etwas mehr Freiheit hatten; ſie kamen nun bisweilen nach Ehingen, gingen zum Direktor, einer ſagte, daß er ein Landsmann von Clemens, der andere, daß er desgleichen von Ivo ſei, und ſo andere von anderen; die Landsleute erhielten nun einen Mittag frei, und im nahen Dorfe, unter fröhlichen Liedern, mit dem vollen Glaſe in der Hand, ſchloß Ivo manches Smollis mit den proteſtantiſchen Kloſterlingen, ſie waren beiderſeits nicht frei, wenn auch die Blaubeurer einzelne Conzeſſionen mehr hatten.

Die Studentenzeit ſtand wie ein lichtglänzender, von Süßigkeiten behangener Weihnachtsbaum vor der Seele aller dieſer Jünglinge, und ſie rüttelten gewaltſam an den Pforten der künftigen Beſcheerung; ſie genoſſen im Voraus die Freude des Burſchenlebens, die ihnen doch nicht vollauf werden ſollte.

So kam endlich der Herbſt. Am Abend vor dem Abſchiede gingen Ivo und Clemens nach der Freundſchaftshecke, ein jeder brach ſich einen Zweig und ſteckte ihn auf die Mütze, dann reichten ſie ſich die Hände und ſchwuren ſich nochmals

ewige Freundſchaft; Ivo verſprach noch, ſeinen Clemens während der Vakanz in Crailsheim zu beſuchen.

Das Verlaſſen eines Ortes, ſo wenig glücklich man auch in demſelben gelebt hat, erregt doch ſtets eine Wehmuth; die Hülle der Vergangenheit fällt ab, man kehrt nie mehr als derſelbe zu ihr zurück: dieſe Häuſer, dieſe Gärten und Straßen, ſind die Geburtsſtätten eines ganzen Schickſals. Hier hatten ſich die Freunde gefunden, hier hatte ſich ihr Geiſt zu ungeahnter Höhe entfaltet, und mit tiefem Schmerze trennten ſich die Freunde von dem Kloſter und der Stadt; ſie gelobten, einſt in altersgrauen Tagen, wieder mit einander dahin zu wallfahren, und die ſtillen Spielplätze ihrer jugendlichen Gedanken als Männer aufzuſuchen.

10.

Neues Zuſammentreffen.

Nachdem Ivo nur wenige Tage zu Hauſe geblieben war, machte er ſich auf den Weg zu ſeinem Freunde, deſſen Wohnort am andern Ende Württembergs, nach Franken hin, lag. Als er nun zum erſtenmale auf der jenſeitigen Anhöhe ſtand, gedachte er jenes Abends vor der Primiz Gregor's, da er geglaubt hatte, hier könne man in den Himmel hineinſteigen; jetzt wußte er, daß es keine irdiſche Stelle gibt, von wannen ſich der Eingang in den Himmel öffnet; ja dieſer ſelbſt ſtand ihm nicht mehr vor dem Auge, und er fragte nach dem Wo? er ſuchte das Himmelreich auf Erden, und wußte es nicht zu faſſen.

Mit ſtillen Betrachtungen durchwanderte er die Städte und Dörfer, mit fragendem Blicke betrachtete er das Treiben der Menſchen, das Räthſel des Daſeins verwirrte ſich ſtets mehr vor ſeinen Augen; der traubenreiche Herbſt jubelte durch das Unterland, Lieder ſchallten, Piſtolen knallten von den Geländern, aber Ivo fragte: ſammelt ihr den Wein, der ſich in Blut verwandelt?

Es war am dritten Abend, Ivo wanderte der guten Stadt Schwäbiſch-Hall zu, die Sonne ging feierlich unter, es war wie an jenem Abende, da er mit Nazi im Veigele'sthäle geweſen; er ſtand ſtill, und gedachte mit Wehmuth des armen Freundes, den er auf immer verloren; da ſah er einen Schäfer, er ſtand mit dem Rücken gegen die Straße gewendet, auf ſeinen Stab gelehnt, und ſchaute hinein in die Abendgluthen; er ſang das Lied:

Da droben, da droben
An der himmliſchen Thür,
Und da ſteht eine arme Seele,
Schaut traurig herfür.

Ivo durchzuckte es wie eine Ahnung, er ſprang ſchnell feldein, er wollte den Schäfer fragen, wie weit er noch nach Hall habe, da bellte der Hund, der Schäfer rief, ſich umwendend: „Still Bleß," und mit dem Rufe: „biſt Du's?" lag Ivo ſeinem Nazi am Halſe.

Nun war des Fragens kein Ende. Die Nacht war hereingebrochen, und Ivo ſagte:

„Ach Gott, ich muß jetzt ſchon fort, ich muß ſehen, daß ich eine Herberge krieg'."

„Warum?“ erwiederte Nazi, auf die rothe Schäferhütte deutend, „gefällt dir der Gaſthof zum rothen Haus nicht? bleib du nur bei mir, ich duck mich in eine Eck’, du ſollſt gut ſchlafen, oder ich mach mir nichts daraus, und bleib ganz auf, heut Nacht um zwei Uhr kommt ein Hauptſtern.“

Ivo willigte gerne ein mit Nazi in der Hütte zu ſchlafen.

„Haſt Hunger?“ fragte Nazi, „da unterm Dach iſt mein Keller;“ er holte Brod und Milch herbei, machte ein kleines Feuer und wärmte für Ivo die Milch; dann hob er die hölzerne Gabel weg, auf der der Hintertheil der Hütte während des Tages aufgerichtet war, und ſagte: „Sodele *, da können wir gut ſchlafen, das Geſicht muß gegen Sonnenaufgang liegen.“

Wie das ſo oft geſchieht, daß man, wenn man ſo viel zu ſagen hat, gerade das Unbedeutendſte zuerſt vorbringt, ſo fragte auch Ivo: „Was bedeuten denn die wunderlichen Zeichen von Meſſingnägeln auf dem Riemen da?“

„Das ſind die drei Hauptſhimmelszeichen, die ſchützen das Vieh gegen böſe Geiſter, weiter kann ich dir nichts ſagen.“

Wieder wie in den Tagen ſeiner Kindheit ſaß Ivo neben Nazi auf dem Feldraine und verzehrte ein einfaches Mahl; aber es war Nacht, ſie waren in fremder Gegend, und Vieles hatten ſie ſeitdem erlebt.

„Was macht denn die Emmerenz?“ fragte Nazi.

„Die iſt jetzt Magd bei uns.“

„Wenn du nicht Pfarrer würdeſt, bigott **, die hätteſt du heirathen müſſen.“

---

* ſo=chen.

** bei Gott.

„Das hätt' ich auch," ſagte Ivo mit feſter Stimme, die Nacht verdeckte die dunkle Röthe, die in ſeinem Antlitze aufſtieg.

Nun fragte Ivo nach den Lebensſchickſalen Nazi's, und dieſer begann:

„Du biſt jetzt in dem Alter, daß ich dir Alles erzählen kann, wer weiß, ob wir uns je wieder ſehen, und du ſollſt Alles von mir wiſſen, du biſt mein Herzbruder. Ich bin nicht aus deiner Gegend gebürtig, ich bin von der andern Seite, vom Schwarzwald gegen den Rhein zu; wenn man von Freiburg aus durch's Himmelreich und das Höllenthal geht, und die Höllſteig oben iſt, da ſieht man rechts im Thal, wo die Treiſam fließt und viel viel Hammerwerke, Sägmühlen und Mahlmühlen ſind, und wenn man auf der andern Seite den Berg 'naufgeht, man heißt's das Windeck, da ſieht man ein groß „Buurehus," das iſt des Beßtebuuren, und das war mein Vater. Du kannſt dir denken, was das für ein Gut iſt, es halt' ſeine ſechzig auch ſiebzig Stückle Vieh, und man braucht kein Hämpfele * Heu kaufen; dort iſt es nicht wie da hier 'rum und bei euch, da wohnt ein jeder Buur für ſich, mitten auf ſeinem Grund und Boden; das Haus iſt ganz von Holz, nur die Grundmauern ſind von Stein, die Fenſter ſind alle hart neben einander gegen die Morgenſeite hin, um's ganze Haus herum geht eine Altane, und das Dach geht weit vor und iſt von Stroh, das vor Alter grau geworden iſt, da iſt's wärmer wie im ſchönſten Schloß. Ach Gott! wenn du einmal kannſt, mußt du einmal hingehen wo dein Nazi aufgewachſen iſt, thu's mir zu lieb. Unſere Aecker die gehen weit auf den Feldberg 'nauf, und 'nab bis zur Treiſam, und zwei hundert

* Hampfel = Handvoll.

Morgen Waldung, man kann des Jahres ganz leicht für zehn tauſend Gulden Holz ſchlagen. Es iſt ein' Pracht, wo man hinguckt, iſt Alles eigen und Alles in gutem Stand. Wir waren drei Kinder, wie das gewöhnlich iſt, ich war der älteſte, und nach mir noch ein Bruder und eine Schweſter, und muß ich dir noch ſagen, daß beim Abſterben vom Vater, oder wenn er ſein Sach abgibt, der Hof nicht getheilt wird, der älteſte Sohn kriegt Alles, und der Vater macht den Anſchlag, was er ſeinen Geſchwiſtern an Geld 'rausbezahlen muß; wenn aber ein's von den Kindern klagt, nachher theilt die Regierung den Hof, das iſt aber nur ein paar mal vorgekommen und iſt nie gut ausgegangen. Nun hat vierhundert Schritt von uns, auf einem ganzen kleinen Schnipfele Feld, eine Wittfrau ihr einzecht ſtehend Häusle gehabt, und darin hat ſie gelebt mit ihrer einzechten Tochter, ſie waren im dritten Glied Nachkommen von einem jüngern Kind und waren blutarm, aber lieb und gut wie die Engel, ſo ſind ſie mir wenigſtens vorgekommen; die Mutter, weißt du, das war eine von den langen Weibern, die immer ſo freundlich thun können, das Lisle, nein, in dem war keine falſche Ader, das muß ich noch heut ſagen. Die Mutter und Tochter haben ſich davon ernährt, daß ſie Strohhüt genäht haben, denn drüben über'm Berg, im Glotterthal, da tragen die Weibsleut runde, hellgelbe Strohhüt, grad ſo wie in der Stadt die Herren, und die Mannen tragen ſchwarze Strohhüt; ein Hut vom Windecker Lisle hat immer drei Groſchen * mehr gegolten, und wenn eine noch ſo Wüſte ** einen Hut von ihm aufgehabt hat, war ſie ſchön.

* Man zählt im obern Schwarzwald noch nach Groſchen.

** wüſt = häßlich.

Das Lisle hat Händ' gehabt, ſo zart und ſo weiß wie eine Heilige, es hätt' aber doch auch recht im Feld ſchaffen können; wenn es ſo am Fenſter geſeſſen iſt und hat genäht, bin ich oft draußen hingeſtanden und hab ihm zugeguckt; wenn es ſich einmal in den Finger geſtochen hat, iſt mir's durch Mark und Bein gegangen. Mein Vater hat's bald gemerkt, wie's mit mir und dem Lisle ſteht, und er hat's nicht leiden wollen, aber ich hätt' eher vom Leben gelaſſen als von ihm; und da hat mich mein Vater vom Hof weg auf die Sägmühle gethan, die gehört eigentlich nicht zu unſerm Erblehen, die hat mein Vater nur ſo angekauft, und da hab ich die ganze Woch' keinen Menſchen geſehen, als das Kind, das mir das Eſſen gebracht, und die Leut, die die Stämme her und die Bretter fortgeführt haben; Nachts bin ich aber als auf und davon, um nume * noch ein Wörtle mit dem Lisle zu reden. Da iſt plötzlich mein Vater geſtorben und hat das Gut meinem Bruder vermacht, und für mich zehn tauſend Gulden und auch ſo viel für meine Schweſter, das iſt ein Bettel, das iſt das Holz von einem Jahr; meine Schweſter hat ſich nach der Neuſtadt an einen Uhrmacher verheirathet; ich war ganz rabiad und hab geſagt, ich geh nicht aus dem Haus, ich laß' es auf einen Prozeß ankommen. Da geh' ich einmal Abends 'nüber zum Lisle, und wie ich zum Fenſter 'neinguck, wer meinſt daß darin ſitzt und das Lisle küßt und herzt? mein Bruder, und die alt Her ſteht dabei und lacht, daß ihr Geſicht doppelt ſo lang geweſen iſt; ich 'nein in's Haus, das Meſſer ziehen, meinem Bruder in den Leib ſtechen, das war all eins."

---

* nume, ſo viel als nur, im obern Schwarzwald, gegen den Rheinabhang hin, gebräuchlich.

Hier ſeufzte Nazi tief, ſchwieg eine geraume Zeit, dann fuhr er fort: „Mein Bruder iſt auf dem Boden gelegen und hat ſich nicht geregt, das Lisle iſt ſeiner Mutter um den Hals gefallen und hat geſchrien: „Mutter, an dem Tod ſeid ihr ſchuld, geh fort Nazi, ich kann dich nicht mehr ſehen."

Ich bin davon, wie wenn mich der Teufel am Bändel hätt' und hinten nach ſchleifen thät, und einmal über's andere bin ich wieder ſtehen geblieben und hab mich an einen Baum aufhängen wollen, da trifft mich der Schmiedjörg, und ich geh mit ihm und verſteck mich bei ihm bis den andern Tag. Tauſendmal hab ich gebetet, daß Gott mein Leben von mir nehmen und mir die ſchwere Schuld des Brudermords nicht aufladen ſoll; ich hab die Hand auf's Herz gelegt und hab heilig geſchworen, von da an ein bußfertig Leben zu führen, und unſer Herrgott hat mich erhört; am andern Morgen, ganz früh, kommt der Schmiedjörg zu mir in die Scheuer, wo ich im Heu gelegen hab, und hat geſagt: „Dein Bruder lebt, und er kann davon kommen."

Da bin ich fort über Berg und Thal, hab meinem Bruder Alles gelaſſen und hab mich zum Buchmaier als Schäfer verdingt; ich hab nimmer unter Menſchen ſein mögen, ich war froh, ſo allein auf dem Feld. Mein Hellauf, der war mein einziger Freund, du erinnerſt dich wohl, ich hab dir ja oft von ihm erzählt, ich bin ſchändlich drum gekommen."

Hier hielt Nazi wiederum ein, ſein neuer Hund ſchmiegte ſich an ihn und ſah traurig zu ihm auf, gleich als gräme es ihn, den alten Verluſt nicht erſetzen zu können.

„Wie ich ſo allein auf dem Feld geweſen bin," fuhr Nazi fort: „hab ich mir viel Kräuter gemerkt, hab ſie geſammelt und Tränkle daraus gemacht; einmal im Winter kriegt ein Nebenknecht

von mir das Fieber, daß es ihn ſchier zum Bett heräusgeworfen hat, ich helf ihm ſchnell, und von der Zeit an ſind alle Leut' aus der Umgegend zu mir gekommen, wenn einem etwas gefehlt hat, und ich hab ihnen ſo ein Tränkle geben müſſen. Weißt du noch, wie du einmal ſo krank vom Feld heimgekommen biſt? da hab ich dir auch geholfen, das war ſeitdem das erſtemal, daß ich Jemand was gegeben; damals hat das der Doctor erfahren und hat mich bei Amt angezeigt, es iſt mir nun bei hoher Straf das Quackſalbern verboten worden. Ich hab nun keinem Bitten und keinem Betteln mehr nachgegeben.

Da iſt ein' Geſchicht' paſſirt, du kannſt dich nicht erinnern, du warſt noch zu klein: Der Dick, draußen in den Hinterhäuſern, hat zwei Söhn' gehabt, der eine war ein Menſch wie ein Graf, er war bei der Gard' in Stuttgart und war auf Urlaub; ſein beſter Freund war ſein kleiner Bruder, ſo ein halbgewachſener wilder Bub, der hat Johann geheißen. Der Gardiſt iſt zu dem ſchönen Walpurgle zu der Näherin gegangen, du kennſt ſie wohl, die mit dem feinen Geſicht, die allfort ſo in Pantöffele 'rumläuft; die hat aber auch noch einen andern Liebhaber gehabt von Betra. Des Dicken Buben, die beiden Brüder, die haben dem einmal aufgepaßt um ihn tüchtig durch zu karbatſchen, der Betramer wehrt ſich aber tapfer, da zieht der kleine Jochem das Meſſer und ſticht nach ihm und ſticht ſeinen Bruder gerad' in den Leib.

Ich lieg in meinem Schäferhäuschen und hör auf einmal ſchreien und rufen und heulen, ich ſteh auf und da ſind viel Männer und auch der Jochem, und ſie erzählen mir Alles und bitten mich, ich ſoll dem Erſtochenen 'was geben; da iſt mir ſelbe Nacht von daheim in den Sinn gekommen, das Walpurgle

und das Lisle ſind auch einander gleich geweſen, kurzum, ich hab meine Schaf' dem Schakerle übergeben und bin mit. Wie der Gardiſt faſt ganz todt da gelegen iſt, und ich hab ihn angeſehen, hat mir's als ein Herzſchütterer nach dem anderen gegeben, ich hab geweint wie ein Kind, und die Leut' haben mein Mitleid gelobt, ſie haben nicht gewußt, wie mir's iſt und ich hab's ihnen nicht ſagen können; ich hab' ihm ein Tränkle eingegoſſen, daß er den Brand nicht kriegen ſoll, und da ſind hernach die Doktor gekommen und er iſt doch geſtorben. Kurz und gut, ſie haben mich ins Gefängniß geſperrt und ein Jahr ins Zuchthaus. Der Jochem iſt auch ins Zuchthaus gekommen, der war ſchlecht, er hat lang Alles geläugnet und die Schuld auf den Betramer geſchoben, bis ſich's bewieſen hat, daß er's gethan hat. Bruderherz!" ſagte Nazi, die Hand Ivo's faſſend, „was ich im Zuchthaus ausgeſtanden hab, das iſt nicht zu vermelden; in der Höll' kann man bei keinem ſchlechteren Geſindel ſein, ich hab' aber Alles gern ertragen und hab's als Sündenſchuld für mein vergangen Leben angeſehen.

Einmal hab' ich auch dem Pfarrer gebeichtet und hab ihm Alles erzählt, er hat geſagt: ich hätt' neues Unrecht gethan, ich hätt' mein Vermögen der Kirch' vermachen müſſen; ſeitdem ließ ich mich eher verreißen, eh' ich an einen Beichtſtuhl geh! Wie ich 'nausgekommen bin, war mein erſtes, daß ich den Hellauf wieder aufgeſucht hab, der Dick hat ihn zu ſich genommen, aber ſie haben geſagt, der Hund ſei, wie ich fort geweſen bin, toll geworden, und da haben ſie ihm auf den Kopf geſchlagen. Des Dicken hätten mich gerne bei ſich behalten, aber ihr Haus war ganz verruinirt, die Mutter iſt ein Jahr lang nicht an's Tageslicht gegangen, nur Nachts nimmt ſie ein Laternle und geht auf

das Grab von ihrem Hannesle und betet dort, du wirſt dich noch wohl erinnern, ſie geht ihr Lebtag ſchwarz gekleidet. Wie ich nun ſo das Dorf hinausgeh, allein und nicht einmal mein Hund mehr bei mir, da vorkommt * mir dein Mutter; ſie hat wohl gewußt, daß ich nicht ſchlecht bin, wenn ich auch ein Sträfling war, und da bin ich halt zu deinem Vater in Dienſt gekommen, ich hab'n immer mögen Schäfer ſein, ich hab' wieder unter Menſchen leben müſſen. Wie mir's nachher gegangen iſt, weißt du, ich hab' jetzt wieder einen guten Dienſt, da auf dem Deurershof; aber es iſt mir doch als, als müßt' ich zu meinem Bruder, und wär' mein Demuth erſt die recht', wenn ich bei ihm dien'."

Nazi hielt inne und drückte ſich mit der Hand die Augen zu, da ſagte Ivo: „Du hätteſt eigentlich ſollen in ein Kloſter gehen und Mönch werden, das paßt für dich."

„Pfaff?" ſagte Nazi mit ungewöhnlich ſcharfem Tone, „da ließ ich mir lieber die Händ' abhacken, vom Frommſein leben das iſt nichts nutz; nimm mir's nicht übel, verzeih mein einfältig Geſchwätz, ich bin ein dummer Kerl, du wirſt Pfarrer und du thuſt recht daran, du haſt ein rein Gemüth, aber komm" ſagte er dann nach den Sternen aufſchauend, „es iſt ſchon bald elf Uhr, wir wollen ſchlafen."

Mit tief bewegter Seele ſchlüpfte Ivo mit Nazi in den Karren.

„Sag mir einmal, du biſt doch g'ſtudirt," begann Nazi, „wie kommt's, daß die Lieb' das meiſte Unglück über die Menſchen bringt? wär's nicht beſſer, ſie wär gar nicht da?"

---

* begegnet.

Ivo war verlegen, er hatte darüber noch nicht nachgedacht, mit ſchläfriger Stimme antwortete er indeß: „Das kommt vom Sündenfall, von der Erbſünde . . . ich will aber darüber nachdenken, gut Nacht.“

Die müde Seele und der ermattete Körper Ivo's wurden von den weichen Armen des Schlafes eingenommen. Als er andern Morgens erwachte, war ihm Alles wie ein Traum, er fand den Nazi nicht mehr an ſeiner Seite und als er den Kopf zum Häuschen herausſtreckte, ſtand der Schäfer ſchon pfeifend bei ſeinen Thieren.

Nach einem einfachen Morgenimbiß trennten ſich die beiden Freunde, und noch als Ivo fort war, rief ihm Nazi abermals nach: „Wenn du einmal nach Freiburg gehſt, komm zum Beßtebuur, da bin ich.“ — —

Mit Clemens verlebte Ivo fröhliche Tage, nur einmal ſchüttelte er den Kopf über ſeinen Jugendgenoſſen, er erzählte ihm nämlich ſein Zuſammentreffen mit Nazi und deſſen Geſchichte, da ſagte Clemens: „Donner und Doria! das iſt ein prächtiges Abentheuer, du biſt ein Glückskind, ich beneide dich faſt darum; die Geſchichte von dem Knecht iſt ganz ſchön ſchauerlich, nur fehlt noch ein Geiſt oder ein Geſpenſt darin.“

Ivo verſtand den Clemens nicht, er begriff es nicht, wie man die herben Schickſale der Menſchen als Phantaſiegebilde des müßigen Weltgeiſtes betrachten könne.

11.

Das Convict.

Allein, ohne ein Geleite von Familienangehörigen, zog Ivo nach ſeinem neuen Beſtimmungsort; er war den Familienbeziehungen entwachſen, und ſelbſtändig ging er nun ſeinen Weg. Freundlich und hell lachte ihn die gute Stadt Tübingen an, er träumte von den Wonnen, die ſich ihm hier erſchließen ſollten, obſchon er wohl wußte, daß noch immer Kloſterzwang, wenn gleich ein etwas milderer, ſeiner harrte.

Das Leben der freien Wiſſenſchaft war nun unſerm Ivo geboten; er beſuchte mehrere philoſophiſche Vorleſungen außerhalb des Kloſters, in dem tiefſten Grunde ſeiner Seele aber hatte Alles eine theologiſche oder eigentlich eine katholiſche Beziehung. Die ſchläfrigen Vorträge alter Lehrer, die die dürren Begriffsformeln aufpflanzten, an welchen nirgends friſches Leben grünte, waren nicht geeignet Ivo auf die Höhe der freien Wiſſenſchaft zu heben, von wo aus die Theologie in ihrer abgeſchiedenen und begrenzten Stellung ſich erweiſt.

Feſt ſchloß ſich Ivo an ſeinen Clemens an, mit dem er nun doch eine Stunde im Freien ohne Aufſicht ſich ergehen durfte; aber auch andere Bekannte traf er hier: vorerſt die Söhne des Oberamtmanns, ſie thaten jetzt ſehr vornehm, ihr Vater war zum Regierungsrath befördert, und hatte den Verdienſtorden erhalten, er ſchrieb ſich jetzt von Rellings; obgleich nun die

Söhne dadurch noch nicht geadelt waren, ſchloſſen ſie ſich an den Adel und beſonders an den anweſenden Sohn eines mediatiſirten Fürſten an.

Ivo begegnete ihnen eines Tages, als ſie in ihrer vornehmen Geſellſchaft ausritten, er ſprang auf ſie zu und reichte ihnen die Hand, ſie hatten aber Peitſche und Zügel zu halten und er erhielt nur einen Finger; mit herablaſſendem Zunicken ſagte der älteſte:

„Ah, jetzt auch hier? das iſt ſchön," und ihren Pferden die Sporen gebend, ritten ſie davon.

Ivo gedachte jenes Tages, da er einſt ſtolzirend mit ihnen durch das Dorf gegangen war, er ſah dieſe Behandlung als eine gerechte Strafe für ſeinen damaligen Hochmuth an: die Rellingſe hatten jetzt Höhere gefunden und ſie thaten in deren Begleitung eben ſo herablaſſend gegen ihn, wie er einſt in ihrem Geleite den grüßenden Bauern gedankt hatte.

So erfuhr Ivo das ſeltene Unglück, daß Standesunterſchiede der Eltern auch in das Zwiſchenreich des Studentenlebens hineinragen; denn dieſes iſt gerade ſonſt noch der einzige Punkt, auf welchem die gewöhnlichen Lebenstrennungen nicht vorhanden ſind, wo die jungen Geiſter ſich auf dem ungeſpaltenen Boden der Gleichheit bewegen.

Ein anderer Bekannter, den Ivo im Kloſter traf, ſchloß ſich mit beſonderer Vorliebe an ihn an, dies war Conſtantin; er wußte alle Schliche und Auswege, wie man die Stunden ſchwänzen und dafür ins Wirthshaus ſitzen, wie man ſich Abends frei machen und einem flotten Burſchenkommers beiwohnen konnte; er gab ſich viele Mühe, den „craſſen Fuchſen" ſeinen Landsmann Ivo ebenfalls zu einem „forſchen Studio" herzurichten; ſo wenig

ihm dies indeß bei Ivo gelang, um ſo gelehriger war Clemens, ſein abentheuerlicher Sinn fand in dem Studentenleben eine entſprechende Nahrung: Nachts, an zuſammengeknüpften Tüchern aus dem Convicte zu entfliehen, in den Kneipen zu ſingen, zu jubiliren, dann durch die Straßen zu randaliren und wieder mit doppelter Gefahr in das Kloſter zurückkehren, das war eine Freude nach ſeinem Herzen; die Luſt des brauſenden Jugendmuthes reizte Clemens faſt noch mehr, als die Freude, das Geſetz verhöhnen zu können.

Obgleich nun Ivo mehrmals ſeinen Clemens ermahnte, mehr an die Zukunft zu denken, ließ er ſich doch einſt ſelber dazu verleiten, in dunkler Nacht dem Kloſtergefängniß zu entrinnen; ſie waren nach Conſtantins Ausdrucke „kreuzfidel,“ ſetzten in der Kneipe bunte Mützen auf und Ivo war der luſtigſte von allen; aber gerade diesmal wurden ſie bei der Heimkehr ertappt und Ivo mußte mehrere Tage im Carzer ſeine Schuld abbüßen.

Conſtantin war hoch erfreut, daß ſein Landsmann nun die Studentenweihe erhalten habe, er ſagte oft: „ich werde kein Pfarrer, die Scheer' wird nicht geſchliffen, die mir die Haare abſchneidet, ich muß nur vorher 'was abwarten;“ dann ſagte er ein andermal: „wenn ein recht Leben unter euch wär', thäten wir uns Alle verbinden, daß wir ſammt und ſonders aus dem Kloſter austreten, nachher ſoll einmal unſer Herrgott allein die Welt regieren, er ſoll ſehen wie er fertig wird.“

„Was möchteſt du denn werden?“ fragte Ivo, dem dieſe gottloſen Reden das Blut in die Wangen trieben.

„Ein Nordſtetter Bauer und weiter nichts.“

„Aufrichtig geſtanden, das möcht' ich auch, aber das iſt einmal meine Beſtimmung nicht.“

„Ich will mich ſchon beſtimmen, gib nur Acht,“ ſagte Conſtantin.

Viele Convictoren bekamen auch von ihren Eltern Beſuch, es waren meiſt Bauern, in ihre übliche Landestracht oft ärmlich gekleidet; es that Ivo ſehr wehe, daß die „Herren Studenten“ ſich ihrer Eltern ſchämten und ungerne mit ihnen ausgingen; als ihn daher einſt ſeine Mutter beſuchte, ging er ſtets Hand in Hand mit ihr durch die Stadt und verließ ſie den ganzen Tag nicht.

Es war im Februar, da kam Conſtantin zu Ivo auf ſeine Stube, die den altherkömmlichen Beinamen „Zion“ hatte; er zog einen Strauß von gemachten Blumen mit rothen Bändern daran aus der Taſche, und ſagte: „Guck, das hat mir das Hannele von der Hauſſei geſchickt, ich bin Rekrut, ich bin dieß Jahr beim Zug und hab mich frei geſpielt, juchhe! jetzt komm' ich aus dem Kloſter.“

„Wie ſo?“

„O du Böcklein weiß wie Schnee ging einſtens auf die Weide! ich will dir ſagen, wie das geht, aber auf dein Cerevis, daß du's bei dir behällſt. Wenn ich freiwillig aus dem Kloſter treten thät, müßt ich den Genuß, den ich darin gehabt, 'rausbezahlen, und müßt' Soldat werden, vom letztern bin ich jetzt frei, und wenn ich mach', daß ſie mich aus der Wallachei da 'nausmaaßregeln, nachher brauch' ich nichts zu bezahlen, dem Direktor, dem ſpendir ich noch ein beſonderes Trinkgeld.“

Conſtantin ſteckte den rothbebänderten Strauß auf ſeine Mütze und ging keck damit über den Kloſterhof; er kam den ganzen Tag nicht mehr zurück und zog mit den anderen Studenten, die ebenfalls dieſes Jahr im Zuge und daher Rekruten

waren, Arm in Arm über den Markt und durch die ganze Stadt, ſang und trank' und randalirte; erſt ſpät Abend kehrte er heim und wurde ſogleich auf den ſogenannten „Herrentritt“ zu dem Direktor beſchieden.

Der Direktor war allein, Conſtantin blieb an der Thüre, ſich mit beiden Händen rückwärts an derſelben feſthaltend, da trat der Direktor mit grimmiger Rede auf ihn zu, Conſtantin lachte, ſtolperte vorwärts und trat den Direktor ſo hart auf die Füße, daß er laut aufſchrie und noch härtere Reden vorbrachte; aber Conſtantin rückte abermals vor und machte den Herrentritt zur buchſtäblichen Wahrheit. Der arme Direktor nahm den einzigen Stuhl, der im Zimmer war und hielt ihn vor ſich, aber Conſtantin drang ſtets ſchärfer auf ihn, jagte ihn von einer Seite zur andern und ſchrie wie die engliſchen Reiter, wenn ſie ein Pferd im Kreiſe treiben, ha hupp! und ſchnalzte mit der Zunge; endlich gelang es dem grauſam Verfolgten, die Klingel zu erreichen, der Famulus kam und Conſtantin wurde in das finſterſte Carzer geſperrt.

Vier Wochen lang mußte er hier ſeinen ſchnöden Muthwillen abbüßen, und als ihn Ivo einmal beſuchte, gab er ihm recht, daß es ſündhaft war, den Unmuth gegen das Geſetz an dem unſchuldigen Vollſtrecker deſſelben auszulaſſen, Ivo ſagte mit Recht:

„Es iſt doppelt ſündlich: die Alten ſind wohl die Kerkermeiſter, die uns bewachen, aber ſie müſſen ja auch grad wie wir im Gefängniß wohnen und haben's nicht viel beſſer; der Schlüſſel, der ihnen ſelber aufſchließen könnt', iſt gar nicht einmal hier.“

„Ja,“ lachte Conſtantin, „weißt, wie es als im Abzählen beim Spielen geheißen hat?

Das Engelland iſt zugeſchloſſen
Und der Schlüſſel abgebrochen.
Da hab ich halt eine Riegelwand eingeſtoßen.“

Conſtantin wurde mit Schimpf aus dem Kloſter entlaſſen.

Als Ivo in der Oſtervakanz nach Hauſe kam, reichte ihm Conſtantin ſeine Hand, an der drei Finger verbunden waren; er hatte ſich nämlich bei einer Rauferei, zwiſchen den Nordſtettern und Baiſingern, von der Schloßbauernfeindſchaft her, gewaltig ausgezeichnet, wobei ihm eine Flaſche auf ſeiner Hand in Splitter geſchlagen wurde. Ueberhaupt gehörte bereits der Studentle — ſo hieß fortan Conſtantin — zu den meiſterloſeſten * Burſchen im Dorfe; er hatte ſich ganz bäueriſch gekleidet und gefiel ſich darin, recht toll zu ſein, und jedes höhere Bildungselement, das noch an ihm haftete, abzuſtreifen; mit ſeinen beiden Kameraden, des Hansjörgs Peter und des Metzgerle's Florian, dem Sohne eines vorkommenen Schlächters, führte er allerlei loſe Streiche aus; die drei hielten feſt zuſammen, und ließen keinen andern in ihre Kameradſchaft. Höchſt eigenthümlich war das Verhältniß Conſtantin's zu Peter; liebender wacht ein Mutterauge nicht über das Wohl ihres kranken Kindes, nachgiebiger iſt ein ſanftes Weib nicht gegen ihren verſtörten

* meiſterlos, ſo viel als unbändig, den Niemand bemeiſtern kann.

Gatten, als Conſtantin gegen Peter war; ja, er unterdrückte ſogar die Neigung zu des Jörgs Magdalene, weil er merkte, daß Peter ſich um ihre Liebe bewarb, er verhalf ihm hiezu ſo viel er konnte. Wenn Conſtantin ganz wild war, ſo daß kein Menſch mit ihm auskommen konnte und er Alles kurz und klein ſchlagen wollte, durfte Peter nur ſagen: „thu's mir zu lieb Conſtantin und gib Frieden," ſo war er zahm und folgſam wie ein Lamm.

Ivo hatte viel Mühe, ſich von Conſtantin loszumachen, aber es gelang ihm doch; er war ſtill und ernſt, ſelbſt bei den luſtigen Reden und Späßen Conſtantins verzog er keine Miene, und dieſer ließ den „Betbruder" endlich gewähren.

Als Ivo wieder in das Kloſter zurückgekehrt war, traf er ſeinen Freund Clemens in einer großen Umwandlung.

Clemens war als junger lebenskecker Student in nähere Beziehung zu der Tochter ſeines Amtmanns gekommen, ſein ganzes Weſen loderte nun in Einer Flamme für ſie; er wollte aus dem Kloſter austreten und die Rechte ſtudiren, er verhöhnte das geiſtliche Amt mit den bitterſten Reden, er verhöhnte ſich ſelber und ſein Geſchick, das ihn arm und hülflos an einen verhaßten Beruf kettete; mit dem ganzen Ungeſtüm ſeines Geiſtes rüttelte er ſtets an den Feſſeln, die ihn einengten, er ſah überall nichts als Sklaverei, bleichen Antlitzes und oft zähneknirſchend ging er einher. Ivo bot die ganze Macht ſeiner Liebe auf, um ſeinen Freund zu retten; aber er erkannte bald, daß hier eine höhere Macht waltete, und er trauerte mit ſeinem armen Freunde, obgleich er ſeinen wilden Ungeſtüm nicht recht faſſen konnte.

Clemens ſaß in den Hörſälen, und während die Anderen

mit eifriger Haſt die flüchtigen Worte des Lehrers nachſchreiben, ſchrieb er nur bisweilen den Namen Cornelie und verkritzelte ihn dann wieder zur Unkenntlichkeit.

Der Funke der Unzufriedenheit, der in Ivo geſchlummert hatte, drohte zur Flamme zu werden, aber noch hielten ihn die feſten Mauern des Gehorſams, die gewohnte Unterordnung unter das Schickſal, in ſtiller Lohe.

Eine Verſchiedenheit in dem Weſen der beiden Freunde, zeigte ſich beſonders auch darin, daß Clemens in ſeinem Mißmuthe ſtets durch Zerſtreuungen, lärmende Geſellſchaften u. dgl. Selbſtvergeſſenheit ſuchte, während Ivo in ſeinen Verſtimmungen ſich immer mehr in ſich verſenkte, gehalten und leiſe ſeinen Schmerz aufzuklären und in der Selbſterkenntniß zu löſen trachtete.

Dieß gelang ihm aber nur ſchwer und ein trüber Flor lagerte ſich auf ſeine Seele; auch er liebte das Leben weniger als ſonſt, es war ihm eine Bürde, er ſagte oft: daß er gerne ſterben oder ewig ſchlafen möchte.

„Das beſte auf der Welt,“ ſagte er einmal Nachts zu ſeinem neben ihm liegenden Clemens; „iſt doch ein Bett: ein Vogel im Käfig, der iſt übel dran, wenn er auch ſchläft, er ruht dabei doch nicht recht aus, er ſitzt auf dem Stängele und muß ſich noch mit ſeinen Krallen feſthalten, das iſt noch immer eine Thätigkeit, das iſt keine vollkommene Ruhe; ſo auch der Menſch wenn er ſitzt, ruht nicht recht aus, er muß ſich dabei noch immer halten, erſt wenn man ſich niederlegt, alle Glieder ſich auflöſen läßt und gar keine Muskel mehr anſpannt, erſt das iſt die wahre Ruhe; darum iſt es dem Vogel im Neſt und dem Menſch im Bett ſo wohl.

Plato hat den Menſchen einen federloſen Zweifüßler geheißen: was ſchadet's? er ſteckt ſich in fremde Federn.

Der Nazi hat mir einmal geſagt: wenn man einen Raubvogel zahm machen will, hängt man ihn in eine Mühle, damit er nicht ſchlafen kann, und da wird er ſo geſchlacht wie eine Taube; das iſt gerade wie von dem Tyrannen, wo wir einmal in Ehingen geleſen haben, der ſeine Gefangenen alle Stund hat wecken laſſen; wenn's an's Plagen geht, da ſind die Menſchen gar erfinderiſch, mit dem Erfreuen, da ſind ſie nicht ſo bei der Hand. Das größte Wunder ſind mir doch immer die Säulenheiligen, die allfort geſtanden ſind, das iſt die größte Selbſtüberwindung; denk' nur einmal, wenn man ſo ſein Lebenlang immer daſtehen müßt', daß einem die Füße ganz pelzig werden; ahdele! * ich dank unſerm Herrgott für das Bett, ein gut's Rüh'le geht über ein gut's Brüh'le, ſagt man bei uns daheim."

So philoſophirte Ivo, Clemens aber gab ihm keine Antwort und ſeufzte nur einmal leiſe „Cornelie." Ivo ſchlief ruhig ein.

Der Weltgeiſt, der Geiſt der Natur, wenn er allnächtlich auf die Klöſter herabſah, verhüllte klagend ſein Antlitz.

Clemens hielt ſich gewaltſam wach, und als es eilf Uhr geſchlagen, ſchlich er leiſe in den Kloſterhof; es war eine linde Sommernacht, es hatte gewittert, zerriſſene Wolken ließen das Licht des Vollmondes bald hell erglänzen, bald überdeckten ſie es mit ihrem Schatten; Clemens kniete nieder, und die Hände ringend rief er zitternd: „Teufel, Beelzebub! du Herrſcher der

---

* ah=chen.

Hölle erſcheine mir, gib mir von deinen Schätzen, und meine Seele ſei dein, erſcheine, erſcheine!"

Clemens horchte mit angehaltenem Athem, Alles war ſtille, nichts regte ſich, nur von ferne vernahm man das Bellen eines Hundes; in ſich zuſammengekauert lag Clemens lange ſo, und als noch immer nichts erſchien, kehrte er fröſtelnd in ſein Bett zurück.

Andern Tages ſaß Clemens blaß und abgehärmt an ſeinem Pulte, das Buch war vor ihm aufgeſchlagen, aber er las nicht. Wie Schlangenwindungen krochen die ſchwarzen Zeichen vor ſeinem Auge in einander, da brachte ihm der Briefträgeru einen Brief; er hatte ihn kaum überleſen, als er ohnmächtig vom Stuhle herabfiel, ſeiner krampfhaft geballten Hand enfiel ein lithographirtes Billet, darauf ſtand: „Cornelie Müller und Herrmann Adam, Verlobte." Alles eilte ſchnell herbei, Clemens wurde zu Bette gebracht, Ivo harrte zitternd und weinend bis der Athem ſeines Freundes wieder zurückkehrte; nun aber verfiel Clemens in ein heftiges Fieber, ſeine Zähne klapperten, und er zuckte ſtets zuſammen, daß man ihn halten mußte. Drei Tage lang lag der Unglückliche im Delirium, er ſprach bisweilen von dem Teufel und bellte wie ein Hund, nur einmal ſagte er ſanft die Augen zulegend: „gute Nacht Cornelie." Ivo durchlas den Brief ſeines Freundes, er hatte dieß Recht ſtets gehabt, und nun fand er einigermaßen den Zuſammenhang; der Brief enthielt die Nachricht, daß ein reicher Oheim von Clemens Mutter geſtorben ſei und ſie zur Geſammterbin eingeſetzt habe; die freudigſten Ausſichten für die Zukunft waren hieran geknüpft. Ivo wich nicht von dem Bette ſeines Freundes, und wenn er fort mußte, löste ihn meiſt Bartel ab.

Das Krankenlager des Clemens war ein tief ſchmerzliches, meiſt düſterte er ſo hin mit offenen Augen, aber wie es ſchien, ohne etwas zu ſehen; Ivo mußte die Hand auf ſeine brennend heiße Stirne legen, und dann ſagte er manchmal, die Augen ſchließend: Ah! Es war wie wenn bei der Berührung der geweihten Freundeshand böſe Martergeiſter aus der engen Behauſung des Gehirnes auszögen. Hin und wieder brauste auch Clemens in gewaltigem Ingrimm auf und verfluchte die ganze Welt und ihre Liebloſigkeit; wenn ihn dann Ivo zu begütigen ſuchte, kehrte ſich der Zorn des Gereizten gerade gegen ihn, mit krampfhaft zitternden Händen um ſich ſchlagend rief er: „O du herzloſer Wicht, gelt, mich kannſt du quälen?“

Mit frommer Duldung, Thränen in den Augen, nahm Ivo dieſe rauhe Behandlung hin, ja er empfand bisweilen ſogar eine gewiſſe innere Freude und Genugthuung darin, für ſeinen Freund auch dieſes über ſich nehmen zu dürfen.

Am vierten Tage, als Clemens erwachte, war es ihm, als ob ſich vor ihm in der Unendlichkeit, aber doch wieder ganz nahe, ſo daß er es greifen konnte, in der blauen Luft eine Niſche aufthäte, die von lauter Licht erfüllt war; um ihn und aus ihm rief es: „Clemens!“ er hatte ſich wieder gefunden. Noch oft erzählte er, daß es ihm in dieſem Augenblicke war, als ob Gott in ſeiner Strahlenglorie ihn erhellt und ihn zurückführte, zu ihm und zu ſich ſelber. Als er nun endlich wieder zu ruhiger Beſinnung gelangt war, ſagte er, die Hände hocherhebend: „Mich hungert nach Gottes Tiſch,“ er verlangte nach dem Beichtiger, und ſagte dieſem nun Alles: daß er den Teufel beſchworen, daß dieſer ihm geholfen und ihn zu Grunde gerichtet habe, er bat zerknirſcht um eine ſchwere Buße und Abſolution. Der Beichtiger

auferlegte ihm eine leichte Buße, und bedeutete ihm eindringlich, daß ihm das Vergangene dazu dienen müſſe, alle weltlichen Gelüſte von ſich abzulöſen, wie Gott ihn wunderbar gerettet, und wie er fortan nur ihm angehören müſſe.

Wer in das Antlitz des Clemens hätte ſchauen können, als er mit gläubig geſchloſſenen Augen da lag, und der Beichtiger, den Segen über ihn ausſprechend, als Sinnbild der Verſöhnung das Zeichen des Kreuzes auf dem Angeſichte des Kranken vollführte, wer die Spannung der Muskeln und das Pulſiren der Wangen hätte beobachten können, der hätte es Clemens nachfühlen mögen, welch eine heilige Wandlung mit ihm vorging; es war ihm wirklich und wahrhaft, als ob die ätheriſche Hand Gottes ihn berührte, leicht und lind all die Schwere aus ihm hervorleitete und ihn von Neuem durchhauchte. —

Der wieder erſtandene Clemens war ein ganz anderer als ehedem; er ſchlich leiſe umher, ſich oft umſchauend, als fürchte er etwas, dann ſtand er wieder plötzlich ſtille; Ivo vermochte es nicht, ihn aufzurichten, denn ſelbſt ihm hatte Clemens den ganzen Verlauf ſeiner Sündhaftigkeit nicht zu bekennen gewagt. —

Wiederum nach der Vakanz war Clemens ganz verwandelt, er ſah wohl blühend aus wie zuvor, aber aus ſeinem Auge leuchteten geheimnißvolle Flammen.

Einſt zog er im Burgholz, in dem nahen Walde, ſeinen Freund an ſeine Bruſt und ſagte: „Ivo, danke Gott mit mir, er hat mir die Gnade wieder gegeben; unſere Schuld iſt's, wenn der Herr nicht Wunder an uns thut, weil wir uns nicht reinigen zu Gefäßen ſeines unerforſchlichen Willens. Ich habe gelobt Miſſionär zu werden, und den Wilden das Heil der Welt zu verkünden; ich habe ſie wieder geſehen, die meine Seele dem Herrn geſtohlen

hatte, aber mitten in ihrem Anſchauen verſchwand die Welt vor meinen Augen, der Allbarmherzige legte ſeine Hand auf mich und rettete mich; es zog mich hinauf auf den Berg, dort ſaß ich bis die Sonne verglühte und die Nacht hereinbrach, Alles umher ſtill und todt, da hör' ich plötzlich jenſeits im Walde die Stimme eines Knaben, das waren nicht irdiſche Töne, es ſang:

„Wohl nach dem heißen Afrika,

ich kniete nieder, und der Herr vernahm mein Gelöbniß.

Mein Herz war mir aus dem Leibe genommen, ich hielt es in der Hand, ich küßte den Fels unter mir und den Baum neben mir, und ich habe den Geiſt Gottes aus ihnen in mich eingeſogen; ich hörte die Bäume ſchauern und die Felſen in verhaltenem Harme klagen, ſie weinen und ſie trauern und harren des Tags, da das Kreuz geworden iſt, der Lebensbaum, aufgerichtet zwiſchen Himmel und Erde, da der Herr, Herr wieder erſcheint, und die Welt erlöſt iſt, da werden die Felſen freudig hüpfen, und die Ströme freudig jauchzen."

Clemens kniete nieder und fuhr dann fort: „Herr! Herr! begnade mich, lege deine Worte auf meine Zunge, würdige mich der ſeraphiſchen Liebe, gieße deine Gnade aus über meinen Herzbruder, zerbrich ihn, daß er mitfühle die Schwerter, die durch deine Bruſt gegangen, und die das Herz der Welt zerſchneiden. Ich danke dir, o Herr! daß du mich mit der heiligen Armuth vermählt; ja, ich will mich ganz weihen der glückſeligen Thorheit und will mich ſchmähen und ſchänden laſſen, bis die Hütte meines Leibes wieder abgebrochen wird, bis ich die Verweſung dieſes Lebens vollendet habe. Herr! du haſt mich reich gemacht, damit ich werde einer der Armen deiner, ſelig ſind die Armen, ſelig ſind die Kranken!"

Clemens küßte die Füße ſeines Freundes; lag dann noch eine Weile, das Haupt auf den Boden gedrückt, dann ſtand er auf, und die beiden gingen ſtille heimwärts.

In der Seele Ivo's bebte eine namenloſe Furcht, wohl fühlte er die Macht des Opfermuthes, die über Clemens gekommen war, aber er ſah auch ihre ſchrecklichen Verirrungen — er fühlte ein Schwert durch ſein Herz fahren.

Willig folgte er ſeinem Freunde in die Nachtgebiete menſchlichen Lebens und Wiſſens, es war ihm, als müſſe er ihn ſtets begleiten, um zur Hülfe bereit zu ſein.

Das Leben der Heiligen war es, was ſie vor Allem durchforſchten. Ivo ſagte einmal: „Ich freue mich der Erkenntniß, daß die Offenbarung fort und fort durch die Menſchheit geht, Heilige erſtehen, denen ſich der Herr geoffenbart und ihnen die Wunderkraft verliehen, und wer ſich recht heiligt, dem kann es durch die Gnade werden; jetzt hat wiederum jede Stadt und jedes Land ſeinen wahren Heiligen, wie einſt die Griechen die falſchen Götter. Gott iſt überall leibhaftig nahe.“ Clemens küßte ohne zu antworten die Stirne Ivo's. Nach einer Weile aber ſprach er mit feuriger Zunge von den Helden, die mit leerer Hand die Welt erobert und bewältigt.

Das Leben des heiligen Franz von Aſſiſi nahmen ſie mit beſonderer Innigkeit in ſich auf, ſeine Bekehrung vom brauſenden Weltleben und die Art, wie er zuerſt einen Ausſätzigen durch ſeinen Kuß geheilt, zog Clemens beſonders an; Ivo aber erquickte ſich an der kindlichen Einheit der Heiligen, mit der Natur und ſeiner Wundermacht über ſie; wie er einſt den Vögeln gepredigt, daß ſie das Lob Gottes ſingen ſollen, wie ſie ſtille horchten, bis er das Zeichen des Kreuzes über ſie gemacht und ſie

geſegnet, und ſie dann ein ſchmetternd Lied erſchallen ließen; wie er mit einer Nachtigall einen Wett- und Wechſelgeſang zum Lobe Gottes, bis zum Abende fortſang, wie er dann ermüdet war, ſo daß der Vogel auf ſeine Hand geflogen kam, damit er ihn ſegnete. Bei der Erzählung von dem Lamme, das der Heilige von der Schlachtbank gerettet, und das jedesmal im Chore beim Geſange niederkniete, dachte Ivo mit Freude an ſein Muckele.

Bei der Erzählung, daß der Heilige ſo hochbegnadigt war, die Wundermale Chriſti, die durchſtochenen Hände und Füße und die Lanzenwunde im Herzen an ſeinem eigenen Leibe auf wunderbare Weiſe zu empfangen, fing Clemens an laut zu weinen.

Er wiederholte dann ſeinen Vorſatz, Franziskaner-Mönch zu werden, und forderte auch Ivo zu Gleichem auf, damit ſie nach der Ordensregel zu zweit durch alle Welt wandelten, Qualen aufſuchten, arm und hülflos nur von Almoſen lebten.

Mit unerſättlicher Gier verſenkte ſich dann auch Clemens in die Tiefen der Myſtik und riß ſeinen Freund mit ſich fort.

12.

Der Studentle.

In der Vakanz wurde Ivo wiederum mächtig in das Leben hereingezogen, da konnte man das Treiben und Wirken der Außenwelt nicht ſo leicht von ſich weiſen und ſich in eine Welt willkürlicher Gedanken verſenken; ſolche Ueberhebungen ſind meiſt nur möglich, ſo lange man außerhalb der Familie, alſo außerhalb des eigentlichen wirklichen Lebens ſteht; ins Dorf zurückgekehrt, ſchlangen ſich um Ivo wiederum die Familienbande und die

vielfach verſchlungene Lebensgeſchichte der Dorfbewohner drang auf ihn ein, er kannte ja das innere Gebaren in all dieſen Häuſern, hinter all dieſen Mauern, er fand ſich wie nach einem Erwachen wieder.

Eines Abends traf Ivo den Conſtantin vor ſeinem Hauſe, er kaute an einem Strohhalm und ſah verdrießlich drein.

„Wo fehlt's?“ fragte Ivo.

„Was? du kannſt mir doch nicht helfen.“

„Nun, ſo ſag's doch.“

„Du haſt keinen Sinn für die Welt, du kannſt dir nicht denken was das iſt: jetzt iſt bald Pfingſten, und da iſt der Hammeltanz und — ich hab keinen Schatz; ich könnte einen haben, aber ich hab mich zu patzig benommen, und doch mag ich halt keinen andern, und es thät mich gottſträflich verzürnen, wenn ſie mit einem andern ging'; das gibt einen Hammeltanz, daß Gott erbarm.“

„Wer iſt denn die Stolze?“

„Du kennſt's wohl, die Emmerenz.“

Ivo erſchrack unwillkürlich, er fragte aber doch ſchnell:

„Haſt du ſchon lang Bekanntſchaft mit ihr?“

„Sie will ja nichts von mir, das iſt eben die Sach', die thut ſo heilig und zimperlich wie die keuſche Diana.“

„Meinſt du's denn auch ehrlich mit ihr, und willſt du ſie heirathen?“

„Was? ehrlich? g'wiß, was denn anders? aber vom Heirathen iſt jetzt noch keine Red'; kennſt du noch das alte Burſchenlied:

Lieben, lieben will ich dich,
Ich will dich lieben,
Aber heirathen nicht.“ —

„Da muß ich der Emmerenz Recht geben.“

„Was? sans touche, das kapirſt du nicht recht: ſo ein Mädle muß content ſein, wenn es einen Schatz kriegt wie ich bin, des Schulzen Bäbele thät mit allen zehn Fingern nach mir langen, wenn ich nur bſt! machen thät; aber die könnt’ jetzt auch nicht mehr die keuſche Kirche vorſtellen, wie bei des Gregors Primiz, ich mag ſie nicht.“

Während Ivo und Conſtantin ſo mit einander ſprachen, kam auch der Peter und der Florian hinzu.

„Ah!“ ſagte der letztere, „läßt ſich der Herr Student auch einmal ſehen? ich hab gemeint, unſer eins wär ihm zu gering, daß er ihm nur ein Wörtle gunnen thät’.“

„Ja,“ ergänzte Peter, „alle Buben im Ort ſagen: ſo wär’ noch keiner geweſen wie du Ivo, du thuſt ja als ’ob du von Stuttgart wärſt und nicht von Nordſtetten.“

„Um Gotteswillen,“ ſagte der von allen Seiten angegriffene Ivo, „es iſt mir nie eingefallen, ſtolz zu ſein, kommet, wir gehen mit einander ins Wirthshaus.“

„Das iſt recht,“ ſagte Florian, „wir feiern heut’ Abend meinen Abſchied, Morgen geh’ ich in die Fremd’.“

Die Leute im Dorfe wunderten ſich, als ſie den Ivo mit dem Kleeblatt dahingehen ſahen, das war ein ſeltener vierblättriger Klee.

„Haben wir auch einmal die Ehr’?“ ſagte die Adlerwirthin, als Ivo mit den anderen in die Wirthsſtube trat; „ich will gleich ein Licht in’s Verſchlägle ſtellen; mit was kann man aufwarten? ſoll ich ein Schöpple guten Ueberrheiner bringen?“

„Wir bleiben für jetzt noch bei Württemberg,“ ſagte

Conſtantin „und der Ivo trinkt mit uns, er iſt ein Nordſtetter Bub, grad wie wir auch.“

„Wie du nicht, das wär' ſchad,“ entgegnete die Wirthin.

„Ich will dir einmal was aufzurathen geben, du Schneppepperle: worin ſind die Weiber und die Gänſ' einander ganz gleich?“ ſagte Conſtantin.

„Daß ſo Ganstreiber wie du ſie regieren wollen,“ erwiederte die Wirthin.

„Bärbele, ſei froh: wenn man am Dummſein ſchwer tragen thät, du könnteſt ſchon lang nimmeh laufen; ich will dir's ſagen, worin ſie gleich ſind: an den Gänſ' und an den Weibern iſt alles gut, bis auf den Schnabel, jetzt gang' und hol' ein Maas ſechſer.“

„Du biſt kein Batzen werth,“ ſagte Bärbele lächelnd, indem es fortging, um das Befohlene zu bringen.

Wir haben es wohl wieder erkannt, es iſt das Bärbele, deſſen wir uns noch vom Jäger von Mühringen her erinnern; der Kaſpar hatte den Adler gekauft und Bärbele war eine tüchtige Wirthin; es konnte Jedermann gut unterhalten, und blieb, wie wohl bekannt, Niemanden eine Antwort ſchuldig, ſo daß ſogar die Horber „Herren“ nicht mehr blos in das Schäpfle gingen, ſondern auch den Adler mit ihrem Beſuche beehrten.

Nachdem eingeſchenkt und angeſtoßen war, begann Florian das Lied: „Es geht ein Pudelmann * um unſern Tiſch herum 'rum, 'rum.“ Dann wurde „Saſſa geſchmauſet“ geſungen, und die Worte „edite bibite“ waren in „hebet ſie, leget ſie,“ übertragen; dieſe Einbringung fremder Cultur war das Werk

* Burſchcomment.

Conſtantins, die Burſchen waren nicht wenig ſtolz auf ihre neuen Lieder; Ivo ſang mit lächelndem Munde ſogar mit, denn er wollte nicht herriſch erſcheinen.

Die drei Kameraden waren trefflich eingeübt: Peter ſang die erſte Stimme, und obgleich er ein klangvolles Organ hatte, überbot er es doch durch übermäßiges Schreien, denn die ſingenden Bauern und die predigenden Pfarrer halten meiſt die ins Unnatürliche getriebene Stimme für ſchöner und weihevoller; Conſtantin bewegte ſich beim Singen ſtets auf und nieder, er ballte die beiden Fäuſte und ſchlug damit in kurzen Sätzen in die Luft, Florian aber lag ruhig mit beiden Armen auf den Tiſch geſtemmt und drückte wie zu innerer Andacht die Augen zu.

Die Maas war bald getrunken, da rief der Studentle: „Bärbele, noch einmal ſo, auf einem Fuß lauft man nicht" und dann ſang er:

Wein her! Wein her!
Oder i fall' um und um,
Umfallen thur i net
Lutheriſch wur i net.
Wein her! Wein her!
Oder i fall um.

Gleich darauf aber ſang er wieder:

Und die ni gar et mag,
Die ſieh ni alle Tag
Und die ni gerne hätt',
Die iſt ſo weit aweg;

Kein' Schöne krieg i net,
Kein' Wüſte mag i net,
Und ledig bleib i net:
Was fang i an?

„Iſt's wahr, Conſtantin?“ fragte Bärbele, „kannſt du ſo gut polniſch betteln gehen? hat dich die Emmerenz mit einem Helf dir Gott * um ein Haus weiter geſchickt?“

„Ich parir drei Maaß vom Beßten, ſie geht mit mir zum Hammeltanz und mit keinem andern.“

Florian ſang:

„Wegen ein'm Schätzle trauern,
Däs wär' mir e Schand,
Und i kehr mi glei um,
Geb er andre die Hand.

Peter erwiederte:

Wenn i ſchaun kein' Schatz haun,
J leb ohne Sorgo;
Es wurd alle Tag Obed
Und wieder morgo.

Conſtantin ſang:

Wenn's ſchneit, ſo ſchneit's weiß,
Und wenn's g'friert, ſo g'friert's Eis;
Und was die Leut keit,
Däs thur i mit Fleiß.

* Abweiſung eines Bettlers.

Florian dagegen:

Heut iſt es grad acht Tag,
Hot mir mein Schatz aufg'ſagt;
Es hat ſo bitter g'weint,
Und i haun g'lacht.

Und:

Drei Wochen vor Oſtern,
Da geht der Schnee weg,
Da heiret mein Schätzle,
No haun i den Dreck.

„Nicht ſo, man muß den Stiel umkehren, ſo muß es heißen," ſagte Conſtantin und ſang:

Drei Wochen vor Oſtern,
Da geht a weg Schnee,
Da heiret mein' Wüſte
No haun i e ſchön.

Ein ſchallendes Gelächter und allſeitiger Lobpreis aus allen Ecken der Stube lohnte das neue Geſätz.

Der Peter ſang:

Schätzle du närrt's,
Du liegſt mir im Herz
Und du kommſt mir et draus,
Bis das Leben iſt aus.

Und:

Wenn i nu wüßt',
Wo mein Schätzele wär,

Und da wär mein Herz
Nit halb a ſo ſchwer.

Florian ſang wieder:

Und wenn man will recht fröhlich ſein
Und leben ohne Kummer,
Muß mer heiren wie die Vögelein:
Nur auf ein einzigen Sommer.

Conſtantin:

Zu dir bin i gange,
Zu dir hat's mi g'freut,
Zu dir gang i nimmeh,
Der Weg iſt mir z'weit.

Er wär mir et z'weit,
Und er wär' mir ſchon recht
Und du kannſt dir's wohl denken,
Du biſt mir viel z'ſchlecht.

Ivo ſaß mit unruhigem Sinnen hinter dem Tiſche, er dachte darüber nach, wie er um dieſe Stunde bei der einſamen Lampe die Geheimniſſe der Weltſchöpfung und Erlöſung zu enträthſeln trachtete, wie da all das Treiben der Menſchen, alle die Wünſche des Einzellebens fernab von ihm lagen, und nun ſtellte er allem dieſem das Leben ſeiner Altersgenoſſen entgegen: der Mittelpunkt ihres Denkens und Treibens war die Liebe, im derben Spott wie in zarten Sehnſuchtshauchen klang das einzige Gefühl doch überall durch, das ganze Daſein fiel ihm wiederum wie von ſcharfem Stahl

zerſchnitten in zwei Hälften auseinander, in Geiſtlich und Weltlich. Bärbele hatte ihn genau beobachtet, es hatte das mißbehagliche Zucken in ſeinem Antlitze wohl entdeckt, es ging daher auf die Singenden zu und ſagte:

„Ei wie? ſchämet ihr euch et? könnet ihr denn nicht auch ein ordentlich Lied ſingen?"

Conſtantin erwiederte:

Ei g'fällt's euch halt et?
So gefällt es halt mir;
Ei könnet ihr's beſſer,
So ſinget jetzt ihr.

„Ja, wir wollen, wenn du mit ſingſt," ſagte Florian.

„Meinetwegen."

„Nun, was denn?" fragte Peter.

„Ehrlich und fromm."

„Iſt mein Reichthum, nein, das mag ich nicht," ſagte Conſtantin.

„Nun, das: Morgens fruh beim kühlen Thauen."

„Ja."

Bärbele begann herzhaft und die anderen ſangen mit:

Morgens fruh beim kühlen Thauen,
Wann das Gras am längſten iſt,
Werd ich mein ſchön Schätzlein ſchauen,
Eh und bevor es Niemand ſieht.

Fuchs und Haſen ſoll man ſchießen,
Eh ſie laufen in den Wald;

Junge Mädchen ſoll man lieben,
Eh und bevor ſie werden alt.

Bis daß der Mühlſtein trägt die Reben
Und herausfließt rother Wein;
So lang der Tod mir ſchenkt das Leben,
So lang ſollſt du mein eigen ſein.

Ivo dankte dem Bärbele herzlich für das ſchöne Lied, Conſtantin aber ſetzte ſogleich darauf:

Aus iſt's mit mir
Und mein Haus hat kein Thür,
Und mein Thür hat kein Schloß
Und vom Schatz bin i los.

Aus iſt's mit mir
In dem ganzen Revier,
Und wann die Donau austrocknet,
No heirathen wir.

Und ſie trocknet net aus
Und iſt alleweil naß,
Jetzt muß ich gehn ſchauen
Um ein anderen Schatz.

„Wollen wir jetzt das: Es ging ein Knab ſpazieren?" fragte Bärbele.

„Laß du ihn nur daheim," entgegnete Conſtantin.

„O du! wärſt du daheim blieben, hätt' man dich nicht heimgeſchickt wie das Hundle von Bretten."

„Fang ein's an," ſagte Florian, und ſie ſangen nun:

Froh will ich ſein:
Wann's nur dir wohl geht,
Wann ſchon mein jung friſch Leben
In Trauerheit ſteht.

Alle Wäſſerlein auf Erden,
Die haben ihren Lauf,.
Kein Menſch iſt ſchier auf Erden,
Der mir mein Herz macht auf.

Die Sonn' und der Mond
Das ganze Firmament,
Soll Alles für mich trauern,
Bis an mein ſelig End.

Ivo ſaß unruhig auf ſeinem Stuhle, in dieſem Liede war ſein Schickſal ausgeſprochen.

„Bleib nur da," ſagte Conſtantin, der die Unruhe Ivo's bemerkte.

„Bärbele, bei dir geht's nicht wie bei dem Wirth zu Emaus, du gibſt zuerſt den guten und dann den ſchlechten, du haſt da lutheriſch und katholiſch unter einander gebracht, der Wein iſt eine gemiſchte Ehe."

„Wenn die Mäuſ' ſatt ſind, nachher ſchmeckt das Mehl bitter," erwiederte die Wirthin.

„Wiſſet ihr was?" rief Conſtantin, „jetzt trinken wir warmen Wein.„

„Du haſt g'nug für heut," ſagte Bärbele.

„Was wir nicht trinken, ſchütten wir in die Schuh, heut wollen wir einmal einen Commers halten, du biſt doch auch dabei, und du, und du.“

Alles nickte bejahend und Florian ſang:

Bruder trink einmal,
Wir ſeind ja noch jung,
Im Alter iſt es immer
Für Sorgen Zeit genung.

Denn der gute Weine
Iſt für gute Leute
Bruder laß uns heute
Froh und fröhlich ſein.

Als der warme Wein kam, ſang Conſtantin mit den Füßen ſtampfend und mit den Fäuſten auf den Tiſch ſchlagend:

I und mein altes Weib,
Können ſchon tanzen!
Sie nimmt den Bettelſack
I nehm' den Ranzen.
Schenk mir einmal bairiſch ein,
Bairiſch wollen wir luſtig ſein:
Bairiſch, bairiſch wollen wir ſein.

Sie ging wohl in die Stadt,
I bleib da draußen;
Was ſie erbettelt hat,
Thur i verſaufen.
Schenk mir einmal bairiſch ein u. ſ. w.

Es war ſchon ſpät, ein Bub hatte Ivo den Hausſchlüſſel gebracht, der Schütz war gekommen um „abzubieten,“ aber Conſtantin beſchwichtigte ihn durch ein Glas Wein; Gleiches gelang auch bei dem bald eintreffenden Nachtwächter. Conſtantin begann die Profeſſoren nachzuahmen und von ſeinen Studentenſtreichen zu erzählen; ſich entſchuldigend ſtand Ivo auf, um nach Hauſe zu gehen, die anderen wollten ihn halten, Conſtantin aber machte ihm Platz; beſonders weil er ſich ſcheute, im Beiſein Ivo's manche fremde Heldenthat ſich ſelber anzueignen, er ſagte daher nur noch:

„Trink aus, du könnteſt ſonſt über den Stumpen fallen.“

Ivo leerte noch das Glas glühenden Weines und ſagte gute Nacht.

„Nimm die Stubenthür zu dir ins Bett,“ rief ihm noch Conſtantin nach; Ivo hörte es nicht mehr.

Eine linde Vollmondsnacht legte ſich über die Erde, es war, als ob das ſanfte Licht überallhin Stille und Ruhe ausbreitete; Ivo hielt oft an und legte die Hand auf die hochklopfende Bruſt, er zog die Mütze ab, um ſein Haupt um und um von den ſanften Lüften anfächeln zu laſſen. Als er ſich zu Hauſe entkleiden wollte, fühlte er doppelt, wie all ſein Blut in ihm wogte, wie die ſchnellen Takte ſeiner Pulſe ſich jagten, er verließ daher nochmals das Haus, um draußen in dem Frieden der Nacht Ruhe zu finden; auf der Landſtraße und durch die Felder ſchritt er hin, er war ſo froh und ſelig, er fragte nicht warum, er hätte ewig ſo fortwandeln mögen, ſo mit freudig hüpfender Bruſt: der Geiſt des Lebens war wiederum in ihm auferſtanden und trug ihn ſchwebend auf der ſchönen friedlichen Erde. Als er endlich wieder heimgekehrt war, ſah er die Thüre an der

Ehren=* Kammer halb offen, ohne daß er es wußte oder wollte, ging er hinein und ſtand wie feſtgezaubert: da lag Emmerenz, der Mond beſchien ihr Antlitz, ihr Haupt lag unter ihrem rechten Arme, und die linke Hand ruhte an dem Gelände; die Bruſt Ivo's hob ſich, ſein ganzes Weſen erzitterte, er wußte nicht wie ihm geſchah, aber er beugte ſich über Emmerenz und küßte ſie ſo leiſe und zart wie der Mondſtrahl auf ihre Wangen; Emmerenz ſchien es doch zu fühlen, denn, ſich auf die andere Seite legend, ſagte ſie nur halb laut: „ein' Katz, Katz, Katz.“ Ivo ſtand noch eine Weile ſtill mit emporgeſtreckten Armen lauſchend, ob ſie nicht erwacht ſei, als ſie aber ungeſtört fortſchlief, ward Ivo von der Heiligkeit dieſer Ruhe bewältigt, er ſchlug ſich zähneknirſchend mit geballter Fauſt vor die Stirne und verließ das Gemach; in ſeinem Zimmer warf er ſich dann auf den Boden und ſeine tiefſte Seele marternd rief er: „Herr, Gott, vergib, laß mich ſterben, denn ich habe geſündigt, ich bin ein Verworfener, Nichtswürdiger, Herr, Gott, ſtrecke deine Hand aus und zermalme mich. — —“

Von Kälte geſchüttelt erwachte Ivo, es war Tag, er legte ſich zu Bette. Die Mutter brachte ihm den Kaffee vor das Bett, ſie fand ihn ſehr übel ausſehend, ſie wollte es nicht zugeben, daß er aufſtände; Ivo aber ließ ſich nicht davon abhalten, denn er wollte und mußte zur Kirche gehen.

Als Ivo vor dem Stalle vorüberging, hörte er die Emmerenz drinnen ſingen:

> I haun koan Haus
> Und haun koan Hof,

* Ehren=Hausflur.

I haun koan Feld
Und haun koan Geld,
Und ſo e Mädle
Wie ni bin
Hot koan Freud auf der Welt.

„Warum ſo traurig?“ konnte ſich Ivo nicht enthalten zu fragen, „haſt du ſchlecht geſchlafen?“

„Vom ſchlecht Schlafen weiß ich nichts, ich bin müd wenn ich ins Bett komm, und da fallen mir die Augen zu; das Lied iſt mir halt grad ſo eingefallen.“

„Brauchſt nichts zu verhehlen, gelt, du hätteſt eben doch gern den Conſtantin zum Schatz?“

„Den? lieber den Franzoſenſimpel, oder den blinden Koanradle, ich hab kein Geluſt, das halb Dutzend bei ihm voll zu machen. Ich brauch kein'n Schatz, ich bleib ledig.“

„So ſprechen alle Mädchen.“

„Du wirſt ſchon ſehen, daß mirs ernſt iſt.“

„Wenn du einen braven Mann kriegen kannſt, mußt du nicht zu heikel ſein.“

„Was könnt ich kriegen? ſo einen alten Wittwer, der ſchon ein paar Weiber unter die Erd geliefert hat; nein, wenn ich einmal nimmeh bei euch bleiben kann, bin ich kurz reſolvirt, ich hab dem Gretle verſprochen, ich komm zu ihm nach Amerika. Es macht mir aber rechtſchaffen Freud, daß du dich auch noch um mich kümmerſt; ſo iſt's ja net, daß, wenn man geiſtlich wird, man gar nicht nach ſeine alte Freund ummer gucken darf?“

„Ich wünſche von Herzen, daß ich dir zu deinem Glück verhelfen könnte.“

Emmerenz ſah ihn freudeſtrahlend an, dann ſagte ſie: „das hab ich mir immer denkt, du biſt allfort gut geweſen, ich hab's nie glaubt, daß du ſtolz ſeiſt, frag nur dein' Mutter, wir reden oft von dir, ſpürſt als nichts in deinem rechten Ohr?"

Die beiden plauderten noch eine Weile ſo mit einander; Emmerenz erzählte, daß ſie der Mutter die Briefe vorleſe und daß ſie ſie faſt ganz auswendig wiſſe. Ivo hielt es für ſeine Pflicht, ſie darauf aufmenkſam zu machen, daß er auch ihrer nicht vergeſſen habe und daß ſie nur ſtets recht brav ſein ſolle; er ſagte dieß Alles mit großer Selbſtbeherrſchung, denn das treuherzige Weſen des Mädchens hatte einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht.

Es läutete, und an einigen mit ihren Gebetbüchern heimkehrenden alten Frauen merkte Ivo, daß er die Frühmeſſe verſäumt hatte.

„Wo ſchaffſt du denn heute im Feld?" fragte er noch.

„Draußen im Weiherle."

Mit einem „B'hüt di Gott" ging Ivo auch hinaus ins Feld, aber gerade nach der entgegengeſetzten Seite hin; es zog ihn oft dahin, wo er wußte, daß Emmerenz war, dann ging er aber um ſo ſchneller um der Verſuchung ſeines Herzens Trotz zu bieten; endlich kehrte er nach Haus und nahm ein Buch vor um zu ſtudieren, aber er konnte ſeine Gedanken nicht zuſammenbringen, er nahm Papier und begann einen Brief an ſeinen Clemens, er wollte ihm ſein ganzes Inneres aufdecken, bald aber zerriß er den angefangenen Brief wieder und tröſtete ſich damit, daß er ſeinen Freund ja bald wiederſehe.

Gegen alle frühere Gewohnheit war nun Ivo ſelten zu Hauſe, er brachte oft halbe Tage in des Jakoben Schmiede zu;

die Schmieden ſind Aufenthaltsplätze für allerlei Nichtsthuer, für alte Leute und Faullenzer: da kommen fremde Fuhrleute, da kommen Einheimiſche, die die Pferde beſchlagen laſſen oder ſchadhaftes Feldgeräthe bringen; wie der Blasbalg immer neu das Feuer anſchürt, ſo ſtrömt auch ſtets neue Unterhaltung herzu. Ivo dachte viel darüber nach, wie es geworden wäre, wenn der Wunſch ſeiner Kindheit in Erfüllung gegangen und er das Schmiedehandwerk erlernt hätte; er nahm ſich vor, einſt, wenn er Pfarrer ſei, dieſe Orte oft zu beſuchen und hier gelegentlich manches gute Wort anzubringen, und wenn er daran dachte, daß er vielleicht nie zum geiſtlichen Berufe gelange, ſagte er ſich innerlich: „Immerhin, aber nur nicht ſo werden wie der Studentle.“

13.

Der Zwieſpalt.

Als Ivo wieder in das Kloſter zurückgekehrt war, ließ er mehrere Tage vorübergehen, ehe er die Bewegung ſeines Innern ſeinem bleich gewordenen Freunde Clemens mittheilte; er ſchauderte mit Recht vor dieſer Eröffnung. Als ſie wiederum im Burgholz waren, faßte Clemens die Hand Ivo's und ſagte: „Ich habe es im Traume geſehen, wie Satan ſein Netz über dich ausſpanute.“ Ivo geſtand ſeine Liebe zu Emmerenz. „Wehe!“ rief Clemens „Wehe! auch über dich iſt der Verſucher gekommen, ärgert dich dein Auge, ſo reiß' es aus, du mußt dieſe Höllenflamme in dir zertreten und ſterbe auch dein Leben mit.“

Ivo mußte nun alsbald zur Beichte gehen, auch von ihm erfuhr man nie, welche Buße ihm aufe.legt wurde, nur willigte

er gerne in den Vorſchlag des Clemens, daß ſie fortan auf der Erde ſchliefen und ſich auch ſonſt auf allerlei Weiſe kaſteiten.

Clemens ſchlief faſt immer auf der Erde ſitzend, mit ausgebreiteten Armen in der Form des Kreuzes.

Mit aller Macht ſeines Willens wendete Ivo ſeine Seele von den Weltgedanken ab und es gelang ihm wiederum ſich ganz in die Gottesgelahrtheit zu verſenken; bald aber verfolgte ihn auch in dieſe heiligen Gebiete ein fremder Dämon, er wagte es nicht, dieß Clemens mitzutheilen; denn dieſer hätte von Neuem kläglich Zeter gerufen.

So war der Zerfall der beiden Freunde ſchon vorbereitet, der endlich ganz unerwartet zum Durchbruche kam.

Clemens ſprach einſt von der Gottheit Chriſti, der den martervollen Kreuzestod über ſich genommen und wie ihn das erſt als Gott und Heiland der Welt offenbare.

„Ich ſehe an dem Kreuzestod nichts ſo übermenſchliches," ſagte Ivo ganz ruhig, „es iſt heilig aber nicht übermenſchlich als Unſchuldiger für ein erhabenes Streben zu ſtreben; nicht der gekreuzigte Chriſtus, ſondern der lebende und lehrende, der ſo allliebend war wie noch keiner vor ihm, der iſt mein Heiland, er wäre mir derſelbe, wenn er die Treue ſeiner göttlichen Sendung auch nicht mit dem Martertode beſiegelt, wenn die verblendeten Juden ihn anerkannt und ihn leben gelaſſen hätten; nicht der gekreuzigte, ſondern der lebendige Chriſtus, ſein göttliches Leben und ſeine götttliche Lehre iſt mein Heiland, mein Erlöſer."

Clemens ſtand da und zitterte am ganzen Körper, ſeine Lippen quollen auf, ſein Auge rollte wild und mit gewaltiger Fauſt ſchlug er Ivo ins Geſicht, daß dieſem die Funken aus den Augen ſprühten und die Wange braunte.

Ivo ſtand ruhig da, Clemens aber fiel vor ihm nieder,

faßte ſeine Hand und ſchrie: „Wirf dich mit mir in den Staub, Elender! wahrlich, die ſchwerſte Züchtigung, die für deine Gottloſigkeit dir werden konnte, hat der Herr durch meine Hand an dir vollführt, ich wollte es nicht, aber der Herr hat meinen Arm gegen dich geſchleudert; du biſt mein Herzbruder und durch mich mußteſt du gezüchtigt werden, daß du es fühleſt, wie zweiſchneidige Schwerter durch dein Gebein fahren.

Wirſt du mich von dir ſtoßen, ſo iſt das die härteſte Strafe, die der Herr über dich verhängte; er will dir deinen beßten Freund nehmen, thue wie dir dein Geiſt befiehlt, verſtoße mich, dann biſt du zwiefach elend. In tiefe Nacht muß dich der Herr tauchen, damit du zum Licht kommſt, mit Wehmuth muß er dich tränken, mit Galle dich ſättigen, bis der Lügengeiſt aus dir ausfahre und der Sündenſchlamm von dir abfällt. Herr! laß dir dieß Opfer wohlgefallen, ich opfere dir ein Stück meines Herzens, meinen Freund; Du biſt mein Freund, o Herr! vergib mir, daß meine Seele noch an ihm hing, der da iſt ein Fraß der Würmer. Begnadige mich, o Herr! reiche mir den vollen Becher des Schmerzes, führ mich den Dornenweg, zu dir, zu dir!"

Wehmüthig ſtand Ivo da und blickte auf ſeinen Freund, deſſen überquillende Heftigkeit er wohl kannte, er wollte ihn aufrichten, Clemens aber wehrte es ab und Ivo erkannte bald den vollen Gedankenlauf dieſer Verzückung; mit unbeſchreiblichem Schmerze ſah er dann hier in ſeinem lebendigen Freunde deſſen Leiche vor ſich, und wiederum war es ihm, als ſtünde ſein eigener Geiſt vor ſeinem eigenen entſeelten Körper und ſähe ihn zum letztenmale zuſammenzucken; ihn ſchwindelte, er verſuchte es nochmals Clemens aufzuheben, dieſer aber richtete ſich ſtraff auf und fragte Ivo gebieteriſch:

„Willſt du Buße thun? willſt du mit den Thränen der Reue den Roſt deiner Seele abwaſchen?“

„Nein.“

„So fahre zur Hölle!“ rief Clemens, Ivo abermals packend, dieſer aber wehrte kräftig ab, und der Wilde ſagte bittend: „ſchlage mich, tritt mich, ich will Alles gern über mich nehmen, aber retten muß ich dich, das will der Herr.“

Ivo kehrte ſich ab nnd verließ lautlos ſeinen Freund.

Still und gedankenvoll ging Ivo lange Tage umher, die volltönendſte Saite ſeiner Seele war in ſchrillem Mißklange zerriſſen; er hatte eine ſchöne Liebe begraben, ſeine Trauer war tief und namenlos. — Jetzt auch, da er ein Extrem der Glaubensſchwärmerei vor ſich geſehen hatte, regten ſich viele halbſchlummernde Zweifel und Bedenken lebhafter, er war „zwiefach elend,“ wie Clemens verheißen, aber er konnte ſich nicht retten.

Der Horber Kaplan war als Profeſſor nach Tübingen gekommen, er hatte noch immer eine gewiſſe Vorliebe für Ivo, dieſer ſchloß ſich ihm inniger an und eröffnete ihm die Marter ſeiner Seele.

Sonderbar! gerade über die Jungfrau Maria wagte Ivo die meiſten Bedenken, er fragte zuerſt, ob ſie „eine Heilige, auch allgegenwärtig ſei,“ da man doch überall zu ihr bete. Der Profeſſor ſah ihn etwas betroffen an, dann ſagte er: „Der Begriff der Gegenwart iſt ein bloß menſchlicher, den körperlichen Dingen entnommen, eigentlich nur für ſie geltend; indem wir das Wörtchen „all“ zu „gegenwärtig“ hinzuſetzen, wollen wir nur die Geſammtheit des Daſeins zuſammenfaſſen, wir glauben nun dadurch einen neuen Begriff zu gewinnen, in der That aber haben wir keinen; wie wir überhaupt nichts Ueberirdiſches, als ſolches,

in Begriffe faſſen können, iſt alſo das Daſein eines Geiſtes durch den Begriff der Gegenwart gar nicht meßbar. Wir faſſen überhaupt alles Ueberirdiſche nicht durch den Begriff, ſondern durch den Glauben.“

Ivo befriedigte ſich vollkommen bei dieſer Antwort, ſchüchtern wagte er noch die Frage: wie man von der Jungfrau Maria ſprechen könne, da doch in der Bibel Brüder Chriſti erwähnt würden.

Der Profeſſor erwiederte: „das griechiſche Wort αδελφοσ * iſt nicht wörtlich zu nehmen, das iſt ein orientaliſcher Ausdruck aus dem Ebräiſchen genommen, und heißt ſo viel als: Verwandter, Freund.“

„So wäre alſo der Ausdruck ὑιοσ θεου ** auch nicht wörtlich zu nehmen, und wäre auch blos orientaliſcher Ausdruck?“

„Keineswegs, hiefür ſprechen ausdrücklich die meſſianiſchen Stellen des alten Teſtaments, die Evangelien und die Satzungen der Kirche, und dann“ ſetzte er hinzu, indem er die Mienen Ivo's ſcharf beobachtete, „iſt die ganze Menſchwerdung Gottes nur dazu, um dem menſchlichen Begriff einen Halt zu geben, da, wie ich vorhin geſagt, wir das Ueberirdiſche nicht begreifen können, das Weſen desſelben iſt und bleibt aber ein Myſterium, das wir nur glauben können, und der Glaube wird in dir wohnen, wofern du dich nur recht befleißeſt, deine Seele rein und kindlich zu erhalten.“

„Ja, das iſt nicht ſo leicht,“ ſagte Ivo zaghaft.

„Ich will dir einen bewährten Rath geben,“ ſagte der Profeſſor, die Hand auf die Schulter Ivo's legend: „ſo oft ein

* Bruder.
** Gottes Sohn.

Gedanke in dir aufſteigt, der dich vom Glauben entfernt, ſuche ihn augenblicklich zu bannen durch Gebet und Studium, laß ihn nie länger in dir walten. Es geht uns mit unſerm Gotte wie mit einem Freunde, haben wir uns länger innerlich von ihm entfernt, ſo finden wir leicht den rechten Weg zu ſeinem Herzen nicht mehr.“ Dieſe Lehre und dieſes Gleichniß traf Ivo gewaltig, aber es war zu ſpät.

Man ſollte vermuthen, ſolcherlei Forſchungen hätten Ivo über die Kirche hinaus bis an die äußerſten Grenzen des Denkens treiben müſſen, aber er war und blieb ein gläubiges Gemüth; er war vom Vorhandenſein der Wunder lebendig überzeugt, und nur eine Seele, die noch auf dem Zauberboden der Wunder ſteht, weilt noch auf dem Gebiete des wahrhaften Kirchenglaubens: der Glaube iſt die Hingabe an ein Unerklärbares oder Unerklärtes, an ein Wunder.

Das Widerſtreben Ivo's gegen das geiſtliche Studium hatte noch ganz andere Grundlagen, die ihm jetzt immer deutlicher wurden: die alte Luſt nach einem thätigen Leben regte ſich in ihm.

Eine frühere Gedankenreihe, die ſchon im Kloſter zu Ehingen begonnen aber wieder abgebrochen ward, ſetzte ſich jetzt in Ivo fort. „Nicht die ſchweißvolle Arbeit der Hände,“ ſagte er zu ſich, „iſt die Strafe für die erſte Sünde, ſondern weil die Menſchen vom Baume der Erkenntniß einmal gegeſſen, müſſen ſie nun ewig darnach ſtreben, ohne ſich ganz daran erſättigen zu können; im Schweiße ihres Angeſichts ſuchen ſie das Brod ihres Geiſtes, die flatternden dürren Papiere ſind die Blätter am Baume der Erkenntniß, zwiſchen welchen die Frucht verſteckt ſein ſoll. Glückſelig! wem der heilige Chriſtbaum, mit ſeinen von höherer Hand angezündeten Lichtern, der volle Baum der Erkenntniß geworden.

Arbeit! Arbeit! nur das Thier lebt und arbeitet nicht, es gehet aus um ſeine Nahrung zu ſuchen und bereitet ſie nicht, der Menſch aber greift ein in die ewig ſchaffende Kraft der Erde, frei mitwirkend, in der Thätigkeit des Alls, kömmt der Segen der That, Ruhe und Friede über ihn. Ihr verblendeten Römer, euer Wahlſpruch war: Leben, heißt Kriegführen, und ihr ginget hin eure Brüder zu unterjochen, um im ſtolzen Triumphe in die Roma einzuziehen. Nein! Leben heißt arbeiten. Wohl iſt das auch ein Kampf mit den ſtillen Mächten der Natur, aber ein Kampf des freien Lebens, der Liebe, der die Welt umgeſtaltet; des Steines Härte weicht des Meißels Kraft und füget ſich zum ſchönen Bau, und vor Allem ſei du mir geprieſen Ackerbau! In der Erde Furchenwunden ſtreuſt du ſiebenfältig Leben, da hebt ſich das Herz, da wächſt der Geiſt, und wie wir die Erde bebauen, ſie uns unterthan machen, ſo lernen wir auch unſere Erdennatur, die wir mit uns herumtragen, beherrſchen und lenken; und wie wir des Regens und des Sonnenſcheins von oben harren, der unſer Werk aufgehen und reifen macht, ſo iſt es dein Wille o Herr! die Gnade über uns auszugießen, auf daß die Saat unſeres Geiſtes gedeihe und unſern Leib heilige. Gib mir, o Herr! einen kleinen Fleck Erde, und ich will ihn ſiebenfältig umarbeiten, auf daß die verborgenen Säfte aufſchießen in Halme, die ſich vor dem Hauche deines Mundes anbetend neigen, ich will meine ſchwieligen Hände lobpreiſend zu dir erheben, bis du mich hinaufziehſt in das Reich deiner Glorie!" — —

„Ich möcht' wohl Pfarrer ſein," ſagte er ein andermal vor ſich hin, „aber nur des Sonntags; ſo die ganz' Woch mit nichts als mit unſerm Herrgott und von dem leben was man von ihm weiß, in der Kirche ſo daheim ſein wie in ſeiner Stub', da

hat man gar keine Kirche und keinen rechten Sonntag mehr; ach, lieber Himmel! wie ſchön war mir's, wenn ich des Sonntags in die Kirche gekommen bin und hab „guten Morgen Gott" geſagt, die Sonne hat ganz anders geſchienen, die Häuſer haben anders ausgeſehen, und die Welt war ganz anders wie an einem Werktag." Ivo mochte an Emmerenz gedacht haben, denn er ſagte weiter: „das lutheriſch Pfarrleben gefällt mir auch nicht, von dem Predigen eine Frau und einen Haufen voll Kinder ernähren, nein! nein!" Dann kamen wieder leiſe die theologiſchen Bedenken, und er ſagte einmal: „Die Theologie verdirbt die Religion, was braucht's da viel? Liebe Gott, liebe deinen Nächſten. Punktum."

So erzitterte und erbebte das ganze Weſen Ivo's; der Gedanke an Emmerenz jagte ihm oft Fiebergluthen in das Antlitz, und dann überrieſelte ihn wieder Eiſeskälte, wenn er an ſein Schickſal dachte.

Ivo dachte nun viel darüber nach, wie er ſeinen Eltern ſeinen unabänderlichen Entſchluß, aus dem Kloſter zu treten, mittheilen wolle; es war ſchwer, ihnen klar zu machen, daß er keinen rechten Beruf zum Geiſtlichen und auch den vollen Glauben nicht in ſich fühle. Da kam plötzlich ein Bote aus Nordſtetten mit einem Briefe vom Schultheiß an den Direktor, der den Wunſch enthielt, Ivo auf einige Tage nach Hauſe zu entlaſſen, da ſeine Mutter eine ſchwere chirurgiſche Operation nur in ſeinem Beiſein beſtehen wolle.

Von Angſt gejagt eilte Ivo mit dem Boten nach Hauſe; er erfuhr, daß ſeine Mutter ſchon vor längerer Zeit, beim Fallen von der Treppe, einen Arm gebrochen, daß ſie aber nicht darauf geachtet, und nun, als es ſchlimmer geworden ſei, der Arm

noch einmal gebrochen und wieder eingerichtet werden müſſe, ſonſt müßte ſie ſterben; nur ihrer Kinder wegen, für die ſie ſich erhalten müſſe, wollte ſie ſich der ſchmerzlichen Operation unterziehen.

Es durchſchnitt Ivo die Seele, daß der Bote immer von der Mutter ſprach wie wenn ſie ſchon geſtorben wäre, oder ſicherlich „nicht mehr davon käme;“ „es war die rechtſchaffenſte Frau ſo weit man kocht,“ war der ſtete Schluß ſeiner Reden.

Das Wiederſehen von Mutter und Sohn war herzergreifend, und die Mutter ſagte: „So, jetzt kann ich Alles beſſer aushalten, wenn du da biſt.“

Andern Tages kam der Chirurgus, er wollte, daß man der Frau die Augen verbinde, ſie aber ſagte: „Nein, rucket das Bett in die Mitte des Zimmers, ſo daß ich den Heiland ſehen kann, und ihr werdets erfahren, ich werd' nicht zucken und keinen Laut geben.“ — Nach vielem Einreden und Widerſtreben wurde ihr willfahrt; in der einen Hand, an ihrem kranken Arme, hielt ſie den Roſenkranz, mit der andern hielt ſie die Hand ihres Sohnes feſt, ihr Auge war ſtarr nach dem Cruzifix gerichtet, und ſie ſagte: „lieber Heiland, du haſt die höchſten Schmerzen mit göttlichem Lächeln ertragen, lieber Heiland, gib mir Kraft, halte mich feſt wenn ich zittern will, und wenn die Schwerter mir durch die Seele fahren, will ich dein gedenken o heilige Mutter Gottes! und ſtille dulden; bete mit mir lieber Ivo.“

Ohne einen Laut von ſich zu geben ließ ſie die Operation vollziehen, und als das Bein unter gewaltigem Drucke knackte, als Alles ringsum weinte und ſtöhnte, als der Vater halb ohnmächtig in die Kammer geführt wurde, und hinter der verſchloſſenen Thüre ſein halb unterdrücktes Schluchzeu laut wurde,

da war die Mutter Chriſtine ſtill und regungslos, nur ihre Lippen bewegten ſich, ihr Auge war feſt auf den Heiland gerichtet, und ein heiliger Glanz leuchtete daraus hervor.

Als nun Alles vollendet war, und ſelbſt der Chirurgus nicht umhin konnte die Heldenkraft der Kranken zu preiſen, da ſank Chriſtine in die Kiſſen zurück, ihr Auge ſchloß ſich, aber eine lichte Glorie ſchwebte auf ihrem Antlitze, alle Anweſenden ſtanden in ſtummer Bewunderung. Der Vater war wieder eingetreten, er beugte ſich über ſeine Frau, als er ihren Athem fühlte, blickte er mit einem ſchweren Seufzer und dem Rufe: „Gelobt ſei Gott,“ nach oben; Ivo kniete an dem Bette nieder, er blickte zu ſeiner Mutter auf und betete die Verklärte an, Alles faltete ſtill die Hände, Niemand wagte einen Laut, und es war wie wenn der lebendige Geiſt Gottes durch alle Herzen zöge.

Als die Mutter Chriſtine erwachte und „Valentin!“ rief, eilte dieſer auf ſie zu, faßte ihre Hand, drückte ſie an ſein Herz und weinte.

„Gelt,“ ſagte er endlich: „du verzeihſt mir? du ſollſt g'wiß kein unſchön Wörtle mehr von mir kriegen; ich bin dich nicht werth, das ſeh ich erſt jetzt doppelt ein, und wenn unſer Herrgott dich mir genommen hätt', ich wär toll geworden.“

„Sei nur ruhig Valentin, ich hab' dir nichts zu verzeihen, ich weiß wohl, du biſt gut, wenn du auch manchmal nicht ſo biſt wie du biſt; gräm' dich nur jetzt nicht Valentin, es geht wieder Alles gut, unſer Herrgott hat uns nur verſuchen wollen.“ — —

Die Mutter Chriſtine genas wunderbar ſchnell, Valentin hielt getreulich Wort, er wachte um ſeine Frau wie um ein höheres Leben, der leiſeſte Wink ihres Auges war ihm ein fröh-

liches Gebot; man mußte ihn zwingen, ſich nur einige Nachtruhe zu gönnen.

Emmerenz und Ivo wechſelten oft ab um bei der Mutter zu wachen, und dieſe ſagte manchmal: „Ihr ſeid liebe brave Kinder, unſer Herrgott wird's euch g'wiß gut gehen laſſen."

Oft auch wenn die Mutter ſchlief und das eine kam, um das andere abzulöſen, redeten ſie noch lange mit einander; Ivo offenbarte der Emmerenz den tiefſten Wunſch ſeiner Seele nach einer anſtrengenden Arbeit, und ſie ſagte: „Ja, ich kann mir's denken, ich könnt' nicht leben, wenn ich nicht recht tüchtig zu ſchaffen hätt'; ich will mich nichts berühmen, aber im Schaffen nehm ich's mit einer jeden im Dorf auf."

„Und wenn du erſt ein eigen Hausweſen hätteſt, gelt, da thäteſt du erſt rechtſchaffen arbeiten?"

„Ja," ſagte Emmerenz und ſtreifte ihre kurzen Hemdärmel noch beſſer hinauf und straffte ihre kräftigen Arme gleich als müſſe ſie jetzt augenblicklich zugreifen, „ja, wenn das wär', aber es iſt mir auch ſo kein' Arbeit zu viel."

„Nun," ſagte Ivo, „denkſt du denn auch als etwas bei der Arbeit?"

„Ja g'wiß."

„Was denn?"

„Was einem eben ſo in den Sinn kommt, ich hab mich noch nie darum beſonnen."

„Nun ſag mir's zum Beiſpiel."

„Ja, da weiß ich nichts."

Das ſonſt ſo zuverſichtliche Mädchen wußte ſich vor Verlegenheit gar nicht zu helfen.

„Schämſt du dich, mir's zu ſagen?"

„Kein Bröſele, aber ich weiß halt nichts.“

„Nun, was haſt du heut Morgen beim Dinkel- * ſchneiden gedacht? was für Gedanken ſind dir durch den Kopf gegangen?“

„Ja, da muß ich mich beſinnen, du darfſt mich aber nicht auslachen.“

„Nein.“

„Zuerſt hab ich, glaub ich an gar nichts gedenkt, du könnteſt mich drauf rädern, es fällt mir nichts ein, ja, doch, ich hab dacht, wie lang wir da zu ſchneiden haben, hernach bin ich auf ein Wachtelneſt geſtoßen, da ſind ganz junge Vögele drin geweſen, jetzt hab ich's auf die Seite than, daß es die Buben nicht kriegen, jetzt hätt' ich gar zu gern die Alten geſehen, wie die ſich wundern, wenn auf einmal ihr Haus an einem andern Fleck ſteht, jetzt iſt mir das Lied vom Nazi eingefallen, du kannſt's ja auch ſo ſchön ſingen, das von der armen Seele; jetzt hab ich ſo dacht: wo mag auch der Nazi ſein, jetzt, ja, jetzt hab ich dacht: es iſt gut, daß bald Mittag iſt, denn ich hab einen wetterlichen Hunger gehabt. So, das iſt Alles, gelt, das iſt nicht viel?“ Scheu zupfte das Mädchen an ſeinen Kleidern und wollte den Blick gar nicht erheben; Ivo fragte nun wieder:

„Denkſt du denn nicht auch als daran, wie wunderbar es iſt, daß Gott das Samenkorn, das der Menſch geſät, ſiebenfältig aufſchießen läßt? daß die Saat unter dem Schnee ſchläft, bis die Frühlingsſonne ſie weckt? wie viel Millionen Menſchen ſich ſchon von dem Safte der Erde genährt und ihn doch nie erſchöpfen?“

* Dinkel, Roggen.

„Ja wohl, das hab ich auch ſchon denkt, aber von ihm ſelber wär ich nicht drauf kommen, der Pfarrer hat das auch oft in der Predigt und in der Chriſtenlehr geſagt; guck, wenn man ſelbſt ſo viel mit dem Sach zu ſchaffen hat, da kommt man auf keine ſolche Gedanken, da denkt man halt: iſt's bald zeitig und gibts viel aus? die Pfarrer, die nicht im Feld ſchaffen, die kein Dung 'nausführen und nicht dreſchen, die kommen eher auf ſolche Gedanken.“

„Du mußt ſie auch öfter aufſuchen dann findeſt du ſie von ſelber, thu das Emmerenz.“

„Ja wohl, das will ich, du haſt recht, es iſt immer gut wenn man einen dermahnt; wenn du mich wieder fragſt, wirſt ſehen, kann ich dir mehr ſagen, ich bin nicht ſo dumm.“

„Und recht lieb“ ſagte Ivo, er wollte ihre Hand faſſen hielt aber ſchnell wieder an ſich; das aber konnte er ſich nicht verwehren, daß er das kernhafte Weſen des Mädchens immer mehr liebte. — —

Mit tief erſchütterter Seele kehrte Ivo wieder in das Kloſter zurück, er bewunderte die Heldenkraft ſeiner Mutter und gelobte ſich ihr nachzuſtreben; aber noch anderes bewegte ſeine Bruſt: das Paradies ſeines elterlichen Hauſes war aus Schmerz und Qual vor ſeinen Augen wieder erſtanden, er erkannte, welch eine unverſiegbare Seligkeit es iſt, wenn zwei liebende Herzen feſt an einander halten und im ewigen Wechſel des Lebens ſich traut an einander ſchmiegen; der mächtig zurückgehaltene ewige Schmerz trat hervor, er dachte an Emmerenz — und im dunkeln Tannenwalde ſaß er und weinte. Drunten im Thale ſchrillten die grellen Töne einer Sägmühle, Ivo wünſchte, daß dieß die Bretter zu ſeinem Sarge ſein möchten, die man dort bereite. — —

In der nächſten Vakanz war Ivo wiederum faſt immer zu Hauſe; hier war jetzt ein ſeliges Leben, Valentin war wie ausgewechſelt, kein lautes Wort wurde vernommen, ein jedes behandelte das andere liebreich und zart, es war wie ein ſteter Palmſonntag aus der Kinderzeit. Aber alle dieſe Ruhe erregte auch in Ivo eine Unruhe, alle dieſe Freude erweckte ihm auch Schmerz und Unfriede, er erkannte deutlich ſeine einſam verkümmerte Zukunft, ihm war kein ſo ſeliges Leben beſchieden.

Zwei gewichtige Ereigniſſe erhöhten noch das Leben dieſer Vakanz: der Johannesle hatte für ſeinen Conſtantin ein Haus bauen laſſen, Valentin hatte es mit ſeinen Söhnen aufgerichtet und Joſeph, der in dieſen Tagen Meiſter wurde, hielt den Bauſpruch.

Das ganze Dorf war vor dem Hauſe verſammelt, Meiſter und Geſellen ſtanden hoch oben und ſteckten die junge Tanne, mit den Bändern aller Art geſchmückt, auf die Spitze des Giebels, Alles war geſpannt auf den erſten Spruch Joſephs. Nach einem einfachen Gruße ſagte er:

Allhier bin ich aufgeſtiegen und geſchritten,
Hätt' ich ein Pferd gehabt, ſo wär' ich heraufgeritten;
Weil ich aber hab kein Pferd,
So iſt es nicht viel Sagenswerth.
Das höchſte Haupt, der Kaiſer gut,
Den Gott erhalt' auf ſeiner Hut,
Ja alle Fürſten, Grafen und Herren
Das ehrbar Zimmerhandwerk nicht können entbehren;
Ein Zimmergeſelle bin ich genannt,
Ich reiſe Fürſten und Herren durch's Land,
Daſſelbe mit Fleiß zu beſehen,
Daß ich einmal möchte beſtehen.

Wann ich hätte aller Jungfrauen Gunſt,
Und aller Meiſter ihre Kunſt,
Und aller Künſtler ihren Witz,
So wollt' ich ein Haus bauen auf eine Nadelſpitz;
Weil ich aber daſſelbe nicht thun kann,
So muß ich bauen nach einem guten Plan;
Wer da will bauen auf Gaſſen und Straßen
Der muß einen jeden können reden laſſen.
Ich lieb was fein iſt
Wann's gleich nicht mein iſt,
Wann mir's gleich nicht werden kann,
Hab ich doch Luſt und Freud daran.
Drauf trinket ein Gläſelein Wein:
Kamerad! ſchenk mir drauf eins ein,
Bauherr! ich brings euch aus Lieb und Freud,
Nicht aus Haß oder großem Neid,
Sondern aus Lieb und Freundlichkeit;
Auf unſers Kaiſers ſeine Tapferkeit!
Auf ſeines Feindes Verderblichkeit,
Auf hieſiger Herren Geſundheit
Und aller guten Freunde insgemein,
Die hier unten verſammelt ſein.
Jetzt trink ich über euch allen,
Gebt acht! das Glück wird hinunterfallen,
Hinunter iſt gar gefährlich
Und euch herauf beſchwerlich,
Ich will mich jetzt eins bedenken
Und das Glas hinunterſchwenken.

Joseph trank, das Glas fiel hinab und ein hunderſtimmiges Hoch erſchallte, dann ſprach er wieder:

Durch Gottes Hülfe und ſeine Macht
Haben wir dieſen Bau zu Stande gebracht,

Drum thun wir dem lieben Gott danken,
Daß er keinen hat laſſen wanken;
Daß keiner iſt in Unglück kommen,
Und daß keiner kein Schaden genommen,
Auch thun wir den lieben Gott noch bitten:
Er wolle uns ferner in Gnaden behüten;
Nun befehl' ich dieſen Bau in Gottes Hand,
Dazu auch das ganze Vaterland.
Auch wünſch ich daneben unſerm Bauherrn im neuen Haus
Gut Nahrung von denen, die gehen ein und aus;
Und ſo wünſch ich allen insgeſammt
Glück, Segen und Heil zu allem Stand.
Ich hätt mich bald hoch vermeſſen,
Und der viel ehr- und tugendſamen Jungfrauen vergeſſen,
Die uns dieſen Kranz haben formirt
Und mit ſchöner Lieberei geziert;
Ich dank für alle dieſe Liebereien gut,
Die werden uns hübſch ſtehen auf'm Hut.

Mit dem Rosmarinſtrauße auf dem Hut und dem unverſchnittenen Felle angethan kam Joſeph herab und wurde von Allen beglückwünſcht und geprieſen, ſelig aber faßte ſeine Braut des Hansjörgs Mareile ſeine beiden Hände, ſah ihm freudeverklärt in das Antlitz und blickte dann ſiegesfroh nach den Umſtehenden.

Ivo ſtand daneben, und Joſeph ſagte: „Gelt Ivo ich kann auch predigen wenn's ſein muß? das iſt mein' Primiz."

Ivo ſeufzte tief, da er an die Primiz erinnert wurde.

Als Alles theils nach Hauſe theils zum Schmauſe ging,

ließ ſich Ivo durch kein Zureden Conſtantins zu letzterem bewegen, er ſtand noch eine Weile allein vor dem luftigen Gebälke und dachte darüber nach wie glücklich der Conſtantin bald ſein werde, der nun ſchon ein Haus ſein eigen nannte. „So ein Pfarrhaus“ ſagte er dann vor ſich hin, „iſt wie ein Schilderhaus, das gehört Niemanden, keiner hinterläßt eine ächte Spur ſeines Daſeins, da zieht eine andere einſame Wache auf bis wieder eine andere kommt und ablöst; doch, ich will nicht ſelbſtiſch ſein, wird mir auch das Glück des Familien-Lebens nicht, ich will für andere arbeiten und an den Spruch denken:

Ich lieb' was fein iſt
Wann's gleich nicht mein iſt,
Wann mir's gleich nicht werden kann,
Hab' ich doch Luſt und Freud daran.

Acht Tage ſpäter war nun auch die Hochzeit Joſeph's, da ging es luſtig her, die Mutter Chriſtine ſaß oben an neben ihrem Sohne Ivo, dieſer war und blieb der Stolz der Familie. Ivo tanzte dann auch einmal mit ſeiner Schwägerin, hierauf aber auch mit Emmerenz, ſie war ganz ſelig und ſagte: „So, jetzt haben wir doch auch einmal mit einander getanzt, wer weiß, ob wir noch im Leben dazu kommen.“

Nun brachte der zweitälteſte Bruder Ivo's ihm ſeinen Schatz und ſagte: „tanzet mit einander,“ Ivo willfahrte gerne; als er geendet kam die Mutter Chriſtine auf ihn zu und ſagte: „du tanzſt ja prächtig, wo haſt's denn gelernt?“

„Das kann ich noch von meiner Jugend her, wiſſet ihr, die Spinnerin hat mich's als zwiſchen Licht gelehrt.“

„Wollen wir's auch einmal probiren?“

„Ja Mutter.“

Alles hielt aus während Ivo mit ſeiner Mutter tanzte.

Jetzt erhob ſich Valentin, ſchnalzte mit den Fingern und rief:

„Spielleut'! einen Vortanz für mich, es gibt ein Bouteill', komm Alte;“ er nahm ſeine Frau am Arm, hüpfte und ſprang, dann tanzte er den alten Nationaltanz: er ſchnalzte mit der Zunge, ſchlug ſich auf Bruſt und Schenkel, wiegte ſich bald auf den Zehen bald auf den Ferſen und führte allerlei Figuren auf, bald faßte er ſeine Tänzerin bald ließ er ſie wieder los und trippelte mit geneigtem Kopfe und ausgeſtreckten Armen ganz verliebt um ſie herum; Chriſtine ſah mit züchtiger Andacht aber doch freudvoll zur Erde, drehte ſich oft und oft faſt ohne ſich von der Stelle zu bewegen, ſie hielt ein Ende ihrer Schürze anmuthig in der Hand und ſchlüpfte bald unter dem rechten, bald unter dem linken Arme ihres Mannes durch, bald drehten und wendeten ſich beide unter ihren erhobenen Armen hinweg; mit einem Hops von dem der ganze Boden zitterte beſchloß Valentin den Tanz.

So war dieſe Vakanz voll Freude im Hauſe und außer demſelben.

14.

Der Zerfall.

Von allen dieſen Freuden weg mußte Ivo aber- und abermals in das Kloſter, er traf Clemens nicht mehr, dieſer hatte

die Erlaubniß erhalten ein Jahr früher auszutreten, um ſich in ein königlich bairiſches Kloſter zu begeben.

Einen neuen Schmerz erfuhr Ivo in dem Schickſal Bartels, den wir mit ihm ſeit einiger Zeit aus den Augen verloren haben; der gutmüthige Jüngling hatte ſich ſeit lange im Voraus einem geheimen Laſter ergeben, das ſeine ganze Körperkraft unterwühlte: er kaute immer an den Nägeln und dann rieb er ſich wieder die Hände als ob es ihn friere, ſein Gang war ſchwankend und unſtet, die Farbe ſeines Geſicht's war weislichgrün, eingefallene Wangen, eine rothe Naſe und ein ſtets weit aufgeriſſener Mund machten den lang aufgeſchoſſenen lendenſchwachen Jüngling zu einer Schreckgeſtalt, er war dem Blödſinne nahe und wurde nun im Lazarethe untergebracht, man wollte noch den Verſuch ſeiner Herſtellung machen und ihn andernfalls aus dem Kloſter entlaſſen. Ivo ſchauderte als er ihn beſuchte, denn die einzelnen kräftigen Erhebungen Bartels waren nur dazu, um ſein eigenes Thun mit den heftigſten Gewiſſensbiſſen anzuklagen.

Immer mächtiger drängte ſich Alles auf Ivo heran, die Luft um ihn her ſchien ihm verpeſtet, er ſchrieb endlich einen Brief an ſeine Eltern, worin er ihnen ſeinen unabänderlichen Entſchluß eröffnete, aus dem Kloſter auszutreten, denn er könne nicht Geiſtlicher werden; weiter ließ er ſich auf keine Erörterung der Gründe ein, denn er wußte wohl, daß dieſe doch nichts verſchlagen würden, auch hätte man ihn gottlos geſcholten wenn er ſie darlegte, und das hätte doppelten Schmerz gebracht. Mit feſter Hand ſchrieb er den Brief, mit zitternder aber warf er ihn im Abenddunkel in die Brieflade; als er das Papier den Schieber hinabgleiten hörte war es ihm als ob ſein vergangenes

Leben damit ins Grab hinabſinke, und jedes Leben, ſei es auch noch ſo ſchmerzlich und verloren, krümmt ſich im Tode; entſchloſſen richtete er ſich dann wieder auf, der Zukuuft entgegenſchauend.

Einige Tage ſpäter erhielt Ivo einen Beſuch von ſeinen Eltern, ſie nahmen ihn mit in das Wirthshaus zum Lamm, dort ließ ſich Valentin ein Zimmer anweiſen und als ſie alle darin waren verriegelte er die Thüre.

„Was geht mit dir vor?“ fragte er Ivo ſtreng.

„Ich kann nicht Geiſtlich werden, lieber Vater, ſehet mich nicht ſo grimmig an, ihr ſeid doch auch einmal jung geweſen.“

„So? da ſteckt der Putzen? du vermaledeiter Bub, warum haſt du denn das nicht vor acht Jahren geſagt?“

„Ich hab's damals nicht ſo verſtanden und hätt' auch die Kuraſche nicht gehabt.“

„Wart ich will dich kuraſchen, mit dir mach' ich kurzen Handel, du wirſt Pfarrer und damit Baſta!“

„Eh' ſpring ich ins Waſſer,“

„Iſt nicht nöthig, du kommſt nicht lebendig aus der Stub wenn du mir nicht in die Hand hinein verſprichſt Geiſtlich zu werden.“

„Das thu ich nicht.“

„Was? das thuſt du nicht?“ ſchrie Valentin Ivo an der Gurgel packend.

„Vater!“ ſchrie Ivo, „um Gotteswillen Vater laſſet mich los, machet nicht daß ich mich wehren muß, ich bin kein Kind mehr.“ —

Chriſtine hing ſich an ihren Mann: „Valentin!“ klagte ſie,

„ich ſchrei Feuerjo zum Fenſter 'naus wenn du nicht gleich los läßſt;" Valentin ließ ab und Chriſtine fuhr fort: „Iſt das die Sanftmuth, die du mir verſprochen haſt? Ivo, verzeih ihm, er iſt nicht ſo bös, er iſt ja dein Vater, Gott hat ihm die Macht über dich gegeben, Valentin, wenn du noch ein laut Wörtle redſt haſt du mich geſehen, ich lauf auf und davon, Ivo, thu's mir zu lieb und gib ihm die Hand."

Ivo ſtand da und preßte die Lippen zuſammen und weinte große Tropfen; „Vater" ſchluchzte er, „ich hab mich ja nicht ſelber zum Geiſtlichen beſtimmt, und ihr ſeid auch unſchuldig, ihr habt nicht wiſſen können daß ich nicht dazu taug'; wir wollen einander keine Vorwürf' machen;" er ging auf Valentin zu und wollte ſeine Hand faſſen, dieſer aber ſagte: „Schon recht, was will denn der hoffärtig Herr werden?"

„Laſſet mich noch ein halb Jahr die Thierarzneiſchul' beſuchen, und dann will ich mich als Thierarzt und Bauer ſchon irgendwo niederlaſſen."

„Haſts gut vor, und ich ſoll dem Kloſter 'rausbezahlen? für jed Jahr 200 fl.? da kann man mir mein Haus ausſchellen, das wird ſchön klingen, und da wirds heißen: ja, der Ivo wird ein Katzendoktor, da kann man das Häusle ſchon dafür ſpringen laſſen, und von was willſt du denn ſtudiren? willſt du auf den alten Kaiſer 'nein leben, oder meinſt gar ich geb dir Geld? du kannſt einen Prozeß mit mir anfangen, kannſt dein Mütterliches verlangen; ich will dir aber hernach ſchon eine Rechnung machen was du mich koſteſt."

„Ich werde es beim Miniſterium dahin bringen, daß man die Vergütung an das Kloſter auf mein einſtiges Vermögen überträgt." —

„Wir haben mit einander ausgered't, brauchſt mir nichts mehr zu ſagen," unterbrach ihn Valentin; „wenn du nicht folgſt, denk nur nicht daß du noch einen Vater auf der Welt haſt, du biſt mein Stolz geweſen, jetzt darf ich keinem Menſchen mehr unter die Augen treten, ich muß froh ſein wenn die Leut ſo gut ſind und nicht von dir reden;" dem harten Manne quollen Thränen aus den Augen, das Geſicht in beide Hände drückend fuhr er fort: „wenn mich nur ein ſiedig Donnerwetter in Boden 'nein verſchlagen hätt', eh ich den Tag erleb" — er legte den Kopf auf das Fenſtergeſims kehrte ſich nicht mehr um und ſtampfte mächtig gegen die Wand.

Da ſieht man's wieder wie's die Menſchen machen: ſeinen Haß und ſeinen Zorn ganz offen an ſeinem Sohne auszulaſſen trug Valentin keine Scheu, ſeine Liebe und Zufriedenheit aber ſchämte er ſich ſtets zu offenbaren und verſchloß ſie in ſich. Machen's nicht die meiſten gebildeten und ungebildeten Menſchen ſo?

Die Mutter Chriſtine hatte bis jetzt nur immer mit beiden erhobenen Händen Stille und Begütigung zugewinkt, nun ſagte ſie mit feſterer Stimme als man ihrem Antlitze nach hätte vermuthen ſollen: „Ivo, lieber Ivo, du biſt doch allfort brav und gottesfürchtig geweſen, es iſt ja kein bös Aederle in dir, ich will nichts davon ſagen, daß ich mir denkt hab wie mir das ein Staffel im Himmel iſt wenn du Geiſtlich wirſt, davon iſt jetzt kein' Red, es iſt mir um deinetwegen; um Jeſu Chriſti Blut willen geh in dich, ſei gut, bet' rechtſchaffen, und unſer Herrgott wird dir helfen und dein Herz von allem was nicht 'nein gehört reinigen; ach! du haſt ja immer ſo einen frommen Sinn gehabt, guck, ich kann nicht viel reden, es ſtoßt mir ſchier das

Herz ab: ſei wieder ſo fromm und gut wie du geweſen biſt, ſei wieder der lieb Ivo," — ſie fiel an ſeinen Hals und weinte; Ivo umarmte ſie und ſagte:

„Mutter lieb, Mutter lieb, ich kann nicht Geiſtlich werden, glaubet ihr denn ich hätt' euch den Kummer gemacht wenn ich anders könnt'? Ich kann nicht."

„Sag nicht: ich kann nicht, das iſt nicht fromm, will du nur recht, nimm dich recht feſt zuſammen und ſchüttel all das böſe Gelüſt von dir, es muß gehen; der Allbarmherzige wird dir helfen, und du biſt wieder unſer Glanz und unſer Freud und biſt ein fromm Kind vor Gott und den Menſchen."

„Ich bin nicht ſchlecht liebe Mutter, aber ich kann nicht Geiſtlich werden; zerreißet mir das Herz nicht ſo, ach! ich möcht' euch ja ſo gern folgen, aber ich kann nicht."

„Laß ihn zum Teufel gehen den Hallunk," ſagte der Vater, Chriſtinen von ihrem Sohne wegreißend, „kannſt du denn dein Mutter ſo bitten und betteln ſehen?"

„Zerreißet mich!" rief Ivo, „aber Geiſtlich kann ich nicht werden."

„'Naus, fort, 'naus oder ich vergreif' mich an deinem Leben," rief Valentin, der Schaum ſtand ihm vor dem Munde, er riegelte die Thüre auf und ſchob Ivo hinaus. —

„Es iſt vorbei," ſagte Ivo tief aufathmend und ſchwankte die Treppe hinab; von droben vernahm man ein Poltern, die Thüre wurde aufgeriſſen und die Mutter kam herab; Hand in Hand ging ſie mit ihrem Sohne bis vor das Kloſter, ſie redete kein Wort, nur als ſie jetzt Abſchied nahm ſagte ſie:

„Gib mir dein' Hand drauf, daß du's noch überlegen willſt, und daß du dir kein Leid an deinem Leben anthuſt."

Ivo verſprach's und ging ſtill in ſeine Klauſe; der Boden wankte unter ihm, aber in dem tiefſten Kern ſeiner Seele ſtand der Gedanke feſt und aufrecht, ſich durch keinerlei kindliche Bewegungen zu einem Lebensberufe hindrängen zu laſſen. „Ich habe Pflichten gegen mich ſelber und muß ſelber für mich einſtehen,“ ſagte er zu ſich; „in den Tod könnte ich gehen um meiner Mutter zu willfahren, aber ein Leben deſſen tiefſte Wurzel der innere Beruf ſein muß, kann und darf ich nicht über mich nehmen.“

In der Nacht aber erwachte Ivo plötzlich, es war ihm als ob er durch einen Schrei ſeiner Mutter aufgeweckt worden wäre; er richtete ſich in ſeinem Bette auf, und jetzt gedachte er welch einen hohen heiligen Beruf er zu verlaſſen gedenke, die ganze Herrlichkeit des geiſtlichen Amtes ſtand vor ſeiner Seele: ein liebender, tröſtender, hülfreicher Freund der Armen und Bedrängten, ein Vater der Waiſen und Verlaſſenen, ein Spender des Lichts und des Heils in allen Seelen; er ſah über alle die theologiſchen Satzungen weg, ja er gedachte mitzukämpfen den heiligen Kampf der Befreiung von Aberwitz und Menſchenſatzung und den kommenden Geſchlechtern das reine Licht des Himmels zu ſichern, er kämpfte alle Erdenluſt und alle Selbſtſucht in ſich nieder, er wollte leben für Andere und für die andere Welt, kein Tag ſollte vorübergehen an dem er nicht eine Seele erquickt, ein Herz erfreut.

„Wo ein armes Erdenkind in trübem Harme weint, da will ich ſein Wehe in mein Herz aufnehmen und es darin auskämpfen laſſen, ich will die Thränen der Trauernden trocknen, und du o Herr! trockne die Thränen von meinem Antlitze wenn mein

Geiſt erlahmt und ich nächtlich weine über mein armes verlaſſenes Leben!"

So ſprach Ivo vor ſich hin, und ihm war ſo leicht und frei, es war ihm als ob er aller irdiſchen Schwere entbunden ſich jetzt hinaufſchwingen müſſe zum Urquell der Seligkeit; und dann fühlte er ſich wieder ſo ſiegesmuthig, ſo kraftdurchſtrömt, als müſſe er ſich plötzlich in das heißeſte Gewühl der Schlachten ſtürzen, entzückt dachte er an den Jubel, den ſeine Rückkehr zu ſeinem Berufe im elterlichen Hauſe erwecke — aus ſeligem Entzücken wurde er wieder hinübergetragen in das Reich des Traumes.

Andern Morgens ſchrieb Ivo einen Brief nach Hauſe, worin er mit tiefem Ernſte und ſiegesfroher Zerknirſchung die Rückkehr zu ſeinem Berufe verkündete und die Hohheit ſeines Wirkens pries; was er aus Nachgiebigkeit gegen ſeine Eltern nicht thun konnte, das hatte er jetzt aus freier Selbſtbeſtimmung vollführt. Als er wiederum an dem Briefſchalter ſtand und das Schreiben durch den Schieber hinabrauſchte, da däuchte ihm dieß wie der ſcharfe Schnitt eines Richtſchwertes, er hatte ſich ſelbſt das Urtheil geſchrieben und vollzogen; kopfſchütteld ging er nach dem Kloſter zurück, die Kraft ſeines Weſens war zerbrochen und klaffte in Zwieſpalte aus einander; mit allem Aufgebot ſeiner Willenskraft gab er ſich nun wiederum dem Studium hin, es gelang ihm für einige Zeit Friede und Beruhigung darin zu finden.

Zu Hauſe erregte der Brief das höchſte Entzücken; kaum aber war die erſte Freude der Botſchaft vorüber, da lächelte die Mutter oft ſchmerzlich vor ſich hin, ſie ging gedankenvoll im Hauſe umher und redete wenig; oft ließ ſie ſich Abends wenn

ihr die Augen übergingen den Brief von Emmerenz vorleſen, und wenn ſie an die Stelle kam: „Ich will mein Leben Gott opfern, der mir es gegeben, ich will euch meine liebe Mutter die höchſte Freude eures Lebens gewähren,“ da ſeufzte Chriſtine ſchwer.

Einſt am Samſtag Abend ſaßen Chriſtine und Emmerenz bei einander und ſchälten Kartoffeln auf morgen, Emmerenz hatte den Brief wieder vorgeleſen, und ſie ſagte nun:

„Bas, es iſt mir immer, als ob ihr euch nicht grundmäßig freuen könntet, daß der Ivo geiſtlich wird; ſaget's nur frei von der Leber weg, ich merk's wohl, vor mir brauchet ihr ja kein Hehling haben.“

„Du haſt recht, guck, ich will dir's nur ſagen, vor Ihm“ (ſie meinte hiemit ihren Mann) „dürft' ich davon nicht ſchnaufen, da wär gleich Feuer auf dem Dach; guck, mir iſt es halt immer wie wenn ich ein' ſchwere Sünd' begangen hätt', guck, ich hab ihm ſein Herz ſo ſchwer gemacht, und er iſt gar ein gut Kind, es iſt kein bös Blutströpfle in ihm, und da wird er mir zu lieb geiſtlich und ſein Herz hangt doch an der Welt, und das iſt ein' ſchwere Sünd'.“

„Da iſt ja ganz erſchrecklich, da hätt' ich kein ruhige Stund', da müßt mir geholfen ſein.“

„Ja, aber wie? guck, ich möcht' ihm das gern zu wiſſen thun, und hinter Ihm“ (ſie meinte hiemit wieder ihren Mann) „mag ich mich doch dem Schullehrer nicht anvertrauen, und ich kann doch ſelber nicht mehr ſchreiben.“

„Da iſt leicht geholfen, da ſchreib' halt ich, ich kann's ganz gut, und ihr ſaget mir Alles vor.“

„Ja, das iſt ja wahr, daran hab' ich gar nicht dacht, du biſt ein lieb Kind, komm, wir wollen gleich."

Nun war aber ein großer Jammer, denn nirgends war eine geſchnittene Feder zu finden, ſo klein dieß auch erſcheinen mag, ſo war dieß doch ein großer Mangel; Emmerenz wollte zum Schullehrer gehen und ſich eine ſchneiden laſſen, ſie wollte der fragenden Frau Schulmeiſterin ſchon was vorlügen, aber Chriſtine duldete das nicht; „wir dürfen nicht mit einer Sünd anfangen," ſagte ſie. Die gleiche Antwort gab ſie auch als Emmerenz ſagte, ſie wiſſe wo der Schullehrer ſeine Federn liegen habe, ſie wolle eine ſtehlen und dafür ein Dutzend ungeſchnittene Eckfedern hinlegen; endlich rief Emmerenz ſich erhebend: „ich krieg eine, meiner Schweſter ihr Bub, der Karle, geht ja in die Schul', der muß mir eine geben," ſie ſprang fort und kehrte jubelnd, eine Feder in der Hand, zurück.

Nun ſetzte ſie ſich an den Tiſch, zog mit einer Kluf * den Docht an der Lampe beſſer heraus, legte Alles zurecht und ſagte:

„So, jetzt machet mir die Diktate."

Die Mutter ſaß hinter dem Tiſche in der Ecke unter dem Kruzifix und verſuchte es noch eine Kartoffel zu ſchälen, ſie ſagte:

„Schreib: „„lieber Ivo,"" haſt das?"

„Ja."

„„Ich denk alleweil an dich, es vergeht kein' Stund im Tag, und Nachts wenn ich im Bett lieg und wach ſind meine Gedanken bei dir, herzlieber Ivo.""

„Nicht ſo ſchnell, ſonſt komm' ich nicht nach," jammerte

* Kluf = Stecknadel.

Emmerenz; ſie erhob ihr hocherröthend Antlitz, blickte in das Licht und kaute eine Weile an der Feder, gerade ſo hätte ſie ja auch für ſich ſelber an den Ivo geſchrieben, ihr Angeſicht faſt ganz auf das Papier legend ſchrieb ſie dann und ſagte endlich: „herzlieber Ivo — weiter.“

„Nein, lies mir zuerſt vor was du geſchrieben haſt.“

Emmerenz las.

„So iſt's recht, jetzt ſchreib weiter: „„es iſt mir nicht recht wohl dabei, daß du dich wieder ſo ſchnell anders reſolvirt haſt,““ — halt, das ſchreib noch nicht ... ſo darf man nicht anfangen.“

Emmerenz ſtützte das Kinn auf die Hand und blickte harrend drein, die Mutter aber ſagte:

„Du haſt jetzt ſchon gehört wie mir's ums Herz iſt, ſchreib du jetzt Alles, ſo macht's der Schullehrer auch.“

„Ich will euch was ſagen,“ begann Emmerenz ſich erhebend, „ſo ein Brief kann in unrechte Händ' kommen, er kann verloren gehen, und wir können's ja doch nicht ſo recht aufſetzen das beßt' wird ſein, ich geh zu Ivo und ſag ihm Alles; morgen iſt Sonntag, da verſäum' ich nichts, Kurzfutter hab ich geſchnitten, ich will dem Vieh noch ſchnell über Nacht geben und den einzigen Tag kann's mein' Schweſter ſchon verſorgen; die Grundbirnen ſind geſchält, ich richt's hin, daß ihr blos das Fleiſch ans Feuer zu ſtellen braucht, dem Thal nach ſind es ja nur ſieben Stund' bis Tübingen, und ich will laufen wie ein Feuerreiter, ſo ein Sonntag iſt lang und morgen Abend bin ich wieder zeitlich da.“

„So ganz allein willſt fort? und in der Nacht?“

„Allein? unſer Herrgott iſt überall, und der hält ſeine Hand über ein armes Mädchen,“ faſt unwillig ſetzte Emmerenz hinzu; „in der Nacht muß ich ja fort, ſonſt käm ich ja morgen nicht wieder heim und Er thät balgen *.“

„Ich kann nicht Nein ſagen, es iſt mir als müßt' das ſo ſein, geh in Gottes Namen; da, nimm mein Nuſter mit, da iſt ein Stückle Zedernholz vom Berg Libanon drin, das ſtammt von meiner Urahne, das wird dich beſchützen.“ Sie nahm den Roſenkranz, der an der Pfoſte der Stubenthüre über dem Weihkeſſelchen hing, reichte ihn Emmerenz und fuhr fort:

„Ueberlauf dich nicht, wenn du müd biſt komm erſt übermorgen, es iſt noch Zeit; ich hab auch noch einen Sechsbätzner, den will ich dir geben, und da nimm das Brod mit, Brod aus der Schublade bringt Segen; aber was ſag ich denn den Leut' wenn ſie nach dir fragen? ich darf doch nicht lügen?“

„Ihr ſaget halt ich hätt was Nothwendiges zu ſchaffen, die Leut brauchen ja nicht Alles zu wiſſen, ich will nur machen, daß ich fort bin eh Er heimkommt.“

Mit wunderbarer Behendigkeit ſprang Emmerenz treppauf und treppab und beſorgte Alles wie ſie geſagt, dann ging ſie in ihr Kammer um ſich ſonntagsmäßig anzukleiden; die Mutter half ihr, und als das Mädchen ſein ſchönſtes Koller aus der Kiſte hervorzog, fiel etwas in ein Papier gewickeltes klingend auf den Boden.

„Was iſt das?“ fragte die Mutter.

„Das iſt ein Stückle Glas, das hat mir der Ivo einmal

* balgen, ſo viel als ſcharf zanken.

geſchenkt wie wir noch ganz kleine Kinder geweſen ſind," ſagte das Mädchen mit Haſt die Kleinod wieder verbergend.

Als Emmerenz endlich angekleidet war, ſagte die Mutter, ihr Schürzenband auf und wieder zuknüpfend: „Ich weiß nicht, du ſollteſt eben doch da bleiben."

„Da bleiben? Mich halten keine zehn Gäul' mehr, bosget nur nicht, ihr habt mir's einmal verſprochen daß ich gehen ſoll', das wär das erſtemal daß ihr euer Wort nicht halten thätet."

Nachdem Emmerenz nochmals in die Stube gegangen und ſich aus dem Weihkeſſelchen an der Thüre im Zeichen des Kreuzes beſprengt hatte, machte ſie ſich auf den Weg.

Noch unter der Hausthüre ſuchte Chriſtine die Emmerenz zurückzuhalten, dieſe aber ſchritt ſchnell mit einem „B'hüt' euch Gott" davon; Chriſtine ſah ihr mit frommen Segenswünſchen nach wie ſie durch den Garten in das Feld ging.

Emmerenz wählte dieſen Weg, damit Niemand im Dorfe ihr begegne; als ſie nun durch das Schießmauernfeld ſo dahin ſchritt war der Mond von einer großen Wolke bedeckt, ſie betrat den dunkeln Bergwald um nach dem Neckar hinabzugehen, ihr ſchauderte ein wenig, ringsum war Alles ſo ſtill und ſo „finſter wie in einer Kuh;" ſie ſchaute ſich um, es war ihr als ſchritte etwas hinter ihr drein, aber es war nur ihr eigner Schritt den ſie vernommen; muthig hüpfte ſie ohne zu ſtraucheln über die Wurzeln weg, die ſich über den ſchmalen Waldweg ſchlängeln. Emmerenz war gut geſchult, ſie glaubte nicht mehr an Geiſter und Geſpenſter, aber an den Mocklepeter glaubte ſie ſteif und feſt, hatten ihn ja ſchon ſo viele Leute hockeln müſſen; ſie hob oft ihre Schultern, um ſich zu vergewiſſern, daß der

Geiſt nicht auf ihr ſitze, auch an das Nickesle glaubte ſie, das ſich oft den Leuten wie eine wilde Katze oder wie ein Holzblock vor die Füße rollt, ſo daß, wenn man ſich darauf ſetzen will, man in feuchten Schlamm verſinkt; ſie hielt den Roſenkranz feſt um ihre Hand gewunden.

An der Lichtung des Waldes wo die ſchöne Buche ſteht, an deren glattem Stamm ein Muttergottesbild befeſtigt iſt, dort kniete Emmerenz nieder, faßte den Roſenkranz zwiſchen ihre gefalteten Hände und betete inbrünſtig; der Mond trat wie man ſagt mit vollen Backen aus den Wolken hervor und überglänzte wie mit Wohlgefallen die Betende, die ſich dann geſtärkt erhob und ihres Weges fortſchritt.

Längs des Neckars zog ſich nun die Straße hin, zu beiden Seiten ſtanden die ſchwarzen Tannenwälder bis zum Bergesgipfel hinan, das Thal war meiſt ſo eng, daß es nur für ſchmale Wieſen, für den Fluß und die Straße Raum bot. Alles lag in ſtiller Ruhe, nur bisweilen zirpte ein Vogel wie aus dem Schlafe als wollte er ſagen: „ahdele, da iſt's recht gut im Neſt;" die Hunde ſchlugen an wenn Emmerenz an den einſamen Gehöften vorüber ſchritt, die immer wiederkehrenden Mühlen klapperten und pochten emſig, aber das Herz des Mädchens pochte noch viel ſchneller.

Emmerenz war noch nie weiter als zwei Stunden von ihrem Geburtsorte fort gekommen, viele Gedanken bewegten nun ihre Seele; zuerſt lobte ſie ihre liebe Heimath, „da iſt's doch anders, das liegt auf dem Berg und hat Felder mit Boden wie Speck," Emmerenz wünſchte uur, daß der Neckar über den Berg fließen möchte, damit der Waſſermangel nicht ſo groß ſei.

Die Sterne glitzerten hell, Emmerenz blickte hinauf und

ſagte: „es iſt doch goldig wie viel Millionen Stern' da oben ſind, das iſt grad wie wenn an einer ruſigen Pfann ſo viel tauſend Lichtle fünkeln, aber viel vielmal ſchöner und heiliger, und da droben ſitzt unſer Herrgott und hält Wacht, man verſchlaft doch das ganze Jahr recht viel Schönes, und wenn man nicht recht um ſich guckt merkt man's auch nicht wenn man die Augen offen hat; er hat recht gehabt, ich merk' jetzt viel beſſer auf Alles auf und es macht mir auch viel Freud." Da fiel eine Sternſchnuppe, Emmerenz hob die Hände empor und rief: „Ivo!" ſie ſtand ſtill und blickte ſchamhaft zur Erde, ſie hatte den tiefſten Wunſch ihres Herzens geoffenbart, denn es iſt wohlbekannt, daß das, was man beim Fallen einer Sternſchnuppe wünſcht, in Erfüllung geht.

Raſch ihres Weges fortgehend dachte Emmerenz wieder: „Ach Gott, wenn ich nur ſo ein Mühl' hätt', da wollt' ich ſchaffen wie ein Gaul; ach lieber Heiland! es muß doch prächtig ſein wenn man ſo ein Gütle anguckt und ſagen kann: das iſt mein. Ich möcht' nur wiſſen, wen er heirathen thät wenn er kein Geiſtlich wird? unſer Herrgott iſt mein Zeug', ich lauf grad ſo gern für ihn wenn er auch eine andere nähm; grad ſo gern? nein, das doch nicht, aber doch rechtſchaffen gern; er hat recht daß er kein Geiſtlich wird, ſo Niemand auf der Welt haben und Niemanden ſein * das iſt doch ein ſchwer Kreuz; wenn unſer Herrgott gewollt hätt, daß man kein Weib nehmen ſollt', hätt' er lauter Mannsleut gemacht und ließ er die Menſchen auf den Bäumen wachſen, ei das ſind doch recht gottloſe Gedanken," — ſchloß Emmerenz ihr Selbſtgeſpräch und lief ſchneller als wollte

* angehören.

ſie ihren eigenen Gedanken entfliehen; ſie richtete mit Gewalt ihr Sinnen auf die Außenwelt und auf das Rauſchen des Fluſſes horchend, gleich ihm unaufhaltſam fortſchreitend, dachte ſie: „es iſt doch gar ein wunderiges Ding ſo ein Wäſſerle, das lauft und lauft immer fort, gelt, du möchſt nur ſo für paſſletahn dein's Wegs fort und nichts ſchaffen? aber Mulle blas Gerſte, das geht nicht, guck, du mußt halt auch die Floß tragen und da mußt du die Mählene treiben, ſchaffen muß Alles auf der Welt und das iſt auch recht, das iſt ja auch ſein * Kreuz, er möcht' auch ſchaffen und nicht blos predigen und Meß verrichten und in denen Büchern leſen, da hat man ja noch nichts geſchafft; ich will ihm ſchon Alles ſagen, aber von mir darf er nichts merken."

Es tagte, und nun erſt wurde es Emmerenz recht leicht, ſie ſtrich ſich ihre Kleider glatt, ging hinab an den Fluß, wuſch ſich die Augen hell und glättete ihr Haar; träumeriſch ſtand ſie eine Weile da und ſchaute nach ihrem Bilde, das der Fluß wiederſpiegelte, ihre Augen waren ſtarr auf die Wellen gerichtet, aber ſie ſah nichts, ſie hatte was man ſo ſagt „den Glotzer," wo es iſt als ob ein Gedanke den leiblichen Blick von der nächſten Umgebung entführt, um ihn auf einen Gegenſtand zu lenken, der vor der Seele ſchwebt, auf daß man ihn lebendiger anſchaue. Weiter ſchreitend ſchaute ſich Emmerenz oft verwundert in der Gegend um, es war ihr ganz eigen zu Muthe, ſo allein beim erſten Sonnenſtrahl auf fremdem Boden zu ſtehen, wo Niemand ſie kennt, Niemand etwas von ihr weiß; trotzdem ſie den Gang

* ſie meinte Ivo.

wohl fühlte, war es ihr doch wie wenn ſie urplötzlich dahergezaubert wäre.

Es war ein ſchöner heller Auguſtmorgen, die Lerchen jubelten froh in den Lüften, im Walde zwitſcherten die Amſeln; alles das machte keinen Eindruck auf Emmerenz, ſie war das gewohnt, und im Weitergehen ſang ſie:

Die hohen hohen Berge,
Das tiefe tiefe Thal!
Jetzt ſeh ich mein ſchön Schätzele
Zum allerletztenmal.

In Rottenburg machte ſie eine Weile Raſt, dann ging ſie wieder neugeſtärkt weiter; erſt als ſie Tübingen ſah, fiel es ihr ſchwer auf's Herz wie ſie es anfangen ſollte, den Ivo im Kloſter zu ſehen; ſie erinnerte ſich indeß, daß des Chriſtians Lisbeth beim Prokurator dient, die Magd eines Prokurators dachte ſie wird ſchon leicht Rath wiſſen, lauft ja Alles zu ihrem Herrn wann es nicht mehr weiß wo aus noch ein. Nach vielem Umherfragen fand Emmerenz die Lisbeth, dieſe wußte aber keinen Rath und trug den ſchwierigen Fall dem Knechte vor; der Knecht, ſchnell überrechnend, daß ein Mädchen, das einen katholiſchen Geiſtlich enheimlich ſprechen wollte, nicht heikel ſein möge, ſagte: „komm ſie mit, ich will's ihr zeigen;“ er verſuchte es ſeinen Arm um den Hals der Emmerenz zu ſchlingen, Emmerenz ſchlug ihm aber auf die Bruſt, daß es laut wieder dröhnte; etwas von „holzigen Schwarzwäldern“ brummend ging der Knecht von dannen.

„Weißt du was?“ ſagte nun Lisbeth, die geſcheite Advokatenmagd, „bleib ein' Stund da bis es zuſamenläutet und man in

die Kirch' geht, in der Kirch ſetzſt du dich links vorn hin und da ſiehſt du den Ivo oben auf dem Empor, dann giebſt ihm ein Zeichen, daß er nach der Kirch zu dir 'rauskommen ſoll."

„In der Kirch?" ſagte Emmerenz laut die Hände zuſammenſchlagend, „Jeſus, Maria, Joſeph, du biſt aber recht verdorben in der Stadt, lieber thät' ich unverrichteter Sach wieder heimgehen."

„Nu ſo hilf dir anders du Scheinheilige."

„Das will ich auch" ſagte Emmerenz fortgehend, ſie begab ſich nun geradewegs in das Kloſter, ließ ſich beim Direktor melden und ſagte aufrichtig, ſie habe was mit dem Ivo zu ſprechen.

„Biſt du ſeine Schweſter?" fragte der Direktor.

„Nein, ich bin nur die Magd im Haus."

Der Direktor ſah Emmerenz ſtarr in das Geſicht, ſie blickte ihn treuherzig an, keine Miene zuckte, der Direktor befahl dem Famulus ſie zu Ivo zu führen.

In einer Fenſtervertiefung auf der langen gewölbten Hausflur wartete Emmerenz bis Ivo herauskam, er ſchreckte unverkennbar zuſammen als er ſie erblickte.

„Grüß Gott Emmerenz, was machſt du hier? es iſt doch Alles wohl daheim?" fragte Ivo nichts Gutes ahnend.

„Alles wohl auf, ich bin von der Mutter geſchickt, viel tauſend herzliche Grüß und ich ſoll ſagen, der Ivo braucht nicht geiſtlich zu werden wenn er's nicht von Herzen gern thut. Die Mutter kann nicht ruhen und raſten, ſie meint, ſie häb' ihm das Gemüth zu ſchwer gemacht und er thäts ihr zu lieb, und das bräucht er nicht, und er wär doch ihr lieber Sohn wenn er auch nicht geiſtlich wird, und . . . . ja das iſt Alles."

„Sei nur nicht ſo erſchrocken, ſprich herzhaft mit mir, gib mir deine Hand," ſagte Ivo als eben einer ſeiner neugierigen Kameraden vorbeigehuſcht war, „ich bin dir ja nicht ſo fremd, wir ſind ja alte gute Freund', gelt?"

Nun erzählte Emmerenz mit wunderbarer Geläufigkeit wie ſie den Brief habe ſchreiben wollen und wie ſie die Nacht durch zu ihm hergewandert ſei; ſie blickte manchmal zur Erde und drehte den Kopf als ſuche ſie etwas, die Augen Ivo's ruhten mit tiefer Innigkeit auf ihr und wenn ihre Blicke ſich begegneten erglühten die Wangen beider, aber ein jedes ſcheute ſich vor dem andern, ſie ſagten ſich nichts von dem was ihre Seele bewegte; als Emmerenz ihre Erzählung geendet ſagte Ivo: „Ich dank' dir von Grund des Herzens, es kann wohl einmal die Zeit kommen wo ich dir deine Gutthat vergelten kann."

„Das iſt ja nicht der Red werth, wenn's zu deinem Beßten wär und du thätſt ſagen: lauf jetzt gleich für mich nach Stuttgart zum König, ich thät mich nicht lang beſinnen und ging eben grad, es iſt mir jetzt ſo . . . ſo wie . . . ."

„Nun wie denn?" fragte Ivo das ſtockende Mädchen.

„Wie . . . . wie wenn mir jetzt grad halt Alles gut ausgehen müßt."

Ohne ein Wort zu reden ſtanden die beiden eine Weile einander gegenüber, im Innerſten aber wechſelten ſie die trauteſten Reden; endlich ſagte Ivo, ſich mit einem ſchweren Seufzer erhebend:

„Sag meiner Mutter ich müſſ' mir das Alles noch überlegen, ſie ſoll ruhig ſein, ſchlecht werde ich nicht, ſorg recht für ſie und laß ſie mit ihrem kranken Arm nicht zu viel ſchaffen; nächſt meiner Mutter biſt du und der Nazi mir die liebſten

Menſchen auf der Welt.“ Sowohl Ivo als Emmerenz blickten zur Erde bei dieſen Worten, jener aber fuhr fort: „haſt nichts vom Nazi gehört?“

„Nein.“

Ohne daß es die beiden merkten war die ihnen zugemeſſene Zeit vorübergegangen, es läutete: „du gehſt doch auch in die Kirch?“ fragte Ivo.

„Ja, aber hernach muß ich tapfer machen daß ich wieder heimkomm’.“

„Wenn ich’s machen kann ſeh ich dich noch einmal nach der Kirch, drunten in der Neckarhalde, wo man nach Hirſau geht, wenn’s aber nicht ſein kann ſo ſag’ ich dir Adjeu! B’hüt dich Gott, lauf nicht zu arg und .... und .... bleib rechtſchaffen.“

Sie trennten ſich. Trotzdem Emmerenz vor einer Stunde ſo ſcharf über die Lisbeth losgezogen hatte, ſetzte ſie ſich in der Kirche doch links und freute ſich daß ihr der Ivo ſo mit den Augen zuwinkte.

Faſt eine Stunde wartete Emmerenz nach der Kirche in der Neckarhalde, aber Niemand kam, ſie ging nun ihres Weges, indem ſie noch oft zurückſchaute; endlich gelobte ſie ſich dieß nicht mehr zu thun, „es iſt beſſer ſo,“ ſagte ſie, „ich mein’ zwar immer, ich hätt ihm die Sach nicht recht geſagt, aber es iſt doch beſſer ſo,“ ſie ſchaute ſich nun zwar nicht mehr um, ſetzte ſich aber, ihr Brod verzehrend, auf eine Anhöhe, von wo ſie den ganzen Weg bis zur Stadt überſehen konnte; die Broſamen von ihrem Kleide abſchüttelnd ſtand ſie endlich raſch auf und verfolgte ihren Weg.

Wir können ſie nicht begleiten und können nur ſo viel

berichten, daß ſie wohlbehalten und munter nach Hauſe gelangte; wir bleiben beim Ivo, der in ſchweren Gedanken umherwandelte: er hatte ſich wieder in ſeinem angewieſenen Berufe zurecht gefunden, nun aber hatten die Ermahnungen der Mutter den feſten Grund ſeines Willens wieder ganz aufgelockert und ihn an ſich ſelber unſicher gemacht; die Erſcheinung des Mädchens, dem ſich ſein Herz zuwendete, hatte einen ſchweren Kampf in ihm erregt, er hätte wohl noch nach der Kirche in die Neckarhalde kommen können, aber er fürchtete ſich vor ſich ſelber, vor Anderen, und blieb weg.

Der reine friſche Willensbeſchluß, den Ivo früher gegen ſeine Eltern durchgeführt hatte, war durch ſeine nachmalige freie Umkehr jetzt anbrüchig und morſch, er hatte kein rechtes Vertrauen zu ſeiner eigenſten Kraft mehr. — Es iſt immer ſchwer, wenn man ſich etwas feſt vorgeſetzt und wieder davon abgelaſſen, abermals dazu zurückzukehren; es fehlt dann das friſche Mark, die rechte Erquickung, es iſt wie das Nachgras, das wird wohl feiner und zärter, gibt aber keine feſte Nahrung mehr.

15.

Erlöſung.

Ein ſchaudervolles Ereigniß ließ Ivo aus Schmerz und Qual wieder neu erſtehen.

Bartel war an ſeinem Namenstage, am Tage des heiligen Bartholomäus, den Wächtern im Lazarethe entronnen, von Gewiſſensbiſſen gefoltert ſtürzte er ſich zum Fenſter hinaus und

zerſchmetterte ſich das Hirn. Um zum Frommen des Kloſters dieſe That zu verhehlen, ſo wie auch aus Rückſicht der Geiſteskrankheit Bartels, ließ man ihm ein ehrliches Begräbniß angedeihen. Die Klöſterlinge zogen nun Alle mit Floren behangen unter der klagenden Trauermuſik hinter der Leiche drein; Ivo blies das Horn, ſeine Töne flatterten wie jach zerriſſene Bänder in den Lüften. Auf dem Kirchhof trat Ivo vor und hielt ſeinem verlornen Kameraden eine herzergreifende Denkrede. Anfangs ſtockte er ein wenig, alle ſeine Pulſe zitterten, zum erſtenmale hatte ihm der wirkliche Tod eine Leiche vor die Füße gerollt und ihm zugerufen: „lerne das Leben begreifen und den Tod!“ Wie er einſt Clemens vor ſeinen Füßen als todt erblickt hatte, ſo lag jetzt in Wahrheit die entſeelte Hülle eines Jugendgenoſſen vor ihm, mit dem er ſo lange gelebt; er pries zuerſt das Leben, das freie ſelige Athmen, und wollte den Tod weit weg bannen aus der Mitte der Menſchen, dann aber ward ſeine Rede feuriger, wie ein lebendiger Springquell ſtrömten die Worte dahin, mit ſchmerzloſer Innigkeit pries er das Loos des Entſchlummerten, der, ein verlornes Waiſenkind, endlich heimgekehrt ſei zu ſeinem Vater im Himmel; die Weihe kam über Ivo noch bevor ihn die Hand eines Prieſters berührt, er ſchwang ſich hinauf zum Thron des Allvaters, kniete nieder und bat um Gnade für ſeinen Freund, in kurzen abgeſtoßenen Sätzen bat er dann um Gnade für ſich, um ſein eigenes ſeliges Ende, um das aller Menſchen und ſprach endlich das Amen.

Mit jubelndem Marſche zogen die Klöſterlinge wiederum heim, ſie, das ſtehende Heer des Himmels, ſollten gleich dem ſtehenden Heere der Erde auch ſich nie lange dem Schmerze hingeben, ſondern alsbald wieder lebensmuthig die Schritte fördern, obgleich die

Todesbetrachtung zu ihren vornehmſten Exerzitien gehörte; auch Ivo fühlte wieder neue Lebensluſt in ſich aufknoſpen, die beiden die ihm am nächſten geſtanden hatte das Geſchick von ihm geriſſen, den einen durch geiſtigen, den andern durch leiblichen Selbſtmord, er fühlte ſich allein und ſtark. Als nun die anderen Kameraden, die das Leben, ihr Geſchick und den Tod leichter nahmen, allſammt in ein Wirthshaus gingen, um nach altem Brauch dem Veſtorbenen hundert und einen Schoppen Bieres, jeden Schoppen in einem Zug, ins Grab zu trinken, da ging Ivo einſam, ſein Waldhorn unter dem Arm, hinaus über die Brücke, immer weiter und weiter. Die Sonne begann zu ſinken, noch zitterten ihre letzten hellen Strahlen auf der Erde, aber ſchon ſtand der Mond hoch oben am wolkenloſen Himmel als wollte er den Erdenkindern ſagen: zaget nicht, ich wache über euch und leuchte euren nächtlich ſtillen Bahnen, bis eine neue Sonne glänzend heraufſteigt. Ivo ſagte ſich innerlich: „So zagen und jammern die Menſchen wenn eine neue Lehre untergeht oder eine Lebensleuchte verſinkt, nicht immer iſt alsbald ein neues Licht ihnen aufgeſtiegen und doch naht es ſich ihnen unvermerkt, ſie aber fürchten die ewige Nacht, weil ſie es noch nicht erblicken, weil ſie nicht vertrauen dem ewigen Licht.“ Es wurde Nacht, Ivo ſtand ſtill, aber mit dem Rufe: „fort, fort, nie mehr zurück!“ ging er ſtets raſcher. Er ſchlug nun ein andern Weg ein, er wollte ſeine Heimath vermeiden, wohl gedachte er des Schmerzes ſeiner Mutter, aber er wollte ihr von Straßburg aus ſchreiben, dorthin wendete er ſich; er gedachte ſich einſtweilen mit der Muſik zu ernähren, oder als Bauernknecht zu dienen, bis er ſo viel Geld habe um nach Amerika auszuwandern. Es war ihm, als ob er nie hinter den Büchern geſeſſen, er wußte

nichts mehr von all den theologiſchen Satzungen und Syſtemen, er kam ſich wie neugeboren vor, und nichts als die Erinnerungen ſeiner früheſten Jugend ſpielten vor ſeiner Seele; ſo lief er die ganze Nacht durch ohne zu raſten, und als er ſich beim erſten Morgenſtrahl in einem fremden Thale fand, da ſtand er ſtille und betete inbrünſtig zu Gott um ſeine Hülfe; er kniete nicht nieder, aber ſeine Seele lag anbetend vor dem Herrn; im Weitergehen ſummte er ein Lied vor ſich hin, das er in ſeiner Kindheit oft gehört.

Nun adjes herzlieber Vater,
Nun adjes jetzt lebet wohl,
Wollt ihr mich noch einmal ſehen,
Steigt hinauf auf Bergeshöhen,
Schaut hinab ins tiefe Thal,
Seht ihr mich zum letztenmal.

Nun adjes herzliebe Mutter,
Nun adjes jetzt lebet wohl,
Habt ihr mich in Schmerz geboren,
Für die Kirche * auferzogen,
Seht ihr mich zum letztenmal,
Nun adjes jetzt lebet wohl.

Auf einem Steine ſitzend überlegte dann Ivo ſein Schickſal, er war doch unbeſonnen fortgegangen, er hatte nichts Klingendes

* Ivo ſetzte hier willkürlich für die Kirche, ſtatt für den Kaiſer.

bei ſich als die Klänge ſeines Waldhorns, er gedachte, wie er nun gute Leute anſprechen müſſe um fortzukommen. Auch bei dem reinſten Herzen iſt es doch immer etwas tief Einſchneidendes, betteln zu müſſen; Ivo erröthete im Voraus bei dem Gedanken. Wir dürfen auch nicht vergeſſen, daß er als reicher Leute Kind an die Fülle zu Hauſe dachte, und aus ſeiner tiefſten Seele löste ſich ein abgeriſſener Klang eines alten Liedes, mit ſchmerzlichem Lächeln ſang er:

Han kein Haus und han kein Geld,
Und kein Theil an der Welt.

Da ſah er eine Schaar Ochſen des Weges daher kommen, voraus ging ein Paar Stromel; Ivo geſellte ſich zu den Ochſentreibern und fragte wohin ſie gingen, er erfuhr, daß ſie die fetten Thiere einem Metzger in Straßburg brächten, auch erfuhr er, daß ſie gerade auf dem Wege nach Freiburg ſeien, Ivo war um viele Stunden umgegangen, war aber doch noch auf dem rechten Wege; er bat nun die Männer ſie begleiten zu dürfen, er wolle ihnen helfen und ſie ſollten die Zehrung für ihn bezahlen; die Männer ſahen den ſonderbaren Menſchen in den ſchwarzen Kleidern mit dem Horn unterm Arm von oben herunter an, ſie munkelten etwas mit einander.

„In der Fremdenlegion, mit dem nach Algier gehen iſt's nichts," ſagte der eine.

„Es iſt beſſer," ſagte der andere, „man ſitzt ſeine paar Jahr Straf daheim ab, es koſtet den Kopf nicht," er lächelte ſo zuverſichtlich, daß Ivo wohl merkte, er habe dieſe Erfahrung ſelbſt gemacht; Ivo erkannte nun, daß er für einen Verbrecher gehalten

wurde, er wagte es indeß nicht, dieſe Meinung zu entfernen, er wollte das Mitleid der Leute für ſich wach erhalten, ſie ſagten ihm aber ſie könnten ihm nichts verſprechen, in Neuſtadt träfen ſie ihren Herrn, er ſolle mit dem reden.

Still ging nun Ivo hinter den Thieren drein, der Zuchthauserfahrne trat ihm gnädig ſein Szepter ab, und Ivo regierte mild und ſicher mit demſelben die Unterthanen.

„Woher iſt das Paar Stromel?“ fragte Ivo.

„Nicht wahr?“ ſagte der Algierfeind „denen ſieht man's an daß ſie aus einem guten Stall kommen? die ſind auf dem Hornberger Markt vom Buchmaier gekauft worden.“

Ivo ſprang zu den Thieren und erkannte ſeinen Stromel alsbald an den aufgeſträubten Haaren mitten auf der Stirne, es war ihm als habe er gleiches Schickſal mit dem Thiere und ginge er gleich ihm dem Tode entgegen, aber er konnte und wollte nicht mehr zurück,

Wie erſtaunte aber Ivo, als zu Neuſtadt angelangt die Treiber ihren Herrn begrüßten der zum Fenſter des Wirthshauſes herausſchaute und Ivo den Florian in ihm erkannte; er wollte ſeinen Augen kaum trauen, bis Florian auf ihn zukam und mit unbändigem Gelächter den ſonderbaren Ochſentreiber bewillkommte.

Ivo erzählte nun Alles und Florian ſchrie auf den Tiſch ſchlagend: „Noch eine Bouteill', brav, das iſt recht, ich helf dir durch, du haſt mein Parole, Narr, ohne Paß kommſt du nicht auf Straßburg, da,“ er ſchlüpfte behend aus ſeinem blauen Ueberhemde, „zieh das an, da wird dich jeder für einen Straßburger Metzger halten und“ ſetzte der Schelm hinzu, ſeine ſchwere

Geldkatze aufhebend „die tragſt du auf der Achſel, die macht dich ferm zu einem von uns.“

Ivo ließ ſich Alles gern gefallen und zog nachdem er ſich ſattſam geſtärkt hatte wohlgemuth mit Florian weiter; Florian war ſeinerſeits froh, viel von ſeinem angeſehenen Leben erzählen und den Nordſtettern einen Schnack ſpielen zu können, dabei half er aber auch dem Ivo von Herzen gerne.

Es war ein heißer Tag, oben an der Höllſteig wurde Mittag gemacht, Florian ſetzte dem Ivo mit Trinken ſehr zu, ſo daß dieſer ſich eine Weile von ihm loszumachen ſuchte; er ging in die Schmiede neben dem Wirthshauſe, und unterhielt ſich mit dem Meiſter, es heimelte ihn hier wiederum ſo an, wie ehedem zu Hauſe. Plötzlich gedachte Ivo, daß hier der Ort und dieß der Mann ſei, bei dem ſich einſt ſein Nazi verborgen, eben wollte er nach ihm fragen als der Schmied zu ſeinem Jungen ſagte:

„Da, trag die zwei Pflugeiſen 'nüber zum Beßtebuur.“

„Wie weit iſt das?“ fragte Ivo.

„Eine gute Viertelſtund'.“

„Ich geh mit“ ſagte Ivo, ſprang in das Wirthshaus, ſagte Florian, daß er bald wiederkäme, und er würde ihn ſchon wieder einholen, dann legte er das Ueberhemd ab und nahm ſein Waldhorn unter den Arm.

In Begleitung des Jungen ging es nun über die Wieſe, den Waldſteig hinab, drunten rauſchte der Bach und klapperten die Mühlen, Ivo war's als mußte hinter jedem Baume ſein Nazi hervortreten, er fragte den Jungen:

„Iſt der Beßtebuur ein braver Mann?“

„Ja, bräver weder ſein Bruder wo geſtorben iſt.“

„Wie heißt denn der jetzige Beßtebuur mit ſeinem Taufnamen?“

„Das weiß ich nicht, er heißt halt der Beßtebuur, er iſt in vielen fremden Ländern geweſen als Knecht und als Doktor.“

Ivo jauchzte hoch auf, hieher hatte ihn der Finger Gottes geführt.

„Seit wann iſt denn der Beßtebuur da?“ fragte er wieder.

„Seit zwei Jahren, er hat ein Jahr lang als Knecht bei ſeinem Bruder gedient und da iſt der geſtorben, man ſagt er häb's ihm anthun, er iſt ein halber Hexenmeiſter, er hat ihn auch ſchon vor vielen Jahren einmal umbringen wollen, und weil keine Kinder da geweſen ſind iſt der Hof an ihn gefallen, er iſt aber ſonſt ein braver Mann.“

Mit tiefer Trauer erfuhr Ivo, daß nun ſein guter Nazi doch als Brudermörder gelten ſollte, weil er einſt die Sünde zu vollziehen getrachtet hatte, aber Ivo tröſtete ſich bald wieder mit Recht, daß dieß nur ein Geſchwätz neidiſcher Leute oder alter Weiber ſein könne.

Sie kamen an der Sägmühle vorbei, in der Nazi einen großen Theil ſeiner Jugend verlebt. Ivo freute ſich beſonders, daß auch hier von der Bergwand geſchützt ein ſchöner Nußbaum ſtand, gerade wie zu Hauſe vor der Wohnung ſeiner Eltern.

Nun ging es raſch den andern Berg hinan, Ivo wußte zwar wohl was eine nachbarliche Bauernviertelſtunde zu bedeuten habe, aber daß es mehr als eine Stunde ſei hatte er doch nicht gedacht; da er ſehr eilte, nahm er dem jungen die ſchweren Eiſen ab, damit er gleichen Schritt mit ihm halte. Der Harzgeruch der ſonnenbeſchienenen Tannen erweckte in Ivo die Jugenderinnerungen immer lebendiger: er ſah ſich auf der Krippe neben

ſeinem Nazi ſitzen, er war draußen im Veigelesthäle, ſingend und jubelnd tanzten und ſprangen alle die Bilder der Kindheit vor ihm her. Auf der Windeck angelangt ſah Ivo das ihm wohlbekannte kleine Haus, ein bleiches Frauenbild ſah aus dem Fenſter, es war das Windecker Lisle, das hier wieder einſam wohnte.

Ivo dachte darüber nach, wie auffallend es ſei, daß die Kirche es wagte, ein ausdrückliches Gebot der Bibel in ein Verbot umzuwandeln. Nach dem alten Teſtamente mußte der Bruder die kinderloſe Wittwe ſeines Bruders heirathen, das kanoniſche Recht aber verbot dieß geradezu. Nazi und Lisle durften ſich nie ehelichen. Ivo fuhr ſich mit der Hand über die Stirne, als wollte er die letzte theologiſche Erinnerung aus ſeinem Kopfe verbannen.

Man näherte ſich dem Hofe des Beßtebuuren, die Wege waren gut und ſauber; endlich wurde man das ſtattliche Haus anſichtig als man faſt vor ihm ſtand. Ivo ſah den Nazi, der Heu rechte, mehrere Mägde und Knechte um ihn her, aber Ivo eilte nicht auf ihn zu, ſondern ſetzte das Horn an den Mund und blies die Weiſe des Liedes:

Da droben, da droben
An der himmliſchen Thür,
Und da ſteht eine arme Seele,
Schaut traurig herfür.

Dann rief er Nazi! und die beiden ſich Erkennenden lagen einander ſelig in den Armen.

* * *

Wie nach banger pfadloſer Irre können wir jetzt auf gebahntem Wege dem Ende unſerer Erzählung zueilen. Ivo blieb bei Nazi, der ihn wie ſeinen Bruder behandelte; als einer der reichſten Bauern konnte er in Allem für ihn ſorgen, er reiſte für ihn als Brautwerber in die Heimath und holte die Emmerenz, die ſich vor Freude gar nicht zu faſſen wußte. Alle Leute im Dorfe und ſogar die Eltern verſöhnten ſich mit der Lebenswendung Ivo's, denn wenn es einem Menſchen gut ergeht, beruhigen ſich die Leute gerne bei einer Aenderung, die ihnen ſonſt verdammlich erſchiene.

Nazi ſchenkte dem Ivo die Sägmühle, mit freudiger Luſt arbeitet er nun dort unverdroſſen im Verein mit ſeiner Emmerenz. Oft ſitzt er Abends unter ſeinem Nußbaum und bläst auf ſeinem Waldhorn, daß es weithin erſchallt; weit umher vor den einzelnen Gehöften ſtehen in ſtillen Mondnächten die Burſchen und Mädchen und lauſchen den fernen Klängen; Emmerenz ſagte das einſt Ivo und dieſer erwiederte: „Guck, in der Muſik haben wir ein Gleichniß vom rechten Menſchenleben: ich mach' jetzt die Muſik doch eigentlich nur für uns, aber wenn ich weiß, daß die Töne weit hinausfliegen und noch anderer Menſchen Herzen erfreuen, da iſt mir's noch viel lieber, ich bin noch viel fröhlicher und beſſer; wenn nur jeder für ſich ſelber ſein' Sach recht macht, ſo hilft er auch anderen und macht ihnen Freud'; ich bin nicht uneigennützig genug geweſen, blos für andere Leut Muſik zu machen, ich tanz auch gern ſelber mit.“

„Ja,“ ſagte Emmerenz, „du biſt doch ſtudirt und ich verſteh' dich doch; wenn als die Buben beim Mockleſammeln in der Neckarhalde ſo luſtig geſungen und gejodelt haben, da hab ich als denkt: guck', die ſingen für ſich und mich freut's doch auch

und einen jeden der die Ohren bei ihm hat, und die Vögel ſingen auch für ſich und es gefallt den Menſchen doch wohl, und wenn ein Jedes in der Kirch recht für ſich allein ſingt, nachher paßt Alles gut zuſammen und iſt Alles ſchön.“ Ivo umarmte innig ſeine Emmerenz.

„Wenn's nur nie Winter werden thät, es iſt doch gar einödig da,“ ſagte Emmerenz.

„Da wohnet ihr eben bei mir,“ ſagte eine Stimme, es war die des guten Nazi.

Schwarzwälder

Dorfgeſchichten.

Von

Berthold Auerbach.

[1.]

Zweiter Theil.

Mannheim,

Verlag von Friedrich Baſſermann.

1843.

Inhalt des zweiten Theils.

		Seite.
VIII.	Florian und Creszenz	361
IX.	Der Lauterbacher	444

VIII.

Florian und Creszenz.

1.

Mädchen am Brunnen.

Am Samſtag Abend hörte man im Hauſe des rothen Schneiderle's von Stube zu Stube ſingen und trällern, Thüren wurden auf- und zugeſchlagen, Fenſter aufgeſperrt, Stühle und Bänke gerückt, man hörte den Kehrbeſen walten; aber aus Allem hervor tönte der Geſang einer klangvollen Mädchenſtimme, Trepp auf und Trepp ab. Kaum war ein Lied geendigt, begann ein anderes, luſtig und traurig, Alles durch einander. Endlich kam die Sängerin zum Vorſchein, es war ein ſtämmiges aber mit dem ſchönſten Ebenmaaß gebautes Mädchen, das grauwollene

geſtrickte Wämschen ließ enganliegend die runden vollen Formen, die ſanften Wölbungen des Buſens beſtimmt und zart hervortreten, die Schürze war halb zurückgeſteckt und bildete einen ſpitzen Winkel; mit dem Melkkübel in der Hand ging es in den Stall. Jetzt konnte man eines der Lieder genau vernehmen, es lautete:

Steig i auf de Kirſchebaum,
De Kirſche z'wege net,
Haun g'moant i wott mein Schätzle ſeh'n,
I gſieh 'nes aber et.

Es hot emol g'regnet,
Die Bäumle tröpflet no,
I haun emol e Schätzle ghätt,
I wott i hätt es no.

Jetzt iſt es aber g'wandret,
Dem Unterländle zua,
Jetzt haun i wieder en andre —
's iſt au e braver Bua.

Mit einem Waſſerkübel unter dem Arme kam das Mädchen wieder zum Vorſchein, es verſchloß das Haus und legte den Schlüſſel unter die daneben ſtehende Reisbeige. Der Rathhausbrunnen war ausgeſchöpft und verſchloſſen, auch der obere Brunnen war verſchloſſen und wurde nur vom Soges Morgens und Abends geöffnet und je nach der Kopfzahl der Familien das Waſſer vertheilt. Dieſer Waſſermangel iſt ein großer Uebelſtand, beſonders im hohen Sommer. Unterwegs rief des Anſchels Beßle.

„Creszenz, wart' ich geh mit."

„Komm' mach tapfer, bis wann kommt denn dein Chuſen * wieder?" entgegnete Creszenz.

„Bis auf unſere Pfingſten, heut' über vierzehn Tag."

„Bis wann machet ihr denn Chasne ** ?"

„Bis nach Sückes ***; du mußt bei meinem Leben auch den ganzen Tag beim Tanz ſein, da wollen wir uns auch noch einmal recht luſtig machen, wir ſind doch immer gut Freund geweſen."

„Beßle, du hätteſt ſollen hier bleiben, du hätteſt ſollen den Seligmann heirathen, was man daheim hat, weiß man; ſo weit in's Elſaß hinein, wie weiter wie g'heiter ſagt man als, wer weiß wie es dort iſt."

„Wie kannſt du nur ſo reden?" erwiederte Beßle, „hab' ich denn mit meinen 400 Gulden das Ausleſen? und drüben ſind das faſt 1000 Frank, das iſt ſchon eher ein Wort. Und du? bleibſt denn du im Dorf? Wenn dein Geometer einmal eine Anſtellung kriegt, mußt du nicht auch fort?

Ei hab' ich dir denn auch ſchon geſagt, mein Chuſen iſt vorlängſt von Straßburg aus mit dem Florian auf den Schramberger Markt gegangen, der Florian hat, was weiß ich wie viel? gewiß dreihundert Karlin in ſeinem Beigürtel gehabt, um Ochſen einzukaufen; er führt ſich wie ein Prinz, und ſein Herr vertraut ihm ſein ganz Vermögen an, man ſagt, er gibt ihm ſein' Tochter."

„Ich wünſch ihm Glück und Segen dazu."

---

* ebräiſch = Bräutigam.
** Hochzeit.
*** Laubhüttenfeſt.

„Nu, nu, ſtell dich nur nicht ſo, du haſt doch den kleinen Finger vom Florian lieber gehabt als den ganzen Geometer.“

„Und wenn auch, er hat nichts und ich hab’ nichts, und zweimal nichts gibt gar nichts ſagt der alt’ Schmiedjörgli.“

Die beiden Mädchen waren zum Brunnen gelangt, viele ſtanden ſchon hier und harrten der hohen Obrigkeit.

„Weißt auch ſchon Creszenz,“ rief des Chriſtians Dorle, „vor einer Stund’ iſt der Florian wieder kommen, jetzt haſt’s gut, jetzt kannſt zweiſpännig fahren.“

„Du haſt’s nöthig aufzubegehren,“ erwiederte Creszenz, „du brenndürrer Bohnenſtecken du, du darfſt dein Kammerlädle noch ſo weit aufſperren, es kommt doch Keiner.“

„So iſt’s recht,“ ſagte eine keck ausſehende Perſon, die Leichkäther genannt, weil ſie alle Todten im Dorfe einkleidet, ſie fuhr ſich vergnügt mit der Hand über den Mund und ſagte dann weiter: „wechſel’s ihr nur Creszenz, man weiß wohl, in eurem Haus wird Alles gleich baar ausbezahlt;“ ſie machte eine leicht verſtändliche Handbewegung.

„Gelt, dir pfupfert’s, weil man dir nichts borgt,“ erwiederte die Bedrängte, „du haſt’s gut angefangen Dorle, der da die Zung zu heben.“

„Was brauchſt denn aber auch gleich mit dem Dorle ſo zu balgen?“ ſagte des Melchiors Lenorle, „es hat’s ja nicht ſo bös gemeint, man darf ja auch einen Spaß machen.“

„Iſt denn der Florian im Ernſt gekommen?“ fragte Creszenz leiſe.

„G’wiß!“ rief die Leichkäther laut, „gib nur Acht du Hanfkrott,

du wirſt deinen Kopf nimmehr ſo hoch tragen wie ein Schlittengaul; der Florian wird deinem Geometer ſchon das Land vermeſſen.“

Der Soges erſchien, ein zweiter Moſes, der den Töchtern Jethro’s den Brunnen öffnete; er ſchien aber um keine zu freien, denn er war nicht beſonders freundlich.

„Gib der Creszenz den Rahm vom Waſſer, die muß heut’ noch ihrem Geometer ſeinen ſteifen Kragen waſchen,“ ſchrie die Käther.

„Laß ſie ſchwätzen,“ ſagte das Lenorle, „man kann ihr nicht weher thun, als wenn man ſie allein belfern läßt; ſie macht’s grad wie die Hund’, die bellen einen an, und wenn man ſeines Weges fortgeht und nichts mit ihnen macht, kehren ſie wieder heim und bellen einen andern an, der vorbei geht. Narr, die möcht’ gern ein Jedes ſo ſchlecht machen wie ſie iſt, aber vor dem Florian mußt dich jetzt in Acht nehmen, ſonſt gibt’s böſe Sachen.“

„Ja,“ ſagte ein anderes Mädchen, „er hat viel Geld heimbracht und hat ſeinem Vater gleich eine goldne Karlin geben, das Geld wird ſich umguckt haben wie es da in der Stube geweſen iſt, der Alt’ iſt ja ſo arm, daß die Mäuſ’ von ihm verlaufen ſind.“

„Der Florian kann ſich fünfmal aus und ankleiden, ſo viel ſchöne Kleider hat er bei ſich,“ ſagte ein drittes Mädchen.

„Und er ſpricht faſt lauter franzöſiſch.“

„Und er hat eine Uhr mit einem Behäng wo ſein ganz Handwerkszeug von Silber dran iſt.“

„Und ein ſchwarz Schnauzbärtle hat er zum Küſſen.“

Ein Lärm unterbrach die ſchnellen Berichte.

„Was ſtoßſt mich ſo“ ſagte Käther zu des Kilians Annele, „Narr, ich bin kein reicher Burſch.“

„Sei ſtill du, du biſt ja ſchon zweimal im Spinnhaus geweſen und das drittemal ſteht dir ſchon auf der Stirn.“

„Wart ich will dir's auf die Stirn ſchreiben,“ ſchrie die Käther und ſtieß mit ihrem Kübel nach dem Annele, dieſes aber hatte den Schlag abgewehrt und gab dafür einen andern zurück; nun gings an ein gewaltiges Ringen, die Kübel wurden auf die Erde geworfen, die beiden Kämpfenden faßten ſich mit den Händen, eine Weile ſahen die Anderen müßig zu, dann aber wehrte Alles ab, und beſonders der Soges ſchlug hüben und drüben drein. Wie zwei Streithähne, die von einander gejagt wurden, blickten ſich die Feinde noch grimmig an, indem ſie ihre Kübel zur Hand nahmen, das Annele ſtrich ſich weinend die Haare aus dem Geſicht, es klagte, daß Niemand vor der Käther Ruh habe und daß die ganze Bürgerſchaft dafür ſorgen ſollte, daß ſie ewig ins Spinnhaus käme.

Die Reihe war endlich an Creszenz gekommen; ſie trug nun den ſchweren Kübel auf dem Kopfe aber noch ſchwerer war's ihr im Herzen; große Thränen kugelten über ihre Wangen, aber ſie that als ob der Kübel tropfe und fuhr immer mit der rechten Hand und mit der Schürze über deſſen untern Rand; ſie ahnte wohl, welche Verwirrung die nächſten Tage bringen konnten, hatte ja dieſe ſchon in ihrem Herzen begonnen.

Zu Hauſe vollzog ſie die Arbeit ohne mehr einen Ton zu ſingen.

Man wird ſich vielleicht wundern, wie auf einmal ein ſo vornehmer Mann und eine ſo betitelte Perſon wie ein Geometer iſt, im Dorfe eine ſo entſchiedene Rolle ſpielt; man erinnere ſich

aber, daß dieſe Geſchichte zur Zeit der Landesvermeſſung vor ſich geht: wie dadurch das ganze Land endlich genau abgezirkelt zu Papier gebracht und auch nicht das verborgenſte Winkelchen in Wald und Feld vergeſſen wurde, ſo ward auch aller Orten in das Leben des Volkes ein neues Element geworfen.

Da kamen auf eine Zeit lang Städter in das Dorf, ſie waren nicht Schullehrer und nicht Pfarrer, es waren meiſt lebensluſtige junge Leute, und welche Bedeutung ſie in der Mädchenwelt gewonnen, haben wir bereits erſehen.

Die Vollzieher des in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht gewiß ſehr zweckmäßigen Unternehmens hießen Geometer; auf dem Dorfe hießen die Feldmeſſer eben Feldmeſſer, zur Erhöhung der Amtswürde ſowohl als auch zur Verbreitung griechiſcher Bildung unter den Bauern hießen die neuen Herren: Geometer. Die Geſpiele der Creszenz hatte einen Obergeometer (oder wie er eigentlich folgerecht heißen ſollte, Hypergeometer) geheirathet und wohnte in Biberach; dadurch hatte Creszenz Bekanntſchaft mit dem Kameraden bekommen und die Eltern förderten ſie auf alle Weiſe, denn das war eine herrliche Verſorgung; der rothe Schneiderle ſah ſchon im Geiſte ſeine Tochter als Frau Obergeometerin.

2.

Dreiviertel auf Mordjo.

Es war Nacht geworden, Creszenz ſtand in der Küche am Feuer, da kam der Studentle laut dahergeſchritten und ſagte:

„Guten Abend Creszenz, ich will mir ein Päckle Sternentubak holen, habt ihr noch davon?“

„Ja, geh 'nein, mein Mutter wird dir geben.“

„Ich verher' dir dein Supp nicht wenn ich ein bisle bei dir bleib,“ ſagte er laut, ganz leiſe aber ſetzte er hinzu: „der Florian iſt da, komm nachher ein bisle 'naus, du wirſt uns ſchon hören.“

Ohne die Antwort abzuwarten ging er hinein in die Stube, als er wieder herauskam war Creszenz nicht mehr in der Küche.

Später hörte man vor dem Hauſe des rothen Schneiderle's ſingen und pfeifen und lachen, es waren die drei Kameraden, deren ſeit drei Jahren fehlende Stimme, nämlich die des Florian, jetzt um ſo eindringlicher erſcholl; ſie blieben lange, es wollte aber nichts fruchten, da ſchrie der Peter zum Fenſter hinauf:

„Creszenz, da lauft ein' Gans 'rum, iſt die nicht dein?“

Der Studentle ſtand hinter der Reisbeige und quackte wie eine Gans.

Das Fenſter öffnete ſich, aber nicht Creszenz ſondern die Schneiderin ſah heraus und ſagte:

„Treibet eure Späß vor einem andern Haus.“

Mit ſchallendem Gelächter ging der Studentle wieder auf die Straße.

Drinnen im Hauſe aber ſaß die Creszenz bei dem Geometer und gab auf alle ſeine freundlichen Reden nur halbe Antworten; endlich ſagte ſie, ſie ſei unwohl und ging zu Bette.

Als die Burſchen auf der Straße lange vergebens geharrt hatten, gingen ſie nach dem Wirthshauſe; auf dem Wege

begegnete ihnen Sepple der Franzoſenſimpel, der Studentle faßte ihn an der Bruſt und rief:

Qui vive, la bourse ou la vie.“

Der Angegriffene antwortete unerſchrocken:

„**Paridadoin mullien**,“ was in der Sprache des Sepple ſo viel hieß als: was willſt du?

„Das gibt einen Hauptſpaß,“ jubelte der Studentle, „wir nehmen den Sepple mit, der muß den Geometer ſpielen; komm wir zahlen dir eine Halbe (Maas) Bier.“

„**Moin paroula goin**“ antwortete der Sepple, was ſo viel hieß als: ich wills thun; ſeine Worte waren überhaupt nur das Zufällige, er antworte dabei auf Alles mit Winken oder auch mit grinſendem Lachen.

Der Sepple war eigentlich kein ganzer Simpel ſondern nur ein halber, aber dieſes Halbe wurde von allen luſtigen Leuten im Dorfe zum Ganzen ausgebildet.

Wenn einer auf dem Dorfe ein Häkchen hat, ſo kann man ſicher ſein, daß es zum Sparren ausgeſchmiedet wird; ſo ging's auch beim Sepple, er ließ ſich das gerne gefallen, denn es warf immer einen guten Trunk ab.

Man wußte nicht recht, woher beim Sepple der Gedanke gekommen war, daß er alle lebenden Sprachen verſtünde; einige behaupteten weil er ſo lange Kindsmagd geweſen und mit den kleinen Kindern in der Allerweltſprache geplaudert habe, habe er etwas davon übrig behalten; die Wahrheit zu geſtehen kümmerte ſich Niemand um den Grund dieſer Sonderbarkeit, genug, man mochte den Sepple anreden wie man wollte, in einer wirklichen oder gemachten Sprache, er gab immer friſchweg Antwort; dabei verrichtete er aber das Feldgeſchäft ſo gut wie ein anderer, verſtand

er auch nicht die Sprache der Thiere, ſo verſtanden die Thiere ſeine Sprache und folgten ihm willig; in der Kirche war Sepple der einzige, der zu den lateiniſchen Worten der Meſſe nickte als ob ihm das Alles ganz ſonnenklar wäre.

Dieſes vierte Mitglied hatte unſere ſonſt ſo ſtreng geſchloſſene Dreibubengeſellſchaft für heute Abend aufgenommen.

„Bon soir" ſagte Florian als er mit den Anderen in die Wirthsſtube trat, Alles grüßte ihn freundlich, beſchaute ihn um und um und einer nickte dem Andern zu, mit einem Blicke der vollauf ſagte: „es iſt doch ein Staatsmenſch der Florian, ja wer nicht 'naus kommt, kommt nicht heim."

Einer der auf der Ofenbank ſaß, ſagte zu ſeinem Nachbar: „ja, das iſt ein ander Heimkommen als wie der Schlunkel, der iſt jetzt ſchon zweimal eingeſtanden — im Zuchthaus und heut Abend iſt er heimkommen; wenn wir ihn nur ſchon wieder los wären."

Florian ließ nun eine gute Flaſche Wein für ſich und ſeine Kameraden bringen, dem Sepple, der ſich an einen andern Tiſch geſetzt hatte, ließ er eine halbe Bier geben.

Als Bärbele das Getränke brachte, ſagte er etwas leiſe, aber doch ſo daß es Alle hören konnten: „comme elle est jolly, bien jolly."

„Oui" erwiederte der Studentle. Alle Leute in der Stube ſtießen einander an und piſperten, wie die zwei ſo gut franzöſiſch parliren konnten.

Florian brachte es nun allen Leuten zu, denn dieſe ſaßen meiſt trocken im Wirthshauſe; der gute Trunk that ihnen wohl, und dieſe freundliche Empfindung ging auch auf den Florian

über; er ſchien ſein franzöſiſch ziemlich ausgeſpielt zu haben, denn: putz das chandelle, iſt doch nur halb.

Der Spaß war den luſtigen Kameraden verdorben, der Geometer, der im Adler wohnte, war nicht zu Hauſe.

„Bleibſt du wieder bei uns, Florian?“ fragte Bärbele.

„Nous verrons, wir wollen ſehen.“

„Verzähl' uns auch 'was“ ſagte Caſpar, der als Wirth auch ſeine Gäſte zu unterhalten ſuchte, „biſt du denn auch z' Paris g'weſen?“

„Freilich,“ erwiederte Florian in einem Tone, aus dem ein ſcharfer Aufmerker wohl die Unwahrheit heraushören konnte „aber es hat mir nicht gefallen; am ſchönſten iſt's in Nanzy, da ſind Wirthshäuſer, die ſind ringsherum mit Spiegeln ausgetäfelt, die Tiſch' die ſind alle von Marmelſtein und man ißt und trinkt aus lauter Silber, da ſollteſt du einmal ſein, du thäteſt Maul und Augen aufreißen.“

Dieſe Zeichen der höchſten Aufmerkſamkeit wareu jetzt an Florian, denn der Geometer trat mit ſeinen beiden Kollegen in die Stube; ſie gingen nach dem Verſchlägle, wo der Tiſch für ſie gedeckt war.

Florian ergriff ſein Glas ſtieß mit ſeinen beiden Freunden an und ſagte: à votre santé.

Der Kaſpar, der ſo aufmerkſam zugehört hatte, war ſchnell den Eintretenden entgegen gegangen und trug ihnen nun ein Licht voraus; Florian zwirbelte ſeinen Schnurrbart und fragte dabei den Conſtantin leiſe:

„Welcher iſt's?“

„Der ſchäg, mit denen langen Haar', wo zuerſt 'reinkommen iſt.“

Eine Weile herrſchte Stille in der ganzen Stube, man hörte nichts als das Klappern der Meſſer und Gabeln hinter dem Verſchlägle.

Conſtantin begann aber alsbald zu ſingen:

Der Herr Geometer
Der hat krumme Bein!
Sie ſind halt net gräder,
Gezirkelt muß ſein.

Ein ſchallendes Gelächter erfüllte plötzlich die Stube, dann aber trat wieder Stille ein, auch drinnen im Verſchlägle hörte man keinen Laut.

Florian ſtand auf und ſagte zum Sepple: „comment vous portez vous monsieur Geometer?“

„Quadutta loing“ erwiederte der Sepple der unter erneuertem Gelächter in einem fort kauderwelſchte.

„Ich gratulir' zu deinem neuen Amt,“ ſagte Conſtantin, indem er den Pinſel vom Schwenkkübel herbeibrachte, „da vermiß mir einmal den Tiſch, man braucht keinen Verſtand dazu, ſonſt könnten's gewiſſe Leute nicht.“

Unter immer erneutem Gelächter vollzog der Sepple die Tiſchvermeſſung, das Bärbele aber kam herbei und ſagte:

„Laſſet die Poſſen, machet eure Späſſ' an einem andern Ort, ſei ruhig Sepple oder marſchir' dich.“

Der Sepple ſchlug auf den Tiſch und welſchte ganz grimmig. Unter der Thüre des Verſchlages erſchien der Steinhäuſer, der zu der Creszenz ging, ſeine zwei Kameraden hielten ihn, denn er wollte gerade auf die Burſchen los; auch Kaspar ſuchte

ihn zu befriedigen, und als es ihm einigermaßen gelungen war, trat er auf die drei zu und ſagte mit größerer Entſchloſſenheit als man vermuthen mochte:

„Ich will euch 'was ſagen: in meinem Haus dürfen ſo Sachen nicht ausgeführt werden, trinket ruhig was ihr habt, oder ich weiſ' euch daß vor der Thür' Draußen iſt. Ich laſſ' keine Gäſt' beleidigen, jetzt habt ihr's gehört, in meinen vier Wänden bin ich Meiſter; es iſt mir Jeder lieb und werth, aber Ordnung muß ſein.“

„**Juste**, ſchon recht“ ſagte Florian „ich werd' die Leut ſchon an einem andern Ort treffen, hörſt du's da drüben du krummer Bub, wenn du noch einen Tritt zur Creszenz thuſt, ſchlag ich dir deine krummen Spazierhölzer lahm, nachher kannſt dein Meßſtang als Krück nehmen.“

„Er elender Geſell“ ſchimpfte Steinhäuſer, vor den ſich Kaſpar als Schild geſtellt hatte, Florian wollte auf ihn los und fluchte: „Kotzblueſtkreuzmalafiz **foudre de Dieu**“ der Kaſpar aber ſchleuderte ihn zurück, Conſtantin war klug genug und wehrte ab.

So verließen nun die drei das Haus, der Sepple folgte ihnen bald nach.

Auf der Straße ſchwuren die drei Kameraden nie mehr in den Adler zu gehen, der Florian wollte alsbald noch einmal hinein; er ſei dem Adlerwirth noch was ſchuldig geblieben, er müſſe ihm 'raus bezahlen.

„Kreuz Sack am Bändel, * da bleibſt,“ ſagte Conſtantin, „bei dir iſt noch allfort gleich drei Viertel auf Mordjo, gib jetzt

* beſchönigender Ausruf für; Sakrament.

Frieden, wir wollen den Geometer ſchon hinlegen, daß er nimmehr an die Auferſtehung der Beine glauben ſoll.“

Man beruhigte ſich, und zum Spaſſe, da heute nichts mehr anzufangen war, bellte der Studentle noch wie ein geſchlagener Hund durch das ganze Dorf und machte dadurch, wie er es nannte, alle Hunde in den Häuſern rebelliſch.

3.

Ein Alltagsleben am Sonntag.

Andern Tages kleidete ſich Creszenz nicht ſonntäglich an um nach der Kirche zu gehen, ſie klagte über Unwohlſein und blieb zu Hauſe.

Als der Schneiderle aus der Kirche zurück kam und den Aufzug ſeiner Tochter ſah, ſagte er:

„Was iſt das? Still ſag ich, einmal und millionenmal“ fuhr er fort, ehe noch Creszenz antworten wollte „gelt, dir iſt nicht recht juſt, weil der Florian wieder da iſt und da willſt du nicht auf die Straß? Ich hab' ſchon gehört, was er Nächt * mit dem Geometer gehabt hat; jetzt mußt du heut zum Trotz mit dem Geometer in's Horber Bad. Das ſag ich, Ein Wort wie Tauſend.“

„Ich bin krank.“

* geſtern Abend.

„Nutzt nichts, geh' 'nauf und zieh dich an, oder ich meſſ' dir mit der Ell' da die Kleider an."

„Laß ihn ſchwätzen," ſagte die Schneiderin, die unterdeſſen eingetreten war „das iſt grad den Mäuſ' pfiffen was er ſagt; Creszenz, wenn dir nicht gut iſt bleib du daheim. Von dem was er erhauſet, hättet ihr kein Fädele auf dem Leib, der Freſſ-ſack kann nichts als alle Tag dreimal die Füß unter'n Tiſch ſtellen und ſich füttern laſſen wie eine Einquartirung."

Der Schneiderle wollte auf Creszenz los, ſeine Frau aber ſtellte ſich vor ihn hin, ballte die Fäuſte und der geſtrenge Mann kroch ſcheu in eine Ecke.

Dieſe Leute kamen eben aus der Kirche, wo ſie die Worte: Liebe, Friede und Seligkeit geſungen und gebetet hatten; noch hatten ſie das Geſangbuch nicht aus der Hand gelegt und ſchon war die häßlichſte Zwietracht zwiſchen ihnen entbrannt.

Ueberhaupt ſind wir in ein ſonderbares Haus eingetreten. Die Mutter war früher Pfarrköchinn geweſen und hatte den Schneiderle etwas ſchnell geheirathet, Creszenz war ihr älteſtes Kind; außerdem hatte ſie noch einen Sohn und eine Tochter. Die Schneiderin ging noch immer ſtädtiſch gekleidet und trug blos die ſchwarze Bauernhaube; denn bei allem Verſchwinden der Bauerntrachten wird es doch ſchwer dahin kommen, daß die koſt-ſpielige Florhaube in Aufnahme kommt.

In der erſten Zeit als die beiden Leute mit einander verheirathet waren, lebten ſie gut; denn wo Alles vollauf im Hauſe iſt, müſſen es gar unverträgliche Menſchen ſein, wenn ſie mit einander keifen ſollten.

Das nennt man dann, in gebildeten wie in ungebildeten Ständen, die glücklichen, die friedlichen Ehen.

Der Schneider arbeitete auf ſeinem Handwerke und die Frau errichtete ein Kramlädchen, worin Spezereien und andere Waaren verkauft wurden.

Was iſt aber der Mode mehr unterworfen als die Herrſcher der Mode, die Schneider? Der Balthes arbeitete nur für die Herren und für die Juden, die ſich auch ſtädtiſch tragen; Bauernkleider zu machen war ihm ein Gräuel, denn er war „in Berlin drein geweſt.“

Neue junge Concurrenten hatten ſich in dem Dorfe und der Umgegend niedergelaſſen; Balthes konnte nun oft ganze Tage umherlaufen ohne Arbeit zu finden.

Da verfiel er auf einen ſpekulativen Gedanken, in deſſen zeitweiliger Ausführung wir ihn noch begriffen finden; im Verein mit dem Anſchel Maier, dem Vater des Beßle, reiſte er nach Stuttgart, kaufte dort alte Kleider und richtete ſie neu her; beſonders aber war er auf die abgetragenen rothen Frackröcke der Hofbedienten aus, wozu ihm Anſchel verhalf, der aus den Lieferantenzeiten her hohe Bekanntſchaften hatte; die Livreeröcke wurden dann zerſchnitten und rothe Bauernweſten daraus gemacht, die im Schwarzwalde noch überall getragen werden; auch Uniformen der Offiziere wurden gekauft, und aus dem rothen Unterfutter des Wehrſtandes Kleider für den Nährſtand gemacht.

Man ſagt aber, der Anſchel habe feſt allen Profit an ſich zu ziehen und ſich noch ein Nebenverdienſtchen bei den hohen Verkäufern zu machen gewußt.

Von der Zeit an, als Balthes aus der Mode gekommen und Ebbe im Hauſe eingetreten war, gaben ſich die beiden Eheleute kein gutes Wort mehr; dem Balthes ward, wie man ſagt,

der Löffel aus der Hand genommen, ehe er genug gegeſſen hatte, er war über nichts mehr Meiſter, er durfte am Sonntag nicht einmal ein Stück Speck zerſchneiden und hieß doch der Schneidermeiſter; wo er ſtand oder ſaß war er ſeiner Frau zu viel, ſie hatte vollkommen das Heft in Händen, denn ſie verreiſte jeden Herbſt, und nach ihrer Zurückkunft war immer wieder Alles flott im Hauſe.

Die Kinder hielten natürlich zur Mutter, denn Balthes war auch mehr in fremden Häuſern als in dem ſeinigen; er kam faſt nur zum Eſſen und Schlafen, jenes ward ihm mit tüchtigen Reden gut geſalzen und dieſes durch einen wohlgeſetzten Abendſegen verſüßt.

Creszenz blickte nun ihren Vater verächtlich an. Da trat der Geometer ein, Vater und Mutter machten freundliche Geſichter und thaten als ob ſie die Liebe ſelber wären, nur Creszenz ſah betrübt aus, ihre Lippen zitterten.

„Gang, mach Creszenz, zieh dich hurtig an," ſagte die Mutter, „Herr Geometer, wollen Sie's heut Mittag mit uns halten? das thät mich recht freuen. Es iſt eben ein gewöhnlich Eſſen, Sauerkraut, Knöpfle uud ein Speck, es wird Ihnen aber doch ſchmecken, die Creszenz hat gekocht." Ein ſchätterndes Kichern begleitete faſt jedes ihrer Worte, wobei ſie ſich immer ein bischen an der Naſenſpitze zupfte.

Mit aller Kraft ſeiner Rede, faſt mit Zwang beſtimmte Balthes den Geometer zur Einwilligung, er nahm ihm den Hut ab und gab ihm ſolchen nicht mehr, denn er wußte wohl, daß wenn der Geometer da war, es nicht nur bei Tiſch ohne Zank abging, ſondern auch wahrſcheinlich eine Halbe Bier geholt würde. In der That wurde auch Cordele, die kleine Tochter, in den

Adler geſchickt und kam mit einer Flaſche unter der Schürze zurück; denn auf dem Lande, wo Alles offenkundig iſt und man den Leuten ſo zu ſagen in den Mund guckt, ſucht man auch Alles zu verbergen.

Creszenz trug ſchön geputzt aber mit verweinten Augen das Eſſen auf, ſie klagte über den Rauch in der Küche. So war Alles Lüge bei Tiſche. Kaum hatte der Geometer halb aufgegeſſen, legte ihm die Mutter ſchnell wieder ein gutes Stück auf den Teller, er dankte ſehr für dieſe Freundlichkeit, denn er merkte nicht daß die Frau den verlangenden Augen ihres Mannes folgend, demſelben ſchnell den erſehnten Biſſen vor der Naſe wegraubte; auch ſchenkte ſie dem Geometer oft ein, weil ſie mit Recht fürchtete, ihr Mann würde ſonſt nicht blöde zugreifen. Nur die Frau und der Geometer führten das Wort bei Tiſche; als dieſer von der Händelſüchtigkeit des Florian erzählte, erröthete Creszenz, ſie holte aber ſchnell den Katzenteller unter der Ofenbank vor.

Als abgegeſſen war ſagte Balthes: „Nun Frau mach' auch einen Kaffee."

„Ich für meine Perſon muß danken," ſagte der Geometer.

Die Schneiderin nahm das gerne an, denn ſie gönnte ihrem Manne keinen Antheil an dem Leckerbiſſen; ſie küchelte dann ſpäter einen für ſich allein und bröſelte etwas dazu.

Nach der Mittagskirche ging nun Creszenz mit dem Geometer ſpazieren; ſie wußte es zu veranſtalten, daß ſie nicht durch das Dorf, ſondern durch die Gärten gingen. Als ſie gegen des Jörgli's Kegelbahn kamen, ſchreckte Creszenz plötzlich zuſammen, denn ſie ſah Florian wie er hemdermelig mit dem Rücken nach dem Wege gekehrt dort ſtand; ſie hörte wie er ein Stück Geld

auf den Boden werfend rief: „Es gilt ſechs Batzen ich treff' fünf.“ Unter dem Vorwande, daß ſie etwas vergeſſen habe, kehrte Creszenz ſchnell um, der Geometer folgte ihr kopfſchüttelnd; zu Hauſe überraſchten ſie die Mutter unangenehm beim Kaffee, ſie gingen nun durch das Dorf.

Florian begnügte ſich für dieſen Sonntag damit, Aufſehen im Dorfe zu erregen; das gelang ihm in vollem Maaße. Alle Leute redeten nur von ihm, von ſeiner ſchwarzen Sammtjacke mit den ſilbernen Knöpfen, von ſeiner roth- und ſchwarzgeſtreiften Freiſchützenweſte und von allen Herrlichkeiten der Art; denn die Leute im Dorfe wie in der Stadt haben meiſtens nichts zu ſprechen und ſind froh wenn ſich ihnen ein Gegenſtand darbietet.

Der alte Metzgerle, der Vater des Florian, ſammelte den Ruhm ſeines Sohnes von Mund zu Munde und that das ſeine, ihn noch zu ſteigern.

Er konnte immer noch als ein ſchöner Mann gelten, wie er daher ſchritt, groß, mit geröthetem Antlitze und luſtigen grauen Augen; er ging hemdermelig und hatte das Sacktuch in das Armloch der Weſte geſteckt, was ihm etwas Eigenthümliches gab; ſo oft er nun Jemanden begegnete zog er ſeine Doſe heraus, ließ eine Priſe echten Doppelmops nehmen, indem er ſtets dabei bemerkte: „den hat mir mein Florian bracht, gelt, es iſt ein Staatskerle? ſo iſt keiner auf zwanzig Stund Wegs; ſein Meiſter thät ihm auch gleich ſeine einzige Tochter geben, der Heidenbub mag aber nicht; ſein Meiſter löst mehr für Klauen als drei Horber Metzger für Fleiſch, er metzget alle Tag ſeine acht Kälber und auch zwei oder drei Ochſen; was meinſt?“ ſetzte er dann

gewöhnlich hinzu, indem er ſeine Blätſchle's * Kappe dabei ab- und wieder aufſetzte, „wie wär's wenn ich nach Straßburg ging' und das Mädle heirathen thät? Wenn es einmal partou einen Großmann will, iſt's eins, der jung' oder der alt', ich nehm's noch mit Jedem auf.“

Bei dem alten Schmiedjörgli, einem kinderloſen Greiſen von mehr als achtzig Jahren, der immer vor ſeinem Hauſe an der Straße ſaß und ſich von den Leuten Alles erzählen ließ, hielt ſich der alte Metzgerle beſonders lange auf. Der alte Schmiedjörgli und die alte Maurita auf der Bruck, das waren die zwei Leute durch die man etwas im ganzen Dorfe bekannt machen konnte; der Schmiedjörgli erzählte Gutes und Schlimmes weiter, um Andere damit zu necken und um zu zeigen daß er Alles wiſſe, die Maurita aber erzählte das Freudige, damit ſich Andere mit freuen, und das Traurige, damit andere mit trauern. Der Schmiedjörgli war der beßte Abnehmer für die Prahlereien des Metzgerle.

So ging der Sonntag vorüber, und als Creszenz, nachdem es ſchon längſt Nacht geworden war, mit dem Geometer heimkehrte, dankte ſie Gott daß die gefürchteten Händel nicht eingetroffen waren.

---

* Ein rundes ledernes Käppchen ohne Schild wie ein Krautblatt geformt, daher Blätſchle, ſo viel als Blättchen.

4.

Wie Florian und Creszenz ſich zum erſten- und zum andernmal wieder ſehen.

Schon eine Stunde vor Tag ſtand Creszenz andern Morgens auf, fütterte ihr Vieh und verrichtete ſtill die Hausarbeit; ſie blickte einmal ſchmerzlich auf, als ſie inne ward daß ſie nicht mehr ſang; ſie ging hinaus ins Feld.

Mit einem Bündel Frühklee auf dem Kopfe kam Creszenz von der Halde herauf, ſie ſah herrlich aus, die geſchmeidigen Formen ihres Körpers hoben ſich ſtraff hervor; mit der rechten Hand hielt ſie den Kleebündel mit der linken den Rechen, der, über die Schulter gelegt, auch als Stütze der Laſt diente, ſie ging ſtill und ruhig, die rothen Blumen ſchauten in ihr rothes Antlitz. Nicht weit von des Jakoben Kreuz hörte ſie plötzlich die Stimme Florians, der „Grüß Gott Creszenz" ſagte, ſie ſtand wie feſtgebannt. „Komm," fuhr Florian fort, „ich will dir ablupfen."

„Ich bitt' dich Florian, ich darf mich jetzt da nicht aufhalten, da ſehen uns alle Leut'; guck, du ſiehſt ich kann mich jetzt nicht wehren, ich kann dir nicht davon ſpringen; aber wenn du nicht willſt, daß ich mein Lebtag kein Sterbenswörtle mehr mit dir red', ſo geh jetzt fort, heut Abend nach dem Nachtläuten komm zu des Melchiors Lenorle, da will ich dir Alles ſagen."

„Gib mir nur auch eine Hand."

Creszenz ſchlug den Arm über den Rechen und reichte die linke Hand, indem ſie tiefathmend ſagte:

„B'hüt di Gott! bis heut Abend.“

Jetzt erſt im Weitergehen empfand Creszenz wie ſchwer die Laſt auf ihrem Kopfe war, ſie ſtöhnte im Weitergehen als ob ſich der Mocklepeter am hellen Tage als ein erdrückender Geiſt an ſie angeklammert hätte; an dem Kreuze legte ſie die Laſt auf die dort ſtehende hohe Bank, die zum Auf- und Abladen ſchwerer Traglaſten hier aufgerichtet iſt. Bei dem Sinnbilde des Glaubens ſteht dieſer ſtumme Diener allzeit hülfreich bereit; zu Füßen deſſen, der die ſchwerſte Laſt auf ſich genommen, die, die Menſchen frei und liebend zu machen, legen die Menſchen eine Weile ihre Tagesbürde nieder, um dann ausgeruht weiter zu ſchreiten.

Creszenz blickte lange nach dem Cruzifix, ſie wußte aber nicht daß ſie es that, denn in ihr bebte nur die Furcht vor dem Florian, nach dem ſie ſich nicht umſchauen wollte; endlich aber that ſie es doch und ihr Antlitz erheiterte ſich ſichtbar, als ſie den flinken Burſchen ſo durch das Feld dahin wandeln ſah.

Den ganzen Tag über war Creszenz ernſt und wortkarg, noch ehe es Nacht war, nahm ſie ein Koller, um es, wie ſie ſagte, dem Walpurgle zum Waſchen zu bringen; ſie ging aber nicht zu dem Walpurgle, ſondern zu dem Lenorle; dieſes kam ihr entgegen und ſagte:

„Geh nur durch die Scheuer, hinten im Garten iſt er.“

„Geh mit,“ bat Creszenz.

„Ich komm ſchon, geh' nur dieweil.“

Als Creszenz unhörbar durch die Scheuer in den Garten trat, ſah ſie den Florian wie er auf einem Blocke gebückt da ſaß und mit einem ſtiletartigen Meſſer etwas in das Holz grub,

ſeine langen ſchön geſcheitelten braunen Haare hingen weit über ſeine Stirne vor.

„Florian, was treibſt?“ fragte Creszenz.

Der Angeredete warf das Meſſer weg, ſchüttelte ſich die Haare zurecht und faßte Creszenz, küßte und herzte ſie; ſie widerſtand nicht. Endlich aber ſagte ſie:

„Nun, jetzt iſt genug, du biſt halt grad noch wie du geweſen biſt.“

„Ja, aber du nicht.“

„Kein Bröſele anders, gelt du bosgeſt weil ich mit dem Geometer geh'? Wir hätten uns ja doch nie heirathen können, in Dienſt laſſen mich meine Leut' nicht, und bei ihnen bleiben mag ich auch nicht bis ich graue Haar krieg'.“

„Wenn das ſo iſt, wenn du den Geometer magſt, hab' ich nichts mehr mit dir zu reden; das hätteſt du mir heut' Morgen ſagen können. Ich weiß eine Zeit, da hätt' der König kommen können, dem das ganze Land gehört und der's nicht blos vermeſſen hilft, und du hätteſt geſagt: Groß Dank, mein Florian iſt mir lieber, und wenn er nichts hat als was er auf dem Leib trägt.“

„Ei, wie ſchwätzſt du jetzt, was nutzt das? wir können uns ja nicht heirathen.“

„Ja ja, da hört man's, das iſt das erzig * roth' Schneiderle; wenn ich dich nur mein Lebtag mit keinem Aug mehr geſehen hätt', wenn ich nur all' beid' Füß' brochen hätt' eh' ich wieder heim kommen wär'.“

---

* erzig, ſo viel als urſprünglich, durchaus gleich damit.

„Ei mach' jetzt keine ſo Sachen, gelt, du lugſt mich doch auch als noch freundlich an und lachſt ein bisle mit mir wenn du mir verkommſt * ?"

Mit einem Blicke voll heiterer Liebesluſt ſah Creszenz Florian an, ſie lächelte, aber das Weinen ſtand ihr näher als das Lachen. Florian hob ſein Meſſer auf, ſteckte es ein und wollte fortgehen, da faßte Creszenz ſeine Hand und ſagte:

„Trutz mir nicht Florian, geh, mach', red auch; lug', ich hab ja doch den Geometer noch nicht geheirathet, aber laufen laſſen kann ich ihn jetzt nicht; meine Leut' thäten mich im Schlaf erwürgen wenn ich von ihm ließ, es dauert aber noch wenigſtens zwei drei Jahr' bis was draus wird, wer weiß wie's noch geht, kann ſein ich ſterb vorher, das wär' mir das liebſt'."

Die Stimme der Creszenz ſtockte.

Plötzlich erwachte in Florian ein ganz anderes Leben, die unerklärbare Schlaffheit verſchwand; er ſtand da wie neuerwacht und freudetrunken blickten ſich die beiden an.

„Lug," ſagte er, „wie ich da geſeſſen bin und auf dich gewartet hab', iſt mir's grad geweſen, wie wenn mir einer alle Glieder zerſchlagen hätt'.

Ich hab' ſo darüber nachdenkt wie elend wir dran ſind, und einmal über's andere iſt mir's geweſen, wie wenn ich mir mein Meſſer ins Herz ſtoßen müßt, wenn mir einer unter die Hand kommen wär', ich weiß nicht, und fort mag ich auch nicht und hier bleiben muß ich und dich muß ich haben."

„Ja, das wär' ſchon recht, wir können doch aber nicht auf

* verkommen, ſo viel als begegnen.

den alten Kaiſer 'nein leben; ich wüßt' wohl einen, der uns helfen könnt', er müßt' es mir thun."

„Red mir nicht von ihm, er darf dich nichts angehen, ich wills nicht, und er geht dich nichts an; du biſt deines Vaters Kind und wer anders ſagt, den ſtech' ich wie ein achttägig Kalb. Guck, mein Vater hat mich ſchon halb ausgebeutelt, ich hab' aber wohl noch ein Geld, ich bleib jetzt vor der Hand hier und arbeit' auf meines Vaters Meiſterrecht; ich will einmal denen Nordſtettern zeigen was der Florian kann, ſie ſollen Reſpekt vor mir haben."

„Du biſt ein ſchöner," ſagte Creszenz, „haſt mir denn gar nichts mitbracht?"

„Ja doch, da."

Florian langte in die Taſche und gab Creszenz einen breiten ſilbernen Ring und ein gemaltes flammendes Herz, darein ein Spruch ſtand.

Nach dem erſten Jubel des Entzückens wollte Creszenz den Reim leſen, Florian aber ſagte: „das kannſt du wenn ich auch nicht dabei bin, jetzt wollen wir ſchwätzen."

„Ja, erzähl' mir einmal; iſt es wahr, haſt du Bekanntſchaft mit deines Meiſters Tochter in Straßburg?"

„Kein Gedanke, ich thät ja ſonſt nicht hier bleiben und hier bleib ich, alle Nordſtetter müſſen ſagen: der Florian iſt ein Kerle wie's keinen mehr gibt."

Noch lange blieben die beiden zuſammen. Als Creszenz wieder nach Hauſe kam, traf ſie den Geometer und mußte freundlich und liebreich gegen ihn ſein; mit ſchwerem He[illegible] las ſie noch ſpät in ihrem Kämmerlein den Spru[illegible] gemalten Herzen:

Beſſer Stein zur Mauer graben,
Als lieben und doch nicht haben.

Weinend legte ſie das Blättchen in ihr Geſangbuch.

Da haben wir nun eines jener Verhältniſſe, wie ſie zu tauſenden in Stadt und Land ſich finden, nur nicht ſo grell, die Farben ſind mehr in einander vertuſcht. Creszenz hatte den Florian gern und wollte doch die Verſorgung durch den Geometer nicht drangeben, dort hielt ſie die Liebe, hier der Verſtand; es müßte ſonderbar zugehen, wenn daraus nicht ſchweres Unglück hervorginge.

5.

Was Florian im Dorfe trieb und wie er Haare laſſen muß.

Florian blieb nun im Dorfe und ſchlachtete, von dem Meiſterrechte ſeines Vaters Gebrauch machend, ein Rind und bald wieder eines. So gut es auch in der erſten Zeit zu gehen ſchien, ſo hatte doch die Herrlichkeit bald ein Ende; der alte Metzgerle ging mit dem liegen gebliebenen Fleiſche hauſiren, er verthat aber oft nicht nur den Profit ſondern auch das Kapital. Die Concurrenz der bereits anſäſſigen jüdiſchen Metzger war trotz der Geſchicklichkeit Florians nicht zu beſiegen, denn die Juden verkau- das Fleiſch von den Hintertheilen billiger, da ſie nach einer Anordnung der Bibel nur das Fleiſch der Vorder- n.

Ueberhaupt aber iſt es auf dem Dorfe faſt nicht möglich, von einem Handwerke allein ohne Ackerbau zu leben; zum Ackerbau hatte Florian keine Gelegenheit und noch viel weniger Luſt. Er ſchlachtete nun eine Zeit lang in Gemeinſchaft mit einem jüdiſchen Metzger, aber auch dieß hörte bald auf.

Nun half Florian den Straßburger Metzgern Ochſen einkaufen, er verdiente dabei manches ſchöne Stück Geld und machte auch ſeinen Vater zu einem ganz glückſeligen Menſchen; der alte Metzgerle konnte wieder Ochſen ausgreifen und ſchätzen wie in alten Zeiten, er verjüngte ſich wieder. Florian war einer der erſten Burſchen im Dorfe. Ungeſchickterweiſe verdarb er es aber mit dem Schultheißen, dieſer ließ, als die Fremden Händler da waren, den Florian zu ſich kommen und wollte ſeine Ochſen verkaufen „ſie wiegen gut vierzehn Zentner," betheuerte der Schultheiß. „Was ſie mehr als eilf wiegen, will ich roh freſſen," erwiederte Florian und das war dumm; denn von dieſem Augenblick an war ihm der Schultheiß ſpinnenfeind.

Deß kümmerte ſich aber Florian wenig, er ſpielte jeden Sonntag den Baronen, kegelte immer am höchſten, und ließ, wie man ſagt, das Garn auf den Boden laufen.

Es iſt ein eigen Ding um die Fremdenehre, ſie iſt gar bald aufgezehrt; ein Anſehen, das man ſich errungen hat, weil man eine ungewöhnliche Erſcheinung war, hört auf, ſobald man an die Erſcheinung gewohnt iſt; ſagt man ja: wenn der Regenbogen lang ſtünde, würde man ſich nicht mehr nach ihm umſehen.

So erregte auch Florian kein Aufſehen im Dorfe mehr, erſt ein unerwartetes Ereigniß zog wieder die Blicke Aller auf ihn.

Eines Abends ſtand er mit ſeinen Kameraden nicht weit

vom Adler, der Schultheiß ſaß mit dem Geometer auf der Bank vor dem Hauſe; Florian bemerkte, wie ſie nach ihm hinſchielten, wie der Schultheiß mehrmals mit der Hand über die Oberlippe fuhr, der Geometer unbändig lachte und dabei das Wort Samſon ausſprach; Florian wußte nicht was das zu bedeuten habe, es ſollte ihm aber bald klar werden.

Andern Tages wurde er vor den Schultheiß geladen, von dem wir uns erinnern, daß er einſt Unteroffizier geweſen war; er befahl nun dem Florian ohne Widerrede ſeinen „Schnurrwichs" herunter zu machen, da er nie Soldat geweſen und es nur den Soldaten erlaubt ſei, Schnurrbärte zu tragen. Florian lachte den Schultheiß aus, worauf dieſer gewaltig ſchimpfte, es kam zur Gegenrede, wofür Florian in das Gefängniß wandern mußte.

Es iſt ein gefährlich Ding, einen Menſchen, der eigentlich unſchuldig iſt, ins Gefängniß zu ſperren; das ſtumpft ſein Gefühl und ſeine Scheu ab, für Zeiten wo er vielleicht ſchuldig iſt.

Als Florian herauskam, mußte er dem geſtrengen Befehle Folge leiſten. Mit einer Wehmuth ohne Gleichen ſtand er vor dem Spiegel und preßte ſeine der Haarzier beraubten Lippen zuſammen, ſeine Zähne knarrten und ein harter Schwur ſetzte ſich in ſeiner Seele feſt.

Im ganzen Dorfe ſprach man von nichts als von dem abgemähten Schnurrbarte Florians, und jetzt, ſeitdem er nicht mehr war, lobte ein Jeglicher ſeine Vorzüge.

Dem Florian war es als ob ſeine Haut geſchält wäre, und als er durch das Dorf ging beredete ihn ein Jeder über ſein verändertes Ausſehen.

So weit war es aber ſchon mit Florian, daß er ſich ſogar über dieſes Aufſehen freute; wenn nur die Leute etwas Beſonderes an ihm zu bemerken hatten, das war ihm ſchon genug.

Vor dem Hauſe der Creszenz ließ er ſich am Tage nicht ſehen, und als er Abends mit ihr zuſammenkam und ſie ihn auslachte, ſchwur er, daß der Geometer ihm jedes Haar bezahlen ſolle. Creszenz ſuchte ihn zu begütigen, er ſchwieg.

Wenige Tage darauf wurde der Geometer auf dem Heimwege von Horb des Nachts von drei Burſchen überfallen, ſie ſchleppten ihn in den Wald und mit dem Rufe: „Auf ihn, er iſt von Ulm" prügelten ſie ihn ſo durch, daß er kaum mehr heimgehen konnte. Einer rief ihm zum Schluſſe zu: „dießmal war's glimpflich, wenn du binnen acht Tagen nicht aus dem Dorf biſt, wird dir das Nachteſſen noch einmal gewärmt." Der Geometer glaubte die Stimme Florians zu erkennen, er ſuchte nun eine Klage anhängig zu machen; aber die Wahlbewegungen im Dorfe ließen dieſe zu keinem richtigen Fortgange kommen.

Es wurde ein neuer Schultheiß gewählt, die Bartſcheerung Florians war die letzte Amtshandlung des unteroffizierlichen Schultheißen; der Buchmaier, der die Leute ungeſchoren ließ, und unter deſſen Regierung auch der Schnurrbart Florians wieder zu erneuter Herrlichkeit aufwachſen durfte, wurde faſt einſtimmig „gekurt."

Der Geometer verließ mit ſeinen Kameraden das Dorf und ſiedelte ſich in Mühl an, der rothe Schneiderle und der Adlerwirth boten Alles gegen dieſe Auswanderung auf, aber vergebens.

Mit Florian war indeß auch eine große Veränderung vorgegangen, er chien ſich mit den Straßburgern überworfen zu

haben, denn er war nicht mehr ihr Unterhändler; auch der alte Metzgerle blieb faſt immer zu Hauſe, er hatte eine neue Erwerbsquelle gefunden, die reichlich floß. Auf ſeinen Reiſen als Ochſentreiber hatte er mit den Schmugglern im Badiſchen Bekanntſchaft gemacht, Baden gehörte damals noch nicht zum Zollvereine; er verkaufte nun die eingeſchmuggelten Sachen, beſonders Zucker und Kaffee, und ſtand ſich gut dabei. Der rothe Schneiderle ſah ſeinen Kramladen durch den geheimen Zwiſchenhandel vernichtet, nnd doch war wegen ihrer Kinder Feindſchaft und Continentalſperre zwiſchen ihm und dem Metzgerle; die Frau aber fand einen glücklichen Ausweg, das Haus der Leichkäther ward der neutrale Boden, auf dem man unterhandelte; die Leichkäther mußte die fremden Waaren von dem Feinde für ſie aufkaufen.

So war auch zwiſchen den Großmächten ein geheimes Spiel angezettelt.

Faſt jeden Sonntag wurde Creszenz mit argen Mißhandlungen gezwungen, ihrem Vater zu folgen und in Mühl oder halbwegs in Egelsthal mit dem Geometer zuſammenkommen; ſie war dann wider ihren Willen froh und munter, und wenn ſie lange genug geheuchelt hatte, wurde ſie beim Weine wirklich aufgeheitert, ſo daß der Geometer glaubte, ſie hänge noch immer an ihm.

Abends aber ging ſie immer wieder heimlich mit dem Florian, und wenn ſie nach Hauſe kam warteten ihrer neue Mißhandlungen.

So lebte Creszenz ein qualvolles Leben, deſſen tiefſte Getheiltheit ſie aber zu ihrem Glücke nicht erkannte; ſie hatte ihr Lebenlang nichts als Unwahrheit und Halbheit vor ſich geſehen.

6.

Florian in Floribus.

Florian ſuchte im Orte etwas zu verdienen, es gelang ihm aber ſelten; er wollte nämlich blos auf ſeinem Handwerke oder ſonſt in einem angeſehenen Geſchäft arbeiten, die Feldarbeit hielt er unter ſeiner Würde, lieber wäre er Hungers geſtorben, ehe er wie andere vermögensloſe Menſchen Stein auf der Straße geſchlagen.

Florian wollte nur das thun was er gerne that, und das können doch die wenigſten Menſchen durchführen.

Es ergab ſich indeß bald eine Gelegenheit, wobei Florian Geld und nach ſeiner Art hohe Ehre gewann.

Der Hammeltanz war nahe, große Vorbereitungen wurden dafür getroffen. Der Adlerwirth hatte ſich mit Florian und ſeinen Kameraden wieder ausgeſöhnt, denn als Wirth war er Diplomat genug, um den einmal erlittenen Verluſt durch den Auszug der Geometer nicht noch durch Ortsfeindſchaften zu verdoppeln.

Florian ſchlachtete nun für Kaspar ein Rind und ein Schwein; letzteres auf der Straße, ſo daß alle Leute bei ihm ſtehen blieben und dem flinken Burſchen zuſahen, der in ſeiner Handwerksthätigkeit in der That ganz herrlich anzuſchauen war: die Muskeln an ſeinen bloßen Armen waren ſo ſtraff und ſchön, daß man ſagen konnte, die Herrſchaft über das Leben der Thiere

ſtrozte darin, er wezte das Meſſer mit drei Streichen auf dem Stahl ſo ſcharf, daß er ein flatterndes Haar damit durchſchneiden konnte, beſonders aber als es an das Würſtehäckeln ging, ſtand immer ein großer Kreis von Gaffern um ihn her. Florian häckelte mit zwei Beilen, die er ſo leicht handhabte wie ein Trommler ſeine Schlägel; auch pfiff er dabei die ſchönſten Ländler und ſchlug den Takt dazu, manchmal machte er ſich noch einen beſonden Spaß: er warf eines der Beile hoch in die Luft, häckelte mit dem andern ununterbrochen fort, ſchnalzte mit der leeren Hand, fing das Beil am Stile wieder auf und häckelte dann im Takte weiter; Alles ſchlug die Hände voll Verwunderung zuſammen.

Der alte Mezgerle ſammelte ſich den Ruhm ſeines Sohnes als Nachtiſch zu dem Keſſelfleiſch das er genoſſen; bei dem Schmiedjörgli hielt er ſich wieder beſonders lang auf: „Ich bin doch ein geſchlagener Mann,“ ſagte dieſer, „daß meine Unterthanen mir nicht mehr folgen; da muß ich jezt hocken und muß ſehen, wie Alles zu dem Florian hinaufrennt und ihm zuguckt, ich gäb' einen Dreibäzner drum, wenn er da neben mir ſchlachten thät.“

„Ja,“ ergänzte der alte Mezgerle und rieb ſich die Hände, „der Hofmezger in Stuttgart kann's nicht wie mein Florian; er hat einmal in Straßburg mit ſeinen Kameraden gewettet, er woll' vier Kälber und zwei Säu ganz herrichten, ohne das kleinſte Mösle* an ſeine Kleider zu bringen — und richtig, er hats fertig bracht, und ſein' Schurz' und ſein Hemd war noch grad wie der gefallene Schnee.“

---

* Mos, ſo viel als Flecken.

Florian hatte nun bei allen Leuten ſo viel zu thun, daß er Tag und Nacht nicht zur Ruhe kam und am Sonntag des Hammeltanzes die Morgenkirche verſchlief.

Creszenz hatte dem Geometer eine Zuſammenkunft in Egelsthal verſprochen, es gelang aber Florian leicht ſie davon abwendig zu machen.

Nach der Mittagskirche war Jubel im ganzen Dorfe. Auf dem Schloßhofe waren Pfähle in einem Kreiſe aufgeſteckt, um die ein Seil gebunden war; in der Mitte des Kreiſes ſtand ein ſchöner Hammel mit einem rothen Bande geziert, auf einem Tiſche daneben ſtand eine blinkende zinnerne Schüſſel. Die Muſik ging voraus, ein jeder der Burſchen, ſein Mädchen an der Hand, hintendrein.

An dem Schloßthor war eine Schlaguhr angebracht, und zwar ſo, daß man ſie nicht ſehen konnte; Punkt zwei begann der „Freitanz.“ Die Muſik ſpielte einen Marſch, die Paare gingen in ſtrenger Ordnung um das im Kreiſe ausgeſpannte Seil; ein alterthümlicher Säbel war in einen Pfoſten gehackt, einer der Burſchen nach dem andern zog ihn heraus und hackte ihn in den nächſtfolgenden Pfoſten. Als Florian mit Creszenz an den Säbel gelangte, ſtellte er die Waffe aufrecht auf ſeine unteren Zähne und ſchritt ſo ohne zu wanken bis zur nächſten Station. Ein allgemeines „Gucket au“ lohnte dieſe Keckheit, die Leichkäther prophezeihte daß dieſer den Hammel gewinne. So wandelte nun Alles im Kreiſe, jubelnd und lachend. Als Florian den Säbel wieder in der Hand hielt, ſchlug es plötzlich drei. Ein allgemeines „Hoch!“ erſcholl, das Seil wurde eingeriſſen und dem Florian der Hammel, das Band und die Schlüſſel gebracht. Die Mädchen kamen herbei, glückwünſchten der Creszenz und flochten

ihr das neue Band in das Haar. „Jetzt iſt es g'wiß, ihr krieget euch dieß Jahr,“ ſagte des Melchiors Lenorle; Creszenz aber ſah ihren Vater, der mit geballter Fauſt vor ihr ſtand, ſie weinte.

Mit Muſik zog man nun in das Wirthshaus, Florian begann mit Creszenz den erſten Tanz.

Der Buchmaier hatte als Schultheiß eine alte Sitte wieder erneuert, er beorderte weder den Schützen noch einen Landjäger als Ordnungshalter zum Tanze; am Vorabende hatte er alle Burſchen, die das achtzehnte Jahr zurückgelegt hatten, zuſammenkommen und ſie zwei ſogenannte „Tanzburſchen“ wählen laſſen; Conſtantin und des Zimmermanns Valentins Xaver erhielten die meiſten „Kuren“ *; der dritte ſollte der ſein, der den Hammel gewänne, der Schultheiß hatte ſich nur vorbehalten, falls einer der Gewählten der Glückliche wäre, noch einen aus eigener Machtvollkommenheit zu ernennen. Nun war Florian der dritte Tanzburſche, der, wie die anderen, ein weißes Band um den linken Arm erhielt. Die drei mußten für die Aufrechthaltung der Ordnung bürgen, jede Störung kam ihnen zur Laſt; es kam aber keine vor, denn die Leute laſſen ſich am liebſten von denen aus ihrer Mitte regieren.

Creszenz war ganz glückſelig, ſie vergaß vollends den Geometer; ſo ſchön konnte keiner tanzen, ſelbſt der Jörgli nicht, als der Florian; er ſchlug immer im Takte die Füße zuſammen, ſo daß aller Blicke auf ſeine ſchöngewichſten Stöckleſtiefel gerichtet waren, dann rief er manchmal mitten aus dem Tanze heraus: Hellauf! ſein ganzes Weſen hob und bewegte ſich nach dem Tone

* Kuren, ſo viel als Wahlſtimmen, noch immer gebräuchlich.

der Muſik; er war ein ganzer Tänzer. Er wollte keine Minute ruhen, und als die Muſik eine Weile aushielt, trat er zu dem Klarinettiſten und ſagte: „Laß' dein dürr Holz rappeln,“ worauf der Muſikant erwiederte: „Laß' was einſchenken, daß es quillt.“ Florian warf einen Sechsbätzner auf den Tiſch.

Spät in der Nacht wurde der „Balbiererstanz“ ausgeführt, bei dem Florian in ſeinem vollen Glanze erſchien. Es wurde nämlich ein Menſch hereingebracht, der ſchneeweiß ausſah, vorn und hinten einen Höcker hatte und überall mit weißen Tüchern verbunden war; man konnte den Studentle gar nicht mehr erkennen. Die Muſik ſpielte die Weiſe zu dem Lied:

Hol mir den Balbierersknealcht,
's iſt mir jo gar et reacht.

Ein Stuhl wurde in die Mitte des Saales geſtellt und der Kranke darauf geſetzt; der erſehnte Arzt kam herbei, um und um mit Meſſern behangen, eine große Klammerbrille auf der Naſe und eine Perücke von Werg auf dem Kopfe. Ein ſchallendes Gelächter begrüßte den Eintretenden, es war Florian.

Mit poſſirlichen Sprüngen tanzte er um den Kranken herum, fühlte ihm den Puls, öffnete den Verband am Arme, ließ zur Ader und ſteckte endlich ein Meſſer in den Höcker und ließ es darin; der Kranke fiel todt zu Boden, die Muſik ertönte in dumpfen Klagen. Der Arzt ſprang verzweifelnd in der Stube umher, raufte ſich ganze Ballen ſeiner Perücke aus und warf ſie den Leuten ins Geſicht, die Muſik veſtummte; endlich, die Hand an die Stirne legend, beſann ſich der Gequälte und rief: „Muſik!“ Wiederum Klagetöne. Er kniete zu dem Kranken nieder, riß ihm

den Mund auf und zog unaufhörlich weiße Bändel heraus, aber immer noch lag der Kranke leblos; jetzt nahm der Arzt ein groſzes Schoppenglas, füllte es bis an den Rand mit Wein, ſtellte es auf ſeine Stirne und legte ſich nach dem Takte der Muſik neben den Kranken rücklings auf den Boden, Alles hielt den Athem an ob dieſes ſchweren Kunſtſtückes, aber es gelang; nun wurde dem Patienten das volle Glas bis auf die Neige eingegoſſen, er ſchlug um ſich, warf die Vermummung ab, Florian that desgleichen, die Muſik ſpielte wieder einen Hopſer, des alten Schultheißen Bäbele kam herbeigeſprungen und tanzte mit Conſtantin, Creszenz mit Florian; Alles war wieder munter und wohlauf.

Man hatte mitten in der Luſt mit dem Uebel und der Trauer geſpielt, in erneutem Freudenjauchzen lebte man wieder auf.

Als man ſich eine Weile zum Tiſche ſetzte, trank und ſang, gab Florian ein neues Lied zum Beßten, das er aus der Fremde mitgebracht hatte; es lautete:

Zu Straßburg auf der Schanze,
Hatte mich ein Mädchen lieb,
Es bracht' mir alle Morgen,
Einen Kaffee und einen Brief.

Den Brief hab ich erhalten,
Den Kaffee aber nicht,
Darinnen ſtand geſchrieben:
Der Winter iſt vor der Thür.

Der Winter und der iſt kommen,
Die Meiſter werden ſtolz,

Sie ſprechen zu den Geſellen:
Geh 'naus und ſpalt mir's Holz.

Spalt es mir nicht zu grob,
Spalt es mir nicht zu rein,
So kannſt du dieſen Winter
Mein treu Geſelle ſein.

Der Winter und der iſt ume,
Die Geſellen werden friſch,
Sie nehmen Stock und Degen
Und treten vor Meiſters Tiſch.

„Ach Meiſter, wir wollens rechnen,
Es iſt die ſchönſte Zeit,
Du haſt uns dieſen Winter,
Mit Sauerkraut geſpeist."

„Iſt dir das Brod zu ſchwarze,
Ich laß es backen weiß,
Iſt dir dein Bett zu harte —

Hier kamen Verſe, über die leider weder Creszenz noch ſonſt eines der Mädchen erröthete, vielmehr jubelte Alles von Neuem.

Wer mag nun zweifeln, daß Florian der erſte Burſch im Dorfe war? Als aber Creszenz nach Hauſe kam mußte ſie ſchwer dafür büßen, daß ſie heute die erſte Rolle geſpielt hatte; die Mutter war krank und der Vater beſaß nun alle Macht im Hauſe. Creszenz duldete ohne Murren, ſie wußte jetzt ſicher, daß

ſie mit Florian vereinigt würde; hatten ſie ja gemeinſam den Preis gewonnen.

7.

Es geht ſcharf bergab.

Als die Zeit der Luſtbarkeiten vorüber war, hatte auch die Herrlichkeit des Florian ein Ende, er wurde in die Ecke geſtellt wie eine gebrauchte Baßgeige; Alles ging wieder ruhig an ſein Geſchäft und ſah ſich wenig mehr nach den Spaßmachern um. Nur Florian hatte kein rechtes Geſchäft und wollte auch keines haben, er lotterte in den Wirthshäuſern umher und war auch da bald unwerth.

Auf dem Lande, wo jedes die häuslichen Verhältniſſe des Andern kennt, iſt es nicht leicht eine große Rolle zu ſpielen, wenn man es nicht aufzuwenden hat. Baden war dem Zollvereine beigetreten und ſo war auch zu Hauſe Schmalhans Koch. Bei alle dem ging aber Florian noch immer aufrechten Ganges, ſtolz und ſchön geputzt wie in ſeinen beßten Tagen; nie ging er unſauber einher, und ſelbſt als ſeine Stiefel faſt keine Sohlen mehr hatten, waren ſie doch noch immer ſchön gewichſt.

„Man ſieht einem auf den Leib aber nicht in den Magen,“ war ſein Wahlſpruch, und oft ſang er das Lied:

Jetzt hab' ich noch drei Kreuzer,
Iſt all mein baares Geld,

Dafür laſſ' ich mir waſchen
Meine Hoſen und Gamaſchen,
Kauf mir Wichſ' dazu,
Kauf mir Wichſ' dazu,
Für meine Stiefel und Schuh.

Die Uhre mit dem ſilbernen Behäng hatte Florian nur noch am Sonntag, das hatte er ſich ausbedungen als er ſie bei der alten Gudel verſetzte.

Der Horber Markt kam, und nun gab es wieder ein Feſt für das halbe Dorf.

Der alte Metzgerle ſtand ſchon ſeit dem frühen Morgen an des Jakoben Brunnen, alle Bauern, die ihre Ochſen zu Markt trieben, ließen ſie von ihm ſchätzen, und mit großem Wohlbehagen verrichtete er dieß Geſchäft; es war ihm wieder als könne er das Alles kaufen, auch hoffte er es würde ihn ein Bauer mitgehen heißen, aber keiner that es. Der arme Mann hatte heute ſchon ſo viel geſundes Fleiſch unter Händen gehabt, aber ſeit vierzehn Tagen keinen Biſſen Fleiſch über den Mund gebracht; als nun alle ſeine Mühe vergebens war, wiſchte er ſich ſeufzend den Schweiß von der Stirne, ging nach Haus, nahm ſeinen alten Knotenſtock und ging auf gut Glück zu Markte, um dort als Unterhändler ein paar Kreuzer zu verdienen.

Florian lief im Dorfe umher und war ganz außer ſich, er begegnete der Creszenz, die mit ihrem Vater ebenfalls zu Markte ging, aber er lief ſchnell an ihnen vorüber; er hatte keinen Heller Geld in der Taſche. Wo er einen Burſchen ſah, gedachte er ihn um ein Darlehen anzuſprechen, aber bald ſagte er ſich wieder: „der gibt dir doch nichts und der hat ſelber nicht viel, und

dann haſt du nichts als die Schand.“ So ließ er einen nach dem andern von ſeinen Bekannten an ſich vorüber gehen, er dachte: „ei du brauchſt ja nicht zu Markte gehen, du haſt ja nichts dort verloren; es gehen ja noch viel Leut’ nicht. Ja, aber die wollen nicht und ich kann nicht.“ Nun ward es ihm als verliere er eine unerſetzliche Freude wenn er zu Hauſe bliebe; es ward ihm als müßte er gehen, als ſtünde Alles dabei auf dem Spiel. Mit glühenden Wangen und forſchenden Blickes ging er durch das Dorf, immer im Selbſtgeſpräch: „Da wohnt der Schmied Jakob, dem haſt du’s beim Hammeltanz oft zugebracht, ja, aber er gibt dir doch nichts; dort wohnt der Schreiner Koch, er war auch in der Fremd’, zu dem gehſt du, es iſt eigentlich zum erſtenmal daß du ſo vertraut mit ihm biſt, aber du mußt es doch thun.“

Der Schreiner Koch band eben ein Rind von der Krippe los, über Geldmangel klagend, Florian ſchwieg mit ſeinem Verlangen. Der Studentle war nicht mehr zu Hauſe, Florian war ſchnell entſchloſſen, er ging zum Adlerwirth, ſagte: der Studentle ſchicke ihn, er ſolle demſelben ſechs Kronenthaler leihen; Florian wollte nicht um ein Bagatell bitten. Der Adlerwirth erwiederte: „Ich borg nichts, das macht die beßte Freund’ zu Feind’.“ „Du haſt recht, ich habs auch geſagt,“ erwiederte Florian grimmig lachend und ging davon. Mit einem ſchrecklichen Gefühle der Verlaſſenheit wandelte er umher und dachte: „Wenn man kein Geld hat, iſt man doch auch daheim nicht recht daheim.“ Schweißtriefend lief er durch alle Gaſſen, es war ihm als ob jede Minute die er verſäume, Unwiederbringliches an ihm vorübergehen laſſe. Er gedachte nun, wie die großen Herren, Geld bei einem Juden zu leihen, auch ihn ſtörten ihre Blicke

nicht bei ſeinen Verſchwendungen oder Großthuereien. „Judenſchulden ſind kein' Schand," ſagte er ſich und ſprach des Mendle's Meierle, das mit einer vollen Geldgurte zu Markte ging, offen um ein Darleihen von einigen Karolin auf hohe Zinſen an, er erhielt eine abſchlägige Antwort.

Endlich kam er auf den geſcheiten Gedanken, nur geradeswegs nach Horb zu gehen und dort zu thun als ob er ſein Geld vergeſſen oder verloren habe; er ärgerte ſich jetzt, daß er den Gedanken nicht früher gehabt und ging fürbaß. Als er an dem Hauſe des Schmiedjörgli vorüberging, ſaß dieſer wie gewohnt auf der Bank; er war heute beſonders gut aufgelegt, da er durch die Marktgänger Unterhaltung in Fülle hatte.

„Wohin ſo ſchnell Florian? du ſiehſt ja aus, wie wenn dir die ganz' Welt feil wär!"

Florian ſtutzte und blieb ſtehen, er vergaß, daß es eine beſondere Freude des Schmiedjörgli war, Leute die eine ſchwere Laſt, einen Sack voll Korn oder einen Kleebündel trugen, eine Weile durch Fragen zu ſtellen, manche gingen in die Falle und der Alte freute ſich dann doppelt, daß er ſo los und ledig daſaß, während die Anderen keuchten; auch wenn Jemand eine ſchwere Schmerzenslaſt im Herzen trug, ſuchte ihn der Schmiedjörgli bei ſich aufzuhalten, das war ja die beßte Zeit um Etwas zu erfahren. Florian dachte an alles das nicht mehr, denn er fragte:

„Wie könnet ihr denn das wiſſen?"

„Man ſiehts dem Strumpf an wenn das Bein ab iſt, ich weiß wohl, gelt, grad iſt die Creszenz mit ihrer Mutter Mann da vorbei, er bringt ſie auch zu Markt."

„Ich hab kein Sorgen."

„Ich weiß wohl, man ſagt du ſeiſt tüchtig mit ihr verbandelt.“

Florian ſchmunzelte und ging weiter, es war ihm lieb, daß man das Rechte nicht ahnte.

An der Hohlgaſſ' ſah Florian den Schlunkel, einen „verwogenen“ Kerl, der ſchon zweimal im Zuchthauſe geweſen war, am Raine ſitzen und Geld zählen; ſonſt hätte er ſich nicht herabgelaſſen, dieſen Menſchen nur zu grüßen, jetzt ſagte er zuerſt halb ſpaßhaft: „ſoll ich dir helfen zählen?“ Der Angeredete ſah auf und antwortete nicht.

Florian ſetzte ſich zu ihm und bat ihn endlich um einen Gulden, der Schlunkel grinſte ihn an, ſchnürte ſeinen Lederbeutel feſt zu, fuhr ſich mit dem Zeigefinger über den Mund und pfiff dabei; Florian aber hielt ſeinen Arm krampfhaft feſt.

„Du wirſt doch mir das Geld nicht nehmen wollen?“ fragte Schlunkel, „zu was brauchſt denn ſo viel Geld?“

„Ich muß mir was kaufen.“

„Meinetwegen, komm, ich geh mit nach Horb.“

Florian zitterte, lieber wäre er in die Hölle gegangen als am helllichten Tag mit dem Schlunkel nur zehn Schritte, er ſagte daher:

„Gib mir nur einen Sechsbätzner, in einer Stund treff ich dich im Ritter, da haſt's wieder.“

Der Schlunkel gab das Geld und Florian jagte wie der Blitz davon. Unterwegs aber langte er nochmals in ſeine Taſche, er wußte gar wohl wie viel er darin hatte, aber er wollte ſich deſſen nochmals vergewiſſern; er drückte die vier Sechſer einen nach dem andern durch die Finger, als wollte er mit aller Gewalt aus Jedem noch einen zweiten herausdrücken.

Pfeifend ging dann Florian über den Viehmarkt hinweg nach dem Krämermarkt in der obern Stadt.

8.

Florian verſpielt ſich und gewinnt die Creszenz.

Plötzlich blieb Florian ſtehen, ein Tiſch mit Würfeln ſtand vor ihm, er ging vorbei und betrachtete ſich die Pfeifen an der nächſten Bude; bald aber kehrte er wieder um und ſtellte ſich an den Tiſch, mit dem Vorſatze, nur den Anderen zuzuſehen wie ſie ſpielten. Einer war beſonders glücklich auf No. 8, Florian langte in die Taſche und ſetzte auf die gleiche Nummer drei Kreuzer, er verlor; ſchnell ſetzte er abermals, er verlor wieder, er kneifte ſich auf die Lippen daß ihm das Blut in den Mund rann, ſchnell aber ſah er ſich lächelnd um, damit Niemand es merke, er ſetzte abermals und verlor bis auf ſechs Kreuzer; er ſpürte es in den Knien wie alle Kraft daraus wich, ſeine Eingeweide kochten, mit zitternder fieberheißer Hand warf er ſeinen letzten Sechſer hin und ſchaute nach der andern Seite, er gewann ſein ganzes Geld wieder; ſchnell raffte er es ein und dachte innerlich: „ſo, jetzt haſt du mich geſehen, hab' ich doch mein Sach' wieder;" dennoch blieb er ſtehen, es war als ob er feſtgebannt wäre, auch wollte er den Schein vermeiden, ſo ſchnell mit ſeinem Wiedererworbenen davon zu gehen.

Wiederum dachte er: „Ich muß doch dem Schlunkel das Geld wieder geben und woher nehmen? Einen Sechſer will ich

wagen, das andere Geld thu ich in die recht' Taſch', da herein greif ich gar nicht."

Er ſetzte, und nach einer Weile griff er doch in die rechte Taſche und wankte endlich ganz ausgebeutelt vom Tiſche fort.

Mit einer Wehmuth und Selbſtanklage ohne Gleichen lief er nun auf dem Markte umher, da waren tauſenderlei Sachen ausgeſtellt, die für Geld zu haben waren, er aber konnte nach keiner ſeine Hand ausſtrecken.

Ein furchtbarer Fluch gegen die Welt trat zuerſt über ſeine Lippen, er wünſchte ſich, daß er Alles zu unterſt zu oberſt kehren könnte.

Wenn man ſo darüber nachdenkt, möchte man fragen: ei warum wettert und flucht denn ſo ein Menſch wie der Florian? die Welt hat ihm nichts gethan, er iſt ſelber Schuld an ſeinem Unglück.

Aber die meiſten Menſchen denken eben nichts, ſowohl die Leichtfertigen, welche Handſchuhe anhaben, als die welche keine anhaben; wenns ihnen ſchlecht geht, ſind ſie eben grimmig.

Nur ein Troſt blieb Florian, er gelobte ſich, in ſeinem Leben keinen Würfel mehr anzurühen.

„Freilich," ſagte er ſich wieder, „du haſt jetzt gut ſchwören, wenn die Kuh draußen iſt macht man den Stall zu." Dennoch fand er einen Troſt in dieſem Vorſatze.

Da begegnete ihm ſein Vater, er ſah fröhlich aus, Florian eilte auf ihn zu uud ſagte: „Vater, habt ihr kein Geld?"

„Ich hab da drei Sechsbätzner bei einem Ochſenhandel verdient, guck."

„Gebt mir zwei davon."

Noch ehe der alte Metzgerle Ja oder Nein ſagen konnte, war Florian mit dem Gelde im Gedränge verſchwunden.

Wohlgemuth ging er nun zwiſchen den Buden einher, er war von dem ſichern Bewußtſein des Beſitzes getragen und plauderte bald mit dieſem bald mit jenem; die Spieltiſche würdigte er kaum mehr eines Blickes.

Bald aber dachte er wieder: „du haſt dein Sach blitzdumm angefangen, biſt 'rumgetappt von einer Nummer auf die andere, da hat's nicht fehlen können, du haſt dein Geld verlieren müſſen, ſoll ich's denn dem Krattenmachergeſindel laſſen? Ja, du haſt ja geſchworen, keinen Würfel mehr anzurühren. Ich halt meinen Schwur, ich geh dort an den Tiſch wo der Spielhalter den Würfel durch die Schlang rollen läßt, da rühr' ich's nicht an.“

Er ging abermals an einen Tiſch und ſpielte zuerſt wie die anderen um Kreuzer, er ſpielte erſt überlegt und wich nicht von ſeinem Plane, behielt die Nummern im Auge, die oft herausgekommen waren und ſetzte auf die anderen, ſo ſpielte er eine Weile ohne etwas zu gewinnen oder zu verlieren; nun ward ihm dieß langweilig, er ſetzte höher und auf mehrere Nummern und gewann, er winkte noch andere Bekannte herbei, ſie ſollten mitthun.

Bald aber wendete ſich das Glück und Florian verlor, jetzt taumelte er auf dem Brette umher, fuhr unſchlüſſig mit dem Gelde über alle Zahlen und ſetzte endlich, rückte aber noch ehe der Wurf geſchah oft wieder weg; wenn es ſich dann ereignete, daß gerade die verlaſſene Nummer gewann, lachte er laut auf; das Glück ward ihm immer ungünſtiger, er blieb nun wieder wie von Anfang auf beſtimmten Nummern; endlich hatte er

wieder den letzten Groſchen in der Hand und ſetzte ihn mit ſolchem Nachdrucke auf den Tiſch, daß Alles wankte — abermals verloren.

Florian ſah ſtill drein, er athmete kaum hörbar, aber in ſeinem Innern ſtürmte und tobte es gewaltig; er blieb noch eine Zeit lang am Tiſche ſtehen, um ſeinen Bekannten nicht zu verrathen daß er kein Geld mehr habe, und ſchlich ſich endlich leiſe fort. Jetzt fluchte und gelobte er nicht mehr, kein guter und kein böſer Vorſatz ſtieg in ihm mehr auf, er ging umher wie ein Körper ohne Seele, ohne Gedanken und Willen, dumpf, ausgebrannt und hohl.

Die Muſik, die jetzt zum Ohre Florians drang, erweckte ihn erſt wieder zum Leben, er ſtand vor dem Wirthshauſe zur Roſe. Unter der Hausthüre ſtand der Franzoſenſimpel, der auf einen Freihalter wartete. **Drenda marioin** rief er Florian entgegen, das Zeichen des Trinkens machend, Florian aber ſchob ihn bei Seite und ging hinauf zum Tanze.

Von allen Seiten wurde es ihm zugebracht, er nippte nur am Glaſe und wollte es wieder hinſtellen. „Es iſt in guter Hand“ rief man ihm zu, was ſo viel hieß als: du mußt austrinken. „Hinten hoch! ſagen ſie drunten am Rhein,“ erwiederte dann Florian, auf Einem Zuge das Glas über dem Kopfe leerend.

Durch dieſe oft wiederholte Ladung fühlte er wieder neues Leben in ſich, die verſchiedenen Weine regten ihn auf und er wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. Endlich ſah er den Peter, der auf ihn zukommend ſagte: „Haſt du die Creszenz geſehen? drüben im Ritter ſitzt ſie bei dem Geometer.“

Florian leerte ſchnell noch das Glas ſeines Freundes und

eilte fort, er freute ſich, nun doch etwas zu haben, an dem er ſeinen Grimm auslaſſen konnte; er wollte ein Verbrecher ſein, ſich und Alles zu Grunde richten.

Auf Nebenwegen, an der alten Apotheke vorbei, wo kein Marktgedränge war, eilte Florian zum Ritter, er rannte die Staffeln hinan und nahm immer drei auf einmal.

Wenn nur die Menſchen zum Guten auch ſo rennten wie zum Böſen! Wie oft gehen ſie durch Wind und Wetter, über Stock und Stein ihren niederen Gelüſten nach; gilt es aber die Pflicht oder ſonſt etwas Gutes zu thun, iſt ihnen jedes Windchen zu rauh und jedes Steinchen eine unüberſteigliche Mauer.

Tiefathmend kam Florian im Ritter an.

Als Creszenz ihn ſah, eilte ſie freudeſtrahlend auf ihn zu, faßte mit beiden Händen ſeine zitternde Rechte und ſagte:

„Gott Lob und Dank daß ich dich wieder hab', jetzt bin ich wieder ganz dein, grad hab' ich dem Geometer ein für allemal aufgeſagt; es hat ſchon lang in mir kocht, jetzt iſt's übergelaufen. Guck, ich bin ſo froh, ich weiß mir gar nicht zu helfen, jetzt weiß ich doch wieder wem ich bin, und dein bin ich, mag daraus werden was will; warum machſt du denn ſo ein Geſicht? biſt du denn nicht auch froh daß das Lugenleben ein End' hat?"

Sie rückte ihm das Kappenſchild, das ihm in der Aufregung auf die Seite gekommen war, wieder zurecht in die Mitte der Stirne. Florian ließ Alles an ſich hinreden und mit ſich geſchehen, es war ihm zu Muthe wie einem, der von Laſtern und blutigen Gräueln geträumt und ſich nun plötzlich an der Seite der Liebe und des ſeligen Friedens erwacht ſieht; er ſchreckte faſt zuſammen vor dieſer innigen Liebe, die ihn mitten in ſeiner Verworfenheit begrüßte; nichts nannte er jetzt mehr

ſein als ſein armes Leben, das er gern von ſich geſchleudert hätte; nun ward es ihm wieder etwas werth, da ein anderes Leben es ſo warm umfing, er lächelte ſchmerzlich froh und ſagte endlich:

„Komm Creszenz, wir wollen fort.“

Creszenz willfahrte ihm gerne, ſie ſchaute aber nochmals lächelnd und fragend auf als eben ein friſcher Walzer geſpielt wurde; ſie hätte trotz ihrer innigen Freudigkeit doch auch noch gerne getanzt, ſie wollte es aber nicht ausſprechen, nicht ſowohl aus Furcht vor Mißverſtändniß, als weil ſie eigentlich froh war ganz nach dem Willen Florians leben zu können.

Nicht weit von der Thüre ſaß der Schlunkel einſam bei ſeinen Schoppen, er hatte keinen Kameraden; er brachte es nun dem Florian vertraulich zu, der zu der betroffenen Creszenz ſagte:

„Geh einſtweilen voraus, ich komm gleich nach.“

Betrübt ging Creszenz weiter und harrte auf der Treppe, drinnen aber ſagte der Schlunkel:

„Nun, gib mir jetzt mein Geld.“

„Ich kann nicht, ich kann mir's ja nicht aus den Rippen ſchneiden.“

„So gib mir das Meſſer, das du da ſtecken haſt, zum Pfand.“

„Ich bitt dich, wart nur noch bis Morgen Abend; wenn du's da nicht haſt, bezahl ich dir's doppelt.“

„Du haſt gut doppelt verſprechen, aber wer gibt mir's?“

„Ich.“

„Willſt du morgen Abend zu mir kommen?“

„Ja.“

„Nun ſo meinetwegen.

Florian ging ſchnell weg, als ihn aber Creszenz fragte: „Was haſt du mit dem ſchlechten Menſchen?“ ward er ſo roth wie ein Feuerdieb und erwiederte:

„Nichts, er hat mir mein Meſſer abhandeln wollen.“

„Haſt recht daß du's ihm nicht geben haſt, der hätt' einen Mord mit begangen.“

Florian ſchauderte zuſammen, es that ihm tief wehe, daß Creszenz ihm ſo treuherzig glaubte.

9.

Wie ein Thunichtgut und wie ein liebendes Mädchen werden kann.

Der zehnte Menſch weiß nicht wie der eilfte lebt. So konnten ſich die Leute auch gar nicht denken wovon der Florian zu eſſen und zu trinken hatte, er hatte aber auch in der That wenig und bat nun den Studentle um ein Darleihen an.

„Ja,“ ſagte dieſer, „Florian du ſollteſt eben anders leben; das iſt kein' Art, ſo kann das nicht gehen, du mußt dich ändern.“

„Das iſt jetzt nicht am Ort,“ erwiederte Florian, „ſag mir das ein andermal, wenn ich nicht in Noth bin, da gehts eher an; jetzt hilf mir und mach mir keine Vorwürf'.“

Die zur Unzeit gemachten Ermahnungen prallten ab und verurſachten gerade die entgegengeſetzte Wirkung, Florian erſchien

ſich dadurch mehr bemitleidens- als ſcheltenswerth, mehr unglück- lich als ungerecht; mit einem gewiſſen Stolze des Verzeihens wiederholte er ſeine Bitte, worauf der Studentle erwiederte:

„Das geht nicht, wenn man ſich bald verheirathet iſt's aus mit dem Geldverzetteln, du mußt halt allein ſehen wie du's machſt.“

Der Studentle war nämlich mit des alten Schultheißen Bäbele Bräutigam geworden, obgleich wir uns noch aus der Geſchichte des Ivo her erinnern, daß er nicht gar hoch vom Bäbele dachte.

Er hatte um des Buchmaiers Agnes gefreit und, wie voraus zu ſehen war, einen Korb bekommen; er erzählte nun dieß offenkundig, „denn,“ berechnete er, „du mußt bei den Leu- ten ja als ein Hauptkerl gelten, weil du die Kuraſche gehabt haſt um das erſte Mädle anzuhalten; drum ſollen ſie's Alle wiſſen, da werden die reichſten geſprungen kommen.“ Sie kamen aber nicht und er begnügte ſich mit dem Bäbele.

Bei dem Studentle ging es nun wie bei gar vielen ver- ſchwenderiſchen Menſchen, wenn ſie auf eigene Strümpfe kom- men werden ſie geizig und hart.

Es war für Florian allerdings ein Unglück, daß gerade der Studentle ſein Hauptkamerad war; er ſagte ſich nun oft: „der iſt doch kein bisle beſſer als du, und warum geht's ihm beſſer?“ er grollte dann immer mehr mit dem Schickſal, ward unglücklich und ſchlaff.

Creszenz aber war indeſſen ganz glückſelig, ſo ſehr ſie auch ihr Vater mißhandelte weil ſie den Geometer aufgegeben, war ſie doch durch letzteres eben gerade recht glücklich; ihr Weſen war nicht mehr getheilt, ſie gehörte ganz dem an, den ſie ſtets im

Herzen getragen. Die traurige Lage Florians blieb Creszenz nicht verborgen, ſie ſah kein Verbrechen darin ihm auf allerlei Weiſe Hülfe zu verſchaffen; ſie entwendete Taback und andere Sachen aus dem Laden und drang es heimlich dem Florian auf. Anfangs ſchämte er ſich zwar es anzunehmen, nach und nach aber lehrte er ſie wie ſie ihm immer mehr verſchaffen ſollte, denn er hatte durch den Schlunkel Abſatzwege gefunden. Creszenz gehorchte ihm in Allem; es war ihr oft als hätte ihr Florian über die ganze Welt und Alles was darauf und darin ſei zu gebieten, als müßte ihm ein jedes unterthan ſein; es war ihr als ginge er nur einſtweilen ſo machtentblöst einher, als würde er bald Allen zeigen, was es zu bedeuten habe; ſie hoffte daß der Augenblick bald kommen würde, da er in ſeinem vollen Glanze daſtände, ſie hoffte das ſo zuverſichtlich und vertrauensvoll wie den morgenden Tag, und doch wußte ſie nicht auf was ſie hoffte. — Bald aber wurde ſie wieder aus ihren Träumen geweckt. Der Schneiderle kam hinter die Entwendungen ſeiner Tochter und in einer ſtürmiſchen Nacht, als der Wind den Regen jagte, verſtieß er ſie aus dem Hauſe, ihr drohend, ſie den Gerichten zu übergeben wenn ſie wieder käme. Die Mutter lag todtkrank darnieder und konnte nicht abwehren.

Creszenz wußte ſich nicht zu helfen, ſie eilte zum Florian, er war nicht zu Hauſe; ſie weinte laut als ſie hörte mit welchem nächtlichen Kameraden er weggegangen war.

Sie zog vor dem platzenden Regen den obern Rock über den Kopf, ſie hätte ſich gerne in ſich ſelbſt verkrochen, und nachdem ſie lange umhergelaufen ohne es zu wagen in ein Haus zu gehen, ſuchte und fand ſie endlich bei des Melchiors Lenorle Unterkunft.

Alle Verſuche wieder nach Hauſe zurückkehren zu dürfen, waren vergebens; Creszenz ſtrickte und taglöhnerte nun für fremde Leute, auch Florian brachte ihr hin und wieder etwas, er war wieder bei Geld, der Creszenz aber ſchauderte es vor jeder Münze, die er ihr gab, als ob Blut daran hinge; ſie meinte aus jedem Geſichte der geprägten Herrſcher ſähe der Schlunkel heraus.

Das Lenorle erlauſchte immer die Zeit wann der Schneiderle mit ſeinem Zwerchſack nach Horb ging, dann durfte Creszenz nach Hauſe ſchleichen und ſich mit allerlei verſehen.

Auch Florian war oft auf der Lauer um zu erſchauen wann Niemand in der Nähe war, ſo daß er, ſeiner Ehre unbeſchadet, zu dem Schlunkel ſchleichen konnte. Ein unvermutheter Widerſtand zerriß aber bald dieſe trübſelige Kameradſchaft.

Der Schlunkel hatte dem Papierer von Egelsthal zwei Hämmel geſtohlen. Als nun Florian eines Tages bei ihm war, verlangte er von ihm daß er die Thiere ſchlachten und herrichten ſolle. Sein Stolz, ſeine Krone war für Florian bisher ſein Handwerk geweſen, dieſe Zumuthung beleidigte ihn im tiefſten, er ſagte daher:

„Eher ſchneid' ich dir und mir die Gurgel ab, ehe ich geſtohlene Hämmel im Geheimen ſchlacht'."

„O du Trallewatſch," ſagte Schlunkel, mit einem gewandten Griffe dem Florian ſein Meſſer aus der Taſche ziehend, „du kommſt nicht lebendig aus der Stube, wenn du nicht die Hämmel metzgeſt oder mir meine zwei Kronthaler bezahlſt."

„Wart ich will dir," knirſchte Florian den Schlunkel umfaſſend und ſuchte ihm das Meſſer zu entreißen, die beiden rangen aus aller Macht mit einander, aber keiner wollte unter-

liegen; da hörte man Geräuſch, Florian ließ los und ſprang ſchnell zum Fenſter hinaus.

Betrübt kam er zu Creszenz und geſtand ihr Alles.

Ohne ein Wort zu reden nahm ſie ihre Granatenſchnur ſammt dem Anhenker vom Halſe, zog ihren ſilbernen Ring von der Hand und reichte es hin.

„Was ſoll ich damit?“ fragte Florian.

„Du ſollſt's verſetzen * oder verkaufen und den ſchlechten Menſchen bezahlen.“

Florian umarmte und küßte ſie und ſagte dann:

„Thu du's und bezahl ihn dann, verſetz es nur, kannſt dich darauf verlaſſen ich ſchaff' dirs wieder.

Creszenz that wie ihr befohlen und brachte das Meſſer wieder. Florian unterſuchte es genau und fand, daß kein Blut daran geweſen war, er freute ſich innerlich daß ſein Ehrenſchmuck nicht mißbraucht worden war.

10.

Florian ſucht Hülfe und nimmt die nicht, die er findet.

„Hör' mal,“ ſagte Florian eines Tages zu Creszenz, „das Ding muß ein End' nehmen; in die Fremd gehen kann ich nimmehr, deinetwegen nicht und auch meine Ehr' ſteht darauf, ich

* verſetzen = verpfänden.

muß es n'ausführen; wie meinſt, wenn ich zu dem Pfarrer ging'? er muß uns ein paar hundert Gulden geben, nachher können wir uns heirathen."

„Du haſt ja ſonſt nichts von ihm wiſſen wollen."

„Noth frißt Hobelſpän," erwiederte Florian, „willſt du mir ein Briefle an ihn mitgeben und es auch von deiner Mutter unterſchreiben laſſen?"

„Wie du willſt, du mußt am beßten wiſſen was zu thun iſt, ich thu was du ſagſt."

Andern Tages war Florian auf dem Wege zu dem Pfarrer, trübe Gedanken gingen ihm durch den Kopf, wenn er ſich beſann wohin er ginge; die Friſche der Bewegung erhellte aber ſeinen Sinn bald wieder. Er war nun ſeit vielen Wochen faſt nicht mehr aus dem Dorfe gekommen, die trübſeligen engen Verhältniſſe und der Kampf mit ihnen hatten ihn ſtets umſchlungen, jetzt durchzog ihn wieder die freie Wanderluſt, er fand wieder einen größeren Maßſtab des Lebens und ſagte ſich: „man kann auch anderswo leben, es muß nicht gerade zu Hauſe im Dorfe ſein, ich kann mit meiner Creszenz glücklich ſein, wenn auch der Schmiedjörgli und der Adlerwirth nichts davon wiſſen; aber Reſpekt müſſen ſie vor mir haben, nachher geh' ich; von dem Gang da darf aber keine Sterbensſeel' was erfahren."

Es war gegen Abend als Florian an ſeinem Ziele anlangte, er ging alsbald nach dem Pfarrhauſe, traf aber Niemanden als die Haushälterin, eine wohlgenährte ſtolze Perſon; ſie ſuchte ihn auf allerlei Weiſe auszufragen, er aber ſagte immer: er müſſe mit dem Pfarrer ſelber reden. Endlich kam dieſer, ſeine zwei weißen halbgeſchorenen Spitzhunde mit Gebell voraus; ſie wollten ſich nun an Florian machen, er aber blickte ſie nur an und ſie

krochen in eine Ecke. Nicht umſonſt ſagten die Leute, daß Florian die Hunde bannen könnte; die wildeſten, wenn er ſie nur ſcharf anſah, wurden zahm und ſcheu.

Jetzt aber ſchlug Florian die Augen nieder, da er den Pfarrer geſehen; es war ein unterſetzter kräftiger Mann, der eine weiße und eine ſchwarze Halsbinde trug, ſelbſt bis auf die Sommerflecken glich ihm Creszenz. Dem Pfarrer kam der ſcheue Blick Florians verdächtig vor, er fragte daher nach ſeinem Begehr.

„Ich muß allein mit euch reden,“ erwiederte Florian.

Der Pfarrer hieß ihn in ſeine Studirſtube folgen.

Florian übergab den Brief, der Pfarrer las, Florian verfolgte mit ſcharfem Blicke ſeine Züge.

„Von wem iſt der Brief?“ fragte der Pfarrer, „ich kenne die Perſon nicht.“

„Ihr kennet doch die roth' Schneiderin? da hat ſie drunter geſchrieben und das obere iſt von ihrer älteſten Tochter; die roth' Schneiderin liegt auf dem Todtenbett, ſie wird nimmehr aufkommen.“

„Thut mir leid, ſagt den Leuten einen ſchönen Gruß, und wenn ich was für ſie thun kann wird's ſchon geſchehen.“

„Und für die Creszenz wollet ihr jetzt nicht ein Beſonderes thun?“

„Ich ſehe nicht ein warum?“

„Aber ich ſeh's ein, Herr Pfarrer, es ſoll kein Menſch was davon erfahren, ich will einen Eid ſchwören und das Abendmahl drauf nehmen, aber helfen müſſet ihr uns, ihr müſſet, oder ich weiß nicht was aus uns beiden werden ſoll.“

Der Pfarrer ſuchte in der Taſche nach ſeinen Schlüſſeln, er hatte den rechten gefunden, in der Hand damit ſpielend ſagte er:

„Ich helfe armen Leuten gerne, aber ich kann jetzt nur wenig thun.“

„So gebet mir für's andere ein Schriftliches.“

Bei dieſen Worten ſchaute der Pfarrer verwirrt um ſich, es war ihm als hätte er ſich verrathen, da man eine ſolche Zumuthung an ihn zu ſtellen wagte; er ſagte daher mit ſichtbar erzwungener Härte:

„Einmal für allemal, die Leut' gehen mich nichts an, und da habt ihr was für eure Zehrung.“

Er wollte Florian etwas Geld geben, dieſer aber warf es ihm vor die Füße und rief:

„Ich frag zum letztenmal: wollt ihr euch um euer Kind, das euch aus dem Geſicht geſchnitten iſt, annehmen oder nicht? Ja oder Nein? Ihr ſeid der Vater von meiner Creszenz, ich darf euch nichts thun, ich will euch nichts thun, aber Herr Gott! ich weiß nicht was ich thu;“ er langte mit der einen Hand nach dem Meſſer in der Seitentaſche, ſchnappte mit der andern ſchnell das Schloß an der Thüre ab und fuhr dann fort: „Ich hab' noch kein unrechtes Stückle Vieh mit dem Meſſer abthan, aber“ — er ſchäumte und zitterte vor Wuth.

„Unverſchämter Menſch!“ ſchrie der Pfarrer ſich nach dem Fenſter flüchtend und es aufreißend.

Da ging plötzlich die Wand auseinander, durch die Tapetenthüre trat die Haushälterin ein und ſagte:

„Die Gemeinderäthe und der Schulz ſind drüben, ihr ſollet gleich 'nüber kommen Herr Pfarrer.“

Florian entſank faſt das Meſſer, der Pfarrer hatte ſich hinter die offene Tapetenthüre geflüchtet.

„Was iſt euer letztes Wort?“ fragte Florian nochmals.

„Fort aus meinem Haus, oder ich laſſ' ihn einſtecken, wenn er nicht gleich gutwillig geht.“

Florian öffnete ſtill die Thüre und ging zaudernd und ſchwankenden Schrittes davon, der letzte Aſt am Baume ſeiner Hoffnung war gebrochen.

Einſam wandelte er dahin durch die Nacht, aber ſchreckliche Gedanken begleiteten ihn; zu den Sternen aufſchauend ſagte er einmal:

„Herr Gott im Himmel! haſt du denn das gewollt, daß es Menſchen geben ſoll, die ihre Kinder verleugnen müſſen, damit ſie ins Elend kommen? . . . . es geſchieht mir aber recht, warum bin ich nicht bei meinem erſten Gedanken geblieben; er hätt' uns nichts angehen dürfen . . . .“

Traurig und verwirrt war Florian erſt am dritten Tage wieder ins Dorf zurückgekehrt, es war ihm auf dem Wege ſo bange zu Muthe als ginge er einer ſchweren Strafe entgegen, als müſſe er dort für etwas büßen, und doch war er ſich keines Vergehens bewußt.

Als ihm aber zu Hauſe einige Zwiſchenträger berichteten, daß man während ſeiner Abweſenheit geſagt hatte, er ſei entflohen, da kochte Alles in ihm vor Wuth; er hatte Alles daran geſetzt, um ſeine Ehre im Dorfe zu erhalten, und nun ſah er ſeinen ganzen Ruf ſo wenig ſtichhaltig, daß man ihn ſolches beſchuldigen konnte.

Eine tiefe Verachtung gegen die Menſchen begann in ſeiner Seele Wurzel zu ſchlagen.

Am Sonntage, als Florian mit mehreren anderen vor dem Adler ſtand, kam der Buchmaier das Dorf herauf und ſagte:

„Florian auf ein Wort, geh ein bisle mit mir, ich hab' dich um einen Rath zu fragen.“

„Mit allem Willen, was denn?“ fragte Florian mitgehend.

„Ich hab nur vor den Leuten ſo geſagt, ich thät gern einmal mit dir reden, aber offenherzig: wo biſt du vergangene Woch' geweſen?“

„Das kann ich nicht ſagen.“

„„Nun wie du willſt.“

„Hör 'mal Florian, du biſt ein geſcheiter Kerl, biſt ein geſchickter Kerl, verſtehſt dein Handwerk aus dem ff.“

„Nun dahinter muß was ſtecken, ſaget's nur frei heraus.“

„Ich möcht' halt, daß du's auch zu was rechtem bringen thätſt.“

„Es wird ſchon kommen.“

„Hör' mich jetzt ruhig an, ich red jetzt nicht als Schultheiß mit dir, ich red mit dir, weil ich's gut mit dir mein. Wenn du ſo fort hier bleibſt, gehſt du zu Grund, auf was warteſt du denn hier?“

Florian ſchwieg betroffen, der Buchmaier fuhr nach einer ziemlichen Pauſe fort:

„Ich weiß wohl wie es iſt, es iſt grad wie wenn man aus dem Bett aufſtehen ſoll, wenn man auch noch ſo hart liegt, man thuts halt nicht gern; wenn man aber nachher auf den Beinen iſt, freut man ſich doch. Drum folg mir, geh wieder fort.

Guck, wenn Krieg wär', thät ich ſagen: Florian laß dir zweierlei Tuch anmeſſen, du bringſt's zu was; du kannſt's aber auch ſo zu was bringen, du brauchſt nicht Menſchenmetzger zu werden; aber hier iſt deines Bleibens nicht. Fort mußt du."

„Ich kann aber nicht und will aber nicht, ich will ſehen, wer mich fortbringt."

„Davon iſt kein Red', du brauchſt gegen mich nicht ſtolz thun und nicht aufbegehren; ich weiß wohl, du haſt Bekanntſchaft mit der Creszenz, ſuch' dir dein Glück, wenn dir's gut geht, kannſt ſie ja holen. Hier aber lebſt du in Unehr."

„Wer ſagt das? Wenn ihr's nicht wäret, Schultheiß, wenn mir das ein anderer ſagen thät, ich wollt' ihm weiſen; wer kann mir was an meiner Ehr anhaben?"

„Kein Menſch, drum mach' daß du fortkommſt."

„Ich kann nicht und will nicht."

„Wenn du kein Geld haſt, ich will machen daß man dir aus der Gemeindekaſſe Reiſegeld gibt."

„Gucket, lieber beſtehl' ich den Heiligen; lieber leg ich meine Hand da auf den Block und hack mir ſie ſelber ab, eh' ich einen Bettel aus der Gemeindekaſſ' in die Hand nehm."

„Du ſteckſt ſchon arg darin, du willſt zehn Kegel ſchieben und ſind doch nur neun aufgeſetzt; Florian, Florian, bedenk', es gibt nicht nur ein Hiſt und Hott, es gibt auch ein Weg gradaus. Wenn du nicht zu viel verlangſt, will ich dir das Reiſegeld geben, ich ſchenk dirs nicht, ich leih dirs nur; an einem jungen Lumpen iſt nur die Hälft' verloren ſagt man als, nimm mir's nicht übel."

Florian knirſchte die Zähne über einander und ſagte dann:

„Ich hab' euch um nichts angeſprochen und ich thu jetzt was ich will, es hat mich keiner zu ſchimpfen.“

„Meinetwegen, ich bin fertig, ich hab dir nichts mehr zu ſagen; wenn dich's aber gereut, darfſt morgen noch einmal zu mir kommen. B'hüt di Gott.“

Er ging weg und ließ Florian ſtehen, der ſich in ſeinem Tiefinnerſten angegriffen fühlt; ein luſtig Lied pfeifend ging er dann hinab durch das Dorf, einem Jeden ins Antlitz ſchauend, als wollte er ihn fragen, ob er nicht allen Reſpekt vor ihm habe.

Creszenz erfuhr nie etwas von der Unterredung mit dem Buchmaier, Florian ſelber ſuchte ſich die Erinnerung aus dem Sinne zu ſchlagen.

11.

Florian hilft ſich ſelber.

Der Herbſt war gekommen, das jüdiſche Laubhüttenfeſt war vorüber, die Hochzeit des Beßle brachte wieder Muſik und Luſtigkeit in das Dorf.

Auf offener Straße vor dem Schloſſe unter einem ausgeſpannten Baldachin wurde die jüdiſche Trauung vollzogen; die Bauern, die ſich gerne eine müßige Weile gönnten, ſtanden gaffend umher, auch Florian und der Schlunkel waren zu ſehen. Der letzte zupfte ſeinen ehemaligen Kameraden am Wamms ihm

zuraunend, er habe ihm etwas Wichtiges zu ſagen; und als die Trauung vorüber war, ſchlich er hinter das Schloß in die offene dunkle Brunnenſtube; nach einer Weile folgte ihm Florian, er wußte ſelber nicht warum.

Der Schlunkel eilte auf ihn zu, reichte die Hand hin und ſagte:

„Schlag ein, heut' werden wir reiche Leut'." Florian reichte willenlos die Hand und fragte:

„Wie ſo?"

„Grad ſo," erwiederte der Schlunkel einen Hops machend „heut Morgen iſt des Mendle's Meierle vom Vaihinger Markt heimkommen, wo er alle ſeine Gäul' verkauft hat; er muß wenigſtens ſieben bis acht hundert Gulden heimbracht haben, ich hab die Leibgurt geſehen, die war ſo voll wie eine Leberwurſt. Du weißt doch mit Würſten umzugehen? heut Abend wollen wir die verſchnabeliren.

Vor acht Tagen iſt dem Meierle vom Feuergericht ſein Backofen weggeſprochen worden, weil er da im Winkel ſteht; es hat ihn abreißen und das Loch mit Backſteinen zumauern laſſen. Ich hab' ſelber dabei geholfen und hab' einen Backſtein ſo gelegt, daß man ihn leicht herausnehmen kann, huidä! heut Abend, wenn Alles bei der Chasne iſt, ſchlupfen wir 'nein und holen uns die Judenwurſt."

„Ich nicht," erwiederte Florian.

„Mir auch recht, du kannſt dir vom Gemeinderath Geld geben laſſen, ſie haben dir's ja anbieten laſſen; du kannſt ſchon ſehen, wie weit du mit ſpringſt."

„Woher weißt du das?"

„Ich hab ein Vögele, das erzählt mir Alles; Narr, die Spatzen auf dem Dach ſchwätzen ja davon.“

Florian ſtampfte auf den Boden und biß auf ſeinen Schnurrbart, wenn er das ganze Dorf hätte anzünden können, er hätte es in dieſem Augenblicke gethan; er ſah ſich von Allen verhöhnt, verlacht, bemitleidet, ſein höchſtes Strebeziel, vor Allen in Anſehen dazuſtehen, war ſchrecklich in den Staub geſunken, nun da er dieß verloren, war er zu Allem fähig; er gedachte nicht im Entfernteſten an die Schwere des Verbrechens in das er ſich einlaſſen wollte, er wollte beutebeladen fortziehen, da er der Ehre beraubt war; wie erwachend ſagte er;

„Ich bin dabei, bis wann?“

„So gegen acht denk ich.“

Florian reichte dem Schlunkel die Hand und ging ſchnell davon.

Als er aus der dunkeln Brunnenſtube wieder in das helle Tageslicht kam, taumelte er wie ein Betrunkener, er mußte ſich eine Weile an der Wand halten.

Singend und pfeifend ging er den ganzen Tag durch das Dorf, er wagte es aber nicht zur Creszeuz zu gehen, er fürchtete ſich vor ihr.

Oft war es ihm auch, als ob er ſchon geſtohlen hätte, er ſah alle Leute darum an, ob ſie ihm ſein Verbrechen anſähen; dann dachte er wieder: es iſt eins, ſie halten doch nichts auf dich, — dennoch freute er ſich, wenn er ſich wieder beſann, daß die That noch nicht geſchehen ſei. Einmal, als er den Buchmaier ſah, war es ihm, als müßte er entfliehen, er ſchämte ſich aber ſeiner Feigheit, wie er es nannte, und ſchwur, die That zu vollbringen.

Als es Feierabend geworden war, kamen die Bauernburſchen und Mädchen auch auf den Tanz und brachten mitunter Hochzeitsgeſchenke; nach dem gegenſeitigen Herkommen erhielten ſie drei Vortänze.

Auch Florian war unter den Angekommenen, die Braut eilte auf ihn zu und ſagte:

„Biſt du auch da? Wo iſt denn die Creszenz? Ich kann mir's denken, daß es ihr nicht recht tänzerig iſt; mach nur den Ehrlichen an ihr Florian, komm, wir wollen zu guter letzt noch einmal mit einander tanzen.“

Florian, der gefeiertſte Tänzer, mußte bald wieder inne halten, ſeine Kniee ſchlotterten; mit ſolchen Gedanken im Herzen, wie er hatte, und mit zerriſſenen Sohlen an den Füßen tanzt es ſich nicht gut.

„Was iſt dir? du haſt doch ſonſt getanzt wie ein Trenderle?“ * ſagte die Braut, „nun, wir wollens ſein laſſen. Es thut mir wahrhaftig in der Seel leid, daß ich die Creszenz nicht mehr ſehen kann, wir ſind immer gut Freund geweſen; wir fahren aber ſchon morgen ganz früh ab.

Komm mit, ich will dir ein Stück Hochzeitkuchen für ſie geben, bring's ihr und ſag ihr Adjes von mir.“

Florian folgte in die innere Stube, er erhielt dort den Kuchen und ein Glas warmen Wein, das er auf einen Zug leerte, er fühlte wieder neue Kraft durch ſeine Adern ſtrömen; ſobald er konnte, ſchlich er ſich fort, kehrte bald wieder und ging dann nochmals weg.

Der Schlunkel harrte ſchon mit einer kleinen Leiter hinter

* Kreiſel.

dem Hauſe Meierle's, es war kein Licht darin, Alles war auf der Hochzeit.

Schnell war das Mäuerchen eingebrochen und die beiden ſchlüpften hinein, ſie erbrachen die Küchen- und Stubenthüre und den Schrank, fanden das Geld, mehrere ſilberne Löffel und Becher, und ſteckten es ſchnell zu ſich.

Florian war der erſte, der wieder im Hofe war, der Schlunkel zerrte noch an einem Bettſtücke, das durch die kleine Oeffnung nicht heraus wollte. Da kam der Hausherr die Treppe herauf, er ſah die Stuben- und Küchenthüre offen, in die Küche tretend ſah er das ſich bewegende Bett; er zerrte nun innen an demſelben und ſchrie um Hülfe, der Schlunkel ließ ſchnell los, ſtürzte auf den Boden und brach ein Bein. Florian ſuchte ihn zu retten, aber er hörte Leute, er flüſterte ihm nur noch ſchnell zu: „verrath mich nicht, du kriegſt die Hälft" und entſprang ſchnell.

Der gefänglich eingezogene Schlunkel beharrte bei ſeiner Ausſage, daß er keinen Mithelfer gehabt. Man hatte in dem Hofe ein Stück von dem Hochzeitkuchen gefunden, die Ausſagen des Gefangenen widerſprachen ſich, indem er Anfangs nichts davon wiſſen wollte, ſpäter aber ſich beſann, daß der Kuchen bei den geſtohlenen Sachen gelegen ſei.

Niemand wagte zu ahnen, daß Florian bei der Sache betheiligt ſein konnte, auch war er um dieſelbe Zeit beim Tanze geſehen worden.

15. 14

Neue Stiefeln die gewaltig drücken.

Florian gedachte mit dem Gelde zu entfliehen und Creszenz nachkommen zu laſſen, aber ſeine Stiefeln hielten keine Reiſe mehr aus; er ging daher nach der Stadt und kaufte ſich ein Paar neue.

Wie wohl war es nun Florian, nachdem er lange in zerriſſenen Stiefeln umhergegangen, mit niedergekehrtem Blicke jeder kleinen Pfütze ausgewichen war, jetzt wieder einmal aufrecht und trocknen Fußes die ſchlüpfrigſten Straßen zu wandeln; ein unnennbares behagliches Wohlgefühl durchwärmte ihn als er ſcharf auftretend heimkehrte.

Nicht lange aber ſollte er ſo ſicher auf freiem Fuße einherwandeln, er hatte zufälligerweiſe einen durchlöcherten Kronthaler bei dem Kaufe ausgegeben, ein ſolcher war von dem Beſtohlenen bezeichnet worden, und gegen Abend kam der Schultheiß mit dem Schützen und einem Landreiter, um Florian zu verhaften.

Der Buchmaier willfahrte ihm, daß man ihn hinten durch die Gärten führte.

Auf dem Wege beklagte er ſich über ſein Unglück und betheuerte ſeine Unſchuld.

Die meiſten Verhafteten, Schuldige wie Unſchuldige, klagen

den Polizeiverordneten ihr Leid und betheuern ihre Schuldloſigkeit; es iſt ſo natürlich, das Menſchengefühl derer anzurufen, die wie wandelnde Mauern den Gefangenen umſchließen, bis er ſich zwiſchen feſtſtehenden Mauern von Stein eingeſchloſſen ſieht; wenn dann der Bedrängte ſich ausgewinſelt hat, lautet gewöhnlich die Antwort: das wird ſich Alles zeigen, das geht uns nichts an.

Mit Schmerz ſieht der Unglückliche, daß er den von fremder Kraft bewegten Stein gefragt: warum ſchlägſt du mich? daß er das Netz gebeten: Hab Erbarmen und laß mich los.

Florian hatte zuerſt im reinen Naturdrange geſprochen, nach und nach ward er darauf aufmerkſam, daß er das Gleiche auch vor dem Richter vorbringen wolle, er ſprach daher ſehr ausführlich; denn eine Lüge die man einmal ausgeſprochen, bringt man zum zweiten Male um ſo fertiger und ſicherer vor.

Man hatte bei Florian blos ohngefähr fünfzig Gulden an Geld gefunden, er wollte dieß auf dem Horber Markt im Spiele gewonnen haben.

Nächſt dem verausgabten durchlöcherten Thaler bildete das im Hofe des Beſtohlenen gefundene Stück Hochzeitkuchen die Grundlage der Anſchuldigung Florians; mehrere Mädchen hatten zugeſehen, als die Braut ihm den Leckerbiſſen gab.

Florian läugnete Alles, denn: „Läugnen gilt bei Württemberg,“ in dieſem allbekannten Satze beſtand ſeine ganze Rechtskunde.

Viele Leute im Dorfe, die früher nicht gewagt hätten, etwas Böſes von Florian zu denken, berühmten ſich jetzt, es ſchon vor zehn Jahren geſagt zu haben, daß er ein Nichtsnutz ſei, und wärmten allerlei Jugendſtreiche auf.

Florian dachte indeß im Gefängniſſe auf ſeine Flucht; in einer Nacht brach er den Ofen ab und ſchlüpfte durch das Ofenloch hinaus.

Auf dieſelbe Weiſe wie er das Verbrechen begangen, ſollte er gerettet werden.

Jetzt ſtand er auf dem Gange, er war verſchloſſen und es war lebensgefährlich, ſo hoch aus dem Fenſter zu ſpringen; er gewahrte einen Beſen der an der Wand ſtand, ſchnell entſchloſſen öffnete er das Fenſter, drückte den Beſen in die Ecke, wo der Thurm mit dem Nebenhauſe zuſammengebaut war, ſchwang ſich auf den Stiel und rutſchte ſo hinab.

Der Nachwtächter hatte ihn wohl bemerkt, aber er bekreuzte ſich dreimal und flüchtete die Staffeln hinauf, denn er hatte den leibhaftigen Teufel auf einem Beſen durch die Luft reiten geſehen.

Florian war nun frei, er rannte die Straße hinauf, kroch in ein Gewölbe, das zum Abfluſſe des jenſeitigen Bergwaſſers dient, grub mit den Händen den Boden auf, fand das Geld und eilte damit durch den Wald.

Während der Gefangenſchaft Florians war die Mutter der Creszenz geſtorben; alle Leute beſtürmten nun den Schneiderle, bis er ſeine Tochter wieder ins Haus aufnahm.

In derſelben Nacht als Florian aus dem Gefängniſſe entflohen, erwachte Creszenz in plötzlicher Angſt aus dem Schlafe; ſie hatte geträumt, Florian rufe ſie zum Tanze und ſie konnte doch ihren Strumpf nicht anziehen, ſo ſehr ſie ſich auch abmühte.

Weinend ſaß ſie nun in ihrem Bette und ſprach das Gebet für die armen Seelen im Fegfeuer; es ſchlug vier Uhr, ſie

ſtand auf und verrichtete alle Hausgeſchäfte, als es kaum tagte, ging ſie hinaus in den Wald um Holz zu ſammeln. Seit ihrem Unglücke war überhaupt ihre Thätigkeit übermäßig, es war, als wollte ſie das müßiggängeriſche Leben Florians hereinbringen; ſie hatte für all ihr Arbeiten keinen Dank, und doch war faſt kein leeres Plätzchen mehr im Hauſe, ſo fleißig hatte ſie Holz und Tannzapfen geſammelt.

Als ſie nun zum Walde kam, fand ſie am Saum deſſelben einen weißen Knopf, ſie erkannte ihn, daß er von dem Wammſe Florians war, ſie verbarg ihn ſtill in ihrem Buſen; hinausſchauend über die Berge und das Thal ſagte ſie ſo vor ſich hin: „Mein Kreuz iſt groß, und wenn ich auf den höchſten Berg ſteig' ich kanns nicht überſehen.“

Ohne Holz geſammelt zu haben kehrte ſie wieder heim, ſie weinte und freute ſich als ſie Florians Flucht vernahm; ſie weinte, denn ſie wußte nun, daß er ein Verbrecher war, und ſie freute ſich, daß er nun doch gerettet ſei.

13.

Die ärgſten Spießruthen und die Linderung.

Florian war indeſſen immer weiter geeilt, und als es Nacht wurde, machte er ſich aus den Zehntgarben auf dem Felde eine Hütte und ſchlief darunter.

In einer Schenke hatte er ein Meſſer geſtohlen, dafür aber heimlich zwölf Kreuzer in das Salzfäßchen auf dem Tiſch verſteckt; mit dieſer Waffe machte er ſich nun in einer Schlucht ſeinen Schnurrbart herunter.

Nichts deſto minder wurde er aber als er die badiſche Grenze betreten wollte, verhaftet; jetzt klagte er dem Landjäger ſein Unglück nicht mehr, er wehrte ſich mit aller Macht und ſuchte ſich frei zu machen, er ward aber niedergeworfen und gefeſſelt.

Die Steckbriefe waren angekommen, und nun wurde er von Amt zu Amt den bewaffneten Landjägern übergeben. Stille, ohne ein Wort zu reden, ſchritt er dahin, ſeine rechte Hand und ſein rechter Fuß waren zuſammen gefeſſelt; er kam ſich ſelber vor wie ein Thier, das zur Schlachtbank getrieben wird. Als er aber von Sulz kommend aus dem Empfinger Wäldle trat, ſein Heimathsort vor ihm ſtand und er nun merkte, daß er in Feſſeln mitten durch daſſelbe geführt werden ſollte, da warf er ſich vor dem Landjäger auf die Knie und bat ihn weinend, er möchte ihn doch um Gottes Willen hinten am Dorfe vorbei nach der Stadt führen.

Der Landjäger aber ſagte: „Nein!“ und Florian ſchlug ſich mit der linken Hand auf die Augen als ob er ſich dieſelben ausſchlagen wolle, damit er ſeine Schmach nicht ſehe; ſeine Rechte klirrte machtlos mit der Kette. Florian, der einſt ſo Vielbewunderte, der ſich freute, daß die Blicke Aller auf ihn gerichtet waren, ſollte nun in ſo traurigem Geleite mit ſo ſchmählichem Schmucke durch das Dorf wandeln; jetzt wünſchte er, daß kein Menſch ein Auge für ihn haben möchte. Als er an des rothen Schneiderle's Haus vorbeikam, ſtand Creszenz an der Reisbeige und hackte Holz, das Beil entfiel ihrer Hand, eine Minute ſtand

ſie erſtarrt, dann flog ſie mit ausgebreiteten Armen auf Florian zu und lag an ſeinem Halſe; der Landjäger machte ſie ſanft los. „Ich geh neben dir durch das Dorf," ſagte Creszenz ohne zu weinen; „du ſollſt dich nicht allein ſchämen, thut dir das Eiſen weh? gräm' dich nur nicht zu arg."

Florian konnte nicht reden, er winkte nur mit der linken Hand der Creszenz, ſie ſolle umkehren; ſie aber ging nebenher als wäre ſie mit unſichtbarer Kette an Florian gebunden. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Nachricht durch das Dorf. Am Adler ſtand Caſpar und Bärbele vor dem Hauſe, jener hielt eine Halbe Bier in der Hand und brachte es dem Florian zum Trinken; der Landjäger duldete das nicht. Florian bat nur, man ſolle die Creszenz zurückhalten und Bärbele ließ nicht nach, bis ſie bei ihm blieb. Alles weinte.

Weiter ging es nun allein durch die wohlbekannten Gaſſen. Der Schmiedjörgli, der des kalten Wetters wegen nicht mehr vor ſeinem Hauſe ſaß, ſah zum Fenſter heraus und lupfte vor Verlegenheit ſeine Zipfelkappe. An des Schloßbauern Haus ſtand der Franzoſenſimpel und ſagte auf ſeine Oberlippe deutend: **Mus à loin ringo**; unwillkürlich zuckte ein ſchmerzliches Lächeln in den Mienen Florians.

Als nun endlich das letzte Haus hinter ihm war, gelobte er ſich, nie mehr in ſeinen Heimathsort zurück zu kehren. —

Die Gefangenſchaft Florians war nun ſchwerer, er ſaß wohl wieder auf demſelben Thurme am Neckarthore, aber in der beſtvermauerten Zelle.

Oft lugte er durch das Gitter hinaus, wenn er aber einen Nordſtetter bemerkte, prallte er wie von einer Kugel getroffen zurück.

Nach und nach ließ der Schmerz über ſein Loos in Florian nach und er ſuchte ſich allerlei Kurzweil zu machen; er ſtellte ſich einen Strohhalm auf die Stirne und ging eine Weile umher, dann legte er nach und nach mehrere Halme darauf, bis er eine vollſtändige Hütte aufbauen und wieder abbrechen konnte; er lernte mit vieler Mühe, ſich an den Eiſenſtäben ſenkrecht in die Luft zu halten, er lernte ſogar ſeine beiden Kniee über den Nacken zu legen.

Eines Tages als Florian durch das Gitter hinausſah, bemerkte er Creszenz, die nach der Stadt ging; heiße Thränen fielen auf die Eiſenſtäbe, er konnte ſie nicht ſprechen, ihr kaum ein Zeichen geben.

Als es Nacht geworden war, hörte er mehrmals vor dem Fenſter huſten, er erkannte Creszenz und antwortete mit gleichem Zeichen.

Creszenz flocht das rothe Band, das ſie am Hammeltanze mit ihm gewonnen, aus ihren Haaren, knüpfte ein Steinchen und einen Brief hinein und warf das flatternde Band zu Florian hinauf, der es geſchickt faßte, dann ging ſie eilig davon. Aus der Ferne aber vernahm Florian den Endreim des Liedes:

Das Feuer kann man löſchen,
Die Liebe nicht vergeſſen,
Das Feuer brennt ſo ſehr,
Die Liebe noch viel mehr.

Die ganze Nacht konnte Florian kein Auge zuthun, er hatte Nachricht von ſeiner Creszenz in der Hand und konnte ſie doch nicht leſen.

Beim erſten Morgenſtrahle ſtand er am Gitter und las:

„Ich weiß nicht, ob der Brief in deine Hand kommt und unterſchreib' mich deßwegen nicht. Ich bin in der Stadt geweſen und hab mir meinen Heimathſchein geholt, das Beßle hat mir im Elſaß einen Dienſt verſchafft; ich geh übermorgen fort. Ich hab mir auch ein langes Kleid machen laſſen. Mein Mutter iſt geſtorben und mein Vater heirathet das Näher Walpurgle. Ich brauch dir nicht zu ſagen, daß ich nie von dir laſſ' und wenn du auch weiß nicht was gethan hättſt; wenn du auch einmal ſchlecht geweſen biſt, du biſt doch nicht ſchlecht, das weiß ich. Sei nur fromm und geduldig und trag dein Schickſal, unſer Herrgott iſt mein Zeug, ich thät dirs gern abnehmen. Ich hab' mir auch von deimem Vater dein Meſſer geben laſſen, das du immer ſo gern gehabt haſt, ich hoff wills Gott dich noch einmal in Ehren mit ſchaffen zu ſehen; gib nur du auch die Hoffnung nicht auf, denn ſonſt iſt man ganz verloren. Mach dir keine unnöthige Vorwürf' über das was du gethan haſt, das nutzt jetzt nichts mehr, und ſei brav. Von dem erſten Lohn den ich krieg, löſ' ich mir wieder deinen Ring und meinen Anhenker aus. O! ich hätte dir noch ſo viel zu ſagen, zehn Schreiber könnten's nicht ſchreiben. Ich will ſchließen und verbleibe deine Getreue bis in den Tod."

Florian fühlte ein nie gekanntes Entzücken, er konnte ſelig weinen, er ſah erſt jetzt recht, was er an der Creszenz beſaß, und in allem dem freute er ſich auch wieder, daß ihm ſein Meſſer erhalten war.

14.

Ein elendes und ein luſtiges Leben.

Auf ſechs Jahre kam Florian in das Zuchthaus, er war faſt froh als man ihm die Sammtjacke auszog und die graue Sträflingsjacke dafür gab, dadurch wurde doch auch ſein Lieblingsgewand geſchont; er wollte einſt wiederum in demſelben vor Creszenz erſcheinen.

Ueberhaupt kam es Florian vor, als ob er nur acht Tage hier zu bleiben habe, ſein Herz war ſo voll froher zuverſichtlicher Hoffnung, ſo daß er über die Jahre wie über eine kurze Spanne Zeit wegſah.

Man mag ſagen was man will, es iſt und bleibt doch wahr: in Dingen, die weder die Minderung der Steuern noch der Beamtenmacht betreffen, ſind ſehr viele Regierungen in der That auf das Wohl ihrer Unterthanen bedacht; darum ſind auch die Zuchthäuſer in unſeren Tagen meiſt ganz gut beſtellt; darum, wer nur einmal eine Zeit lang ins Zuchthaus gekommen iſt, kann ganz ruhig ſein, für ihn iſt geſorgt.

Schade, daß nicht alle Staatsangehörigen, die Beamten ausgenommen, Sträflinge ſind, wie mild und vorſorglich erſchienen da viele jetzige Regierungen.

Dennoch fühlte Florian bald die Länge der Zeit, er lernte das Bürſtenbinderhandwerk, und nachdem endlich und endlich

ſeine Strafzeit um war, eilte er zu Creszenz. Er wurde mit offenen Armen empfangen. Creszenz hatte ſich etwas Geld erſpart, und nun zogen die beiden als Bürſtenverkäufer im Lande umher. Bald aber ward Florian dieſes Lebens überdrüſſig, ſein Lebenswandel zog wiederum das Aufſehen Aller an ſich, denn er beſuchte als Seiltänzer und Kunſtſtückmacher Meſſen, Märkte und Kirchweihen. Beſonders geſchickt war er in dem Säbelſpiel, da er drei Säbel im Kreiſe um ſich her warf und ſie immer wieder am Griffe auffing, er hatte ja dieß ſchon frühe beim Wurſthäckeln geübt. — Creszenz hielt ſtets getreulich an ihm, und als er einſt vom Seile fiel und ein Bein brach, wartete ſie ihn mit der liebendſten Sorgfalt.

Nun zog Florian mit einem Würfeltiſche auf den Märkten und Kirchweihen benachbarter deutſcher Länder umher, denn in ſein Heimathland mochte er nicht, auch war dort das öffentliche Würfelſpiel verboten worden.

Deutſchland hat das beſondere Glück, daß was in dem einen Lande verboten in dem andern erlaubt iſt; das iſt ja das glückliche Ergebniß der vielerlei Regierungen, daß ſie auch vielerlei anordnen können; was wollte Florian anfangen, wenn Deutſchland nicht dieſes hohen Vorzugs genöſſe?

Das, womit ſein Unglück begonnen hatte, war nun ſein Gewerbe. Wenn ihn ein ſolcher Gedanke überfiel, rief er lauter und ſchärfer als wollte er ſich ſelbſt zum Spiele auffordern; ſein bischen Franzöſiſch kam ihm dabei ſehr zu ſtatten, denn das hat immer was Lockendes und Vornehmeres für viele Leute. Dann rief er:

„**Messieurs faites votre jeu**, immer 'ran immer 'ran! ſpielen Sie hier meine Herren **Messieurs**, acht Kreuzer für einen

Kreuzer, ein Kreuzer hat acht Jungen, **la fortune, la fortune, la fortune**, ein Kreuzer iſt gar kein Geld, aus nichts hat Gott die Welt erſchaffen, aus gar kein Geld wird Geld. Immer 'ran, **Messieurs faites votre jeu.**"

Oft wenn Florian an den Kirchweihen Abends beim Tanze allerlei Kunſtſtücke machte und er dann die Burſchen ſo fröhlich tanzen und jubeln ſah, fuhr es ihm wie zweiſchneidige Schwerter durch die Seele: ſo war er einſt ſelbſt geweſen, er ſelber war der flotteſte Burſche und jetzt nichts als ein verachteter Spaßmacher für Andere; wenn er auf ſolche Gedanken kam, machte er immer um ſo tollere Späße und überredete ſich eine Zeit lang, er mache ſie zu ſeinem eigenen Vergnügen.

Von vier Kindern, die Creszenz geboren, waren nur zwei am Leben geblieben, der älteſte Knabe und ein kleines Töchterchen; nie duldete Florian, daß eines derſelben ſeine Späße oder ſein Gewerbe mit anſah, ſie mußten immer den Tag über bei den Habſeligkeiten in einer Scheune oder in einer Bauernſtube bleiben.

Creszenz wagte es einſt den Vorſchlag zu machen, daß ſie um der Kinder willen nach Hauſe zurückkehren und ſich dort als Taglöhner ernähren wollten.

„Red mir nicht da davon," erwiederte Florian zähneknirſchend, „keine zehn Gäul' bringen mich die Horber Steig 'nauf; ich hab daheim meine Ehr verloren und nie — nie ſeh ich mehr den Nordſtetter Kirchthurm."

15.

Ein verlorenes Kind und ein wiedergefundener Vater.

Zu Braunsbach am Kocher, gerade gegenüber von des Märrle's Haus ſteht eine Linde, dorthin ſah man an einem Sommernachmittage eine wandernde Familie ziehen. Der Vater, ein kräftiger Mann mit einem blauen Ueberhemde und einem vielfach eingedrückten Hute, zog an einem Karren, auf dem eine Scheerenſchleiferbank und einiges Hausgeräthe lag, ein brauner magerer Hund von ziemlicher Größe war neben ihm eingeſpannt; die Frau half ebenfalls den Karren den Berg hinaufſchieben; die zwei Kinder folgten hintendrein und trugen zuſammengeleſenes Holz in ihren Armen. Als man endlich unter der Linde angelangt war, zog der Mann die um ſeinen Oberleib geſchlungene Gurte ab, warf den Hut auf den Boden, fuhr ſich mit der Hand über die ſchweißtriefende Stirne und ſetzte ſich mit dem Rücken gegen die Linde gelehnt auf den Boden. Wir erkennen ihn, trotzdem er ſich gewaltig verändert hat, es iſt Florian mit ſeiner Familie.

Der Hund hatte ſich neben ihm niedergelaſſen, den Kopf auf beide Vorderfüße gelegt, der Knabe ſtreichelte ihn.

„Laß jetzt den Schlunkel, Friederle,“ ſagte Florian, „mach', hilf deiner Mutter.“

Der Knabe ging ſchnell zu ſeiner Mutter, er wußte, der

Vater war böſe da er den Hund Schlunkel nannte; denn Florian kam immer wenn er übler Laune war zu dieſer Selbſtpeinigung, daß er den neben ihm im Joche Eingeſpannten mit dem Namen deſſen benannte, der ihn ins Unglück geſtürzt hatte.

Die Mutter hatte indeß den Dreifuß und den Keſſel vom Wagen genommen, mit dem mitgebrachten Holze Feuer angemacht und Waſſer übergeſtellt.

„Gang, ſieh daß du Grundbirnen kriegſt," ſagte ſie zu Friederle; dieſer nahm einen Topf und ging auf das weiter oben ſtehende Haus mit dem roth angeſtrichenen Gebälke zu.

Ein bejahrter Mann ſah gähnend zum Fenſter heraus.

„Wollet ihr nicht ſo gut ſein," bat Friederle, „und uns Grundbirnen ſchenken? dur * Gotts Willo."

„Woher biſt?" fragte der Mann, der ziemlich ſatt ſchien.

„Mein Vater ſagt allemal, von dem Land, wo die Leut' auch hungrig ſind."

„Iſt der da drunten dein Vater?"

„Ja, machet aber nicht ſo lang wenn ihr mir was geben wollet, unſer Holz verbrennt ſonſt."

Der Mann kam herab und öffnete die Thüre, die Nachbarn wunderten ſich gar ſehr, daß der Petermichel einem Bettelkinde ſein Haus öffnete.

Friederle kam aber alsbald wieder heraus mit dem Topf voll Kartoffeln und etwas Butterſchmalz in einem Schüſſelchen.

Nun wurde ſtatt bloſer Kartoffeln ein Brei gemacht, und nachdem alles gegeſſen hatte bekam der Hund das Geſchirr um das Uebriggelaſſene aufzuſchlecken.

---

* durch.

Florian erhob ſich und ging durch das Dorf mit dem ſteten Rufe: „Scherrrre ſchleiſe aus Parrrrris," Friederle aber ging von Haus zu Haus um Arbeit zu holen, er verſprach den beßten Pariſer Schliff. In der That war auch Florian ein Meiſter in ſeinem neuen Geſchäfte.

Den ganzen Nachmittag ſtand der Petermichel bei der Scheerenſchleiferfamilie, er ſah dem gewandten Manne, der ſo ſchöne Stückchen pfiff, gerne zu und unterhielt ſich auch mit der Frau und den Kindern. Als es Abend wurde bot er ihnen ſogar an, daß ſie in ſeiner Scheune übernachten könnten. Im ganzen Dorfe ſagte man: „das jüngſte Gericht kommt, der geizig' Petermichel iſt brav geworden;" und doch wußten die Leute noch nicht Alles. Petermichel ſetzte ſich nämlich zu den Leuten in die Scheune und ſagte: „Gebet mir euren Buben da, er ſoll's gut bei mir haben, wie meinet ihr?" Die Eltern ſahen einander an und antworteten nicht, er aber fuhr fort, „ſchlafet einmal drüber, ihr könnet euch bis morgen drauf beſinnen."

Florian und Creszenz ſprachen viel hin und her in der Nacht und kamen doch zu keinem rechten Entſchluſſe; die Mutter wollte, ſo wehe es ihr auch that, doch das Kind weggeben, damit es was Rechtes vor ſich ſehe, ordentlich in die Schule gehen und was lernen könne.

Florian antwortete wenig und betrachtete ſein Kind, das vom Monde überſchienen ſorglos ſchlief und gar lieblich anzuſehen war.

„Der wird ein Hauptkerl," ſagte er zuletzt, legte ſich auf die andere Seite und ſchlief ebenfalls.

Es mag vielleicht wunderbar erſcheinen, daß Petermichel, der für ſo geizig gilt, auf einmal ſo gut wird, daß er ein Land=

ſtreicher-Kind annehmen will; es war indeß nicht Alles pure Güte an dem Petermichel, er war allein und kinderlos, hatte ſeine Aecker verpachtet und lebte von ſeinem Gelde; nun hatten ihn aber die Kinder ſeines Bruders, ſeine einzigen Erben, beleidigt, und er wollte ihnen durch die Annahme eines fremden Kindes eine Brille auf die Naſe ſetzen; außerdem aber hatte er eine unerklärliche Zuneigung zu dem muntern Knaben mit den friſchen blauen Augen bekommen.

Kaum war der Tag angebrochen, da ſtand Petermichel oben auf der Scheune und ſchaute hinab ob die Fremden wach ſeien; er rief dann:

„Höret Mann, kommet mit eurem Weib ein bisle 'rauf in mein' Stube, wir wollen jetzt mit einander reden.“

Florian und Creszenz kamen.

„Nun wie iſt's? habt ihr euch entſchloſſen?“ fragte Michel.

„Ja,“ ſagte Florian, „ich wills deutſch heraus ſagen, wir thäten den Buben gern weggeben, heißt das, weil er bei euch gut aufgehoben wär und auch was lernen könnt', aber es geht nicht, gelt Creszenz es geht nicht.“

„Ja warum denn?“

„Weil uns der Bub in unſerm Geſchäft ſo nützlich iſt, und wir müſſen doch auch leben und unſer Mädle auch.“

„Hört eimal,“ ſagte Petermichel, „ich will euch zeigen daß ichs gut mein', ich geb euch hundert Gulden, es iſt nicht für den Buben, es iſt damit ihr ein anderes Geſchäft anfangen könnet, ein Geſchirrhandel oder ſo was, hundert Gulden iſt ein Wort, nun wie iſts?“

Die beiden Eltern ſahen einander betrübt an.

„Schwätz du, ich ſag gar nichts, was du thuſt Creszenz iſt mir recht.“

„Ja, der Bub wird halt nicht wollen, er iſt ſo an uns gewöhnt, ihr meinet's gut, das iſt kein' Frag, aber der Bub kann doch vor Jammer und Heimweh ſterben.“

„Ich frag ihn,“ ſagte Petermichel, ließ die verblüfften Eltern ſtehen und ging eilends hinab zu dem Kinde.

Ohne ein Wort zu reden blieben Florian und Creszenz bei einander, ſie bangten vor jeder Antwort.

Da kam Petermichel mit dem Knaben an der Hand, er winkte den Eltern mit den Augen zu und Friederle rief:

„Ja, ich bleib da bei unſerm Vetter, er gibt mir ein Geißel und ein Hottogäule.“

Creszenz weinte, Florian aber ſagte:

„Nun, ſo wollen wir fort, was einmal ſein muß, muß ſchnell ſein.“

Er ging hinab, packte die Sachen zuſammen und ſpannte den Hund an. Der Petermichel brachte ihm das Geld.

Als Alles zur Abreiſe bereit war, küßte Creszenz nochmals weinend ihren Sohn und ſagte: „ſei brav und folg dem Vetter, geh fleißig in die Schul; kann ſein bis den Winter kommen wir wieder.“

Florian kehrte ſich ab als ſein Sohn ſeine Hand nahm und zog ſcharf an, Friederle aber umhalſte noch einmal den Hund und nahm zuletzt noch von ihm Abſchied.

Bis nach Kocherſteinsfeld waren die beiden Eltern mit einander gegangen ohne ein Wort zu reden, ein jedes machte ſich und dem andern Vorwürfe, daß es nicht mehr abgeredet ...d das Kind ſo leicht weggegeben habe. Hier wurde nun Halt

gemacht und Florian ließ ſich zur Aufheiterung einen Schoppen Wein bringen; nachdem er getrunken ſchob er Creszenz das Glas hin und ſagte: „trink auch,“ ſie ſetzte das Glas an den Mund, ſtellte es aber laut aufweinend nieder und ſagte: „Ich kann nicht trinken, es iſt mir grad wie wenn ich das Blut von meinem Friederle trinken müßt!“

„Laß jetzt das Weibergeheul, hättſt das früher geſagt, wir wollen einmal drüber ſchlafen, bis morgen wird's anders ſein.“

Gleich als wollten ſie ſich ſchnell recht weit von Friederle entfernen, eilten ſie nun ohne anzuhalten bis Künzelsau; unterwegs wurde ausgemacht, was man mit dem Gelde anfangen wollte, der Rath Petermichels ward zum Beſchluß erhoben.

Andern Tages zog man weiter gen Oehringen, plötzlich aber hielt Florian an und ſagte:

„Was meinſt Creszenz, wenn wir wieder umkehren thäten und den Friederle holen?“

„Ja, ja, ja, komm.“

Schnell war der Karren gewendet und der Hund ſprang an Florian hinauf als wüßte er wohin es wieder ginge. Nun aber ſagte Creszenz:

„Ach Jeſus im ſiebenten Himmel, er wird ihn uns nimmehr geben, es fehlt ein ganzer Gulden an dem Geld, das Nachtlager — und ich hab' dem Lisbethle ein Kleidle gekauft.“

„Weiber! Weiber mit eurem Putz,“ knirſchte Florian, „nun, wir wollens einmal probiren, fort, zurück, ich hol meinen Friederle.“

Der Hund bellte vor Freude.

Wieder war Mittag als unſere Karawane bei der Linde anlangte.

Friederle ſprang ihnen entgegen und rief: „Iſt ſchon Winter?“

Die Mutter ging hinauf zu Petermichel, legte das Geld auf den Tiſch, bat um Verzeihung, daß ein Gulden fehle und verlangte ihr Kind wieder.

Der Pfarrer ſaß eben bei Petermichel und hatte es faſt dahin gebracht, daß er ſich mit ſeinen Bruderskindern ausſöhnte und dem angenommenen Kinde nur einen kleinen Theil ſeiner Habe verſchreiben wollte.

Als er nun die Frau anſichtig wurde, ſtand er plötzlich auf und ſtreckte beide Hände empor, er wußte nicht wie ihm war, aber ihm war ganz fremd zu Muthe; er ſuchte die Frau zu bereden, ihr Kind doch hier zu laſſen, und als er nun auf ihre Stimme aufmerkte, war es ihm als ob er einen Klang aus alter Zeit vernehme.

Petermichel hatte unterdeſſen den Florian heraufgerufen, als dieſer eintrat und den Pfarrer erblickte, eilte er auf ihn zu, packte ihn an der Gurgel und rief: „Kerl! ich bin froh, daß ich dich wieder hab.“ Creszenz und Petermichel wehrten ab, der Pfarrer bat mit ſtockender Stimme den letzteren, daß er weggehe, er habe mit den Leuten was zu reden. Petermichel ging.

„Heißt du Creszenz?“ fragte der Pfarrer die Frau.

„Ja.“

„Mein Kind, mein Kind!“ ſprach der Pfarrer mit erſtickter Stimme und warf ſich an ihren Hals.

Eine Zeit lang war Stille in der Stube, die Männer und die Frau weinten. Der Pfarrer fuhr Creszenz immer mit der Hand über das Geſicht, dann ließ er die beiden ſchwören, daß ſie nie ſagen wollten in welchem Verhältniſſe ſie zu ihm ſtünden,

er wollte für ſie ſorgen, ihnen ein Hausweſen einrichten; Creszenz ſollte nur ſeiner Schweſter Kind ſein.

So blieben nun die Landſtreicher im Dorfe, Florian handhabt mit großem Fleiß ſein ihm treugebliebenes Meſſer.

Die Frau des evangeliſchen Pfarrers, eine tugendſtolze Pietiſtin, will zwar herausgebracht haben, Creszenz ſei die Tochter und nicht das Schweſterkind des Pfarrers, die Leute aber wollen's nicht glauben.

Der Hund, ein guter Metzgerhund, heißt nicht mehr Schlunkel, ſondern führt ſeinen ehrlichen Namen Bleß. Alle trüben Erinnerungen an die Vergangenheit ſind ausgelöſcht.

IX.

Der Lauterbacher.

Die Glocke läutete hell, ihre Töne zerfloſſen ſanft in dem lichten Mittag, die Menſchen kehrten von ihrer Arbeit heim; die Männer gingen mit der Mütze in der Hand von den Feldern auf die Straße, die Stimme Gottes hatte ſie gerufen das harte Feldgeräthe aus der Hand zu legen, heimzukehren und ſich zu ſtärken am Gebete und an irdiſcher Speiſe. Ein junger ſchlank gewachſener Mann war die Straße von der Stadt heraufgekommen, er war ſtädtiſch gekleidet und trug einen braun marmorirten Ziegenhainer Stock, in den viele Namen eingeſchnitten waren, in der Hand; als er nun das Dorf ſo vor ſich ausgebreitet ſah, blieb er ſtehen, horchte hin nach dem Geläute und ſchaute umher in den Wald der blühenden Obſtbäume, die das Dorf umdrängten; er grüßte die Leute die vom Felde herüber kamen mit einer

beſondern Freundlichkeit, ja, als ob er ſie kenne; die Leute dankten herzlich und ſchauten ſich Alle nochmals nach ihm um, ſie meinten das müſſe einer aus dem Dorfe ſein, der aus der Fremde heimkehre, er hatte ſie ja ſo durchdringend angeſchaut, und doch kannten ſie ihn nicht.

Als die letzten Töne der Glocke verklungen waren, als Alles auf dem Felde ſtille, kein Menſch mehr zu ſehen war und nur die Lerchen hoch in der Luft jubelten, da ſetzte ſich der Fremdling an den Wegrain, ſchaute noch lange hinüber nach dem Dorfe, zog endlich eine Brieftaſche heraus und oft wieder um ſich blickend ſchrieb er hinein:

„Griechen und Römer! wie hoch ſchallten eure Triumphe, wie ſchmetterten eure Kriegstrompeten, aber nur das Chriſtenthum grub das Erz aus den dunkeln Schachten der Erde, ließ es hoch in den Lüften ſchweben und weithin ſeinen Klang ausgießen, zur Anbetung, zur Freude und zur Trauer. Wie herrlich mögen die Harfen und Pauken im Tempel zu Jeruſalem geklungen haben, aber nicht mehr Ein Tempel ſteht auf der Erde, Tauſende hieß das Chriſtenthum erſtehen aller Orten.... Mir war's vorhin als ob die Glocken erſchallten zu dieſem meinem Einzuge in meinen neuen Beſtimmungsort, als ob die Stimme Gottes mir Willkommen zuriefe; wohl ſaht ihr euch verwundert nach mir um ihr guten Menſchen, ihr wußtet nicht was wir einander werden ſollen. O! könnt' ich die Seelen dieſer Menſchen ganz in meine Gewalt bekommen, ich wollte ſie frei machen von ihrem trägen Aberwitze und ſie koſten laſſen die reinen Freuden des Geiſtes — da wandeln ſie aber hin, und gleich dem Thiere das vor ihnen hergeht, ſehnen ſie ſich nach nichts als nach dem Futter für ihren Mund ...... Das alſo iſt

der Ort wo mein neues Leben beginnt, dieſe Schluchten und Ackerflächen, mit welchen Gedanken wird mein Auge auf ihnen weilen! O! die Erde iſt überall ſchön und freudeſpendend, wo es Blumen gibt. Und wenn die Menſchen mich nicht verſtehen, verſtehſt du mich doch o ewige Natur und lächelſt mir freundlich zu, wenn ich deinen ſtillen Offenbarungen lauſche . . . . Da ſtehen die Bäume in ihrer Blüthenpracht und drinnen im Dorfe hör' ich das Jauchzen der Kinder, in deren Herzen ich den Lichtſtrahl der Bildung werfen ſoll . . . . ."

Der Schreibende hielt inne, ſeinen Stock betrachtend ſagte er leiſe vor ſich hin: „Nach allen Gauen hin ſeid ihr zerſtreut ihr Genoſſen meiner Jugend, nichts als eure Namen hier ſind mir geblieben, und mit ihnen betrete ich die Schwelle meines neuen Lebens, ihr Alle begleitet mich im Geiſte; ich ſende euch einen Herzensgruß hinaus in den Frühling, möge er euch wiedertönen aus dem Munde der Vögel in den Lüften und eure Seele erquicken!"

Raſch ſtand er auf und ſchritt in das Dorf.

Wir wiſſen nun, daß wir den neuen Schullehrer in dem jungen Manne kennen gelernt; er fragte nach dem Schultheiß, man wies ihn in das Haus des Buchmaiers.

Der Buchmaier ſaß mit ſeinem zahlreichen Hausgeſinde bei Tiſche als der Fremde eintrat; nach herzlichem Willkomm wurde er eingeladen ſich zu Tiſche zu ſetzen, der Lehrer dankte.

„Ei was?" ſagte der Buchmaier, der ſich alsbald wieder geſetzt hatte, da er ſich beim Eſſen durchaus nicht ſtören ließ, „rucket ein bisle zuſammen ihr da, hurtig Agnes, hol' einen Teller, da ſetzet euch her Herr Lehrer, bei uns gehts nicht wie bei den Horbern, die ſagen immer: wäret ihr bälder kommen;

wer bei uns zur Eſſenszeit kommt, muß mithalten; wo ihr jetzt hinkommet krieget ihr doch nichts mehr, und da iſt gekocht, ihr müſſet halt fürlieb nehmen mit dem, was da iſt, ihr kommet grad' zu einem rechten Schwarzwäldereſſen, gerührte Knöpfle und Hutzeln."

Agnes hatte einen Teller gebracht und der Lehrer, um nicht grob zu erſcheinen, ſich zu Tiſche geſetzt.

„Da mein' Agnes," ſagte der Buchmaier, nachdem er einen gehauften Teller voll herausgeſchöpft, „die krieget ihr in die Sonntagsſchul."

„O, Sie werden wenig mehr zu lernen haben," ſagte der Lehrer, um doch etwas vorzubringen; das Mädchen heftete den Blick ſcheu auf den Teller.

„Wie! Agnes red' auch, du haſt ja ſonſt dein Maul bei dir, ſag, kannſt du Alles?"

„Jo, mit deam Leaſe do käm' ich ſchaun no furt, herrentgege mit em Schreiba, do wills halt nimmei reacht gaun, d' Fingere weant oam härt, wemmer d' gahnz Woch ſo ſchaffe muaß."

All' die Schönheit des Mädchens verſchwand plötzlich vor den Augen des Lehrers, da er dieſe harte in groben Lauten vorgebrachte Rede hörte.

Nachdem abgeſpeist und gebetet war, ſtellte ſich einer der Knechte, der bei Tiſche nicht weit vom Buchmaier geſeſſen hatte, vor ſeinen Herrn hin, und indem er ſein Meſſer einſteckte, ſagte er:

„I will gaun mit de Gäul' naun alloan 'naus?"

„Ja, ich komm bald nach, nimm einen Buben mit, der dir den Fuchs führt, der will ſich nicht recht eingewöhnen."

„Schätz' wol i krieg ihn ſchaun z'reacht," ſagte der Knecht und ging mit ſchweren Schritten von dannen. Der Lehrer ſchüttelte den Kopf.

Agnes deckte ſchnell ab, denn ſie eilte um in der Küche ihre Bemerkungen über den Ankömmling mit den Mägden auszutauſchen.

„Ein nett's Bürſchle," ſagte die Legat, die älteſte Magd und Vertraute der Agnes, „er hat dich angeguckt, ich hab nicht recht gewußt will er dir ein Tätzle oder ein Schmützle geben; was meinſt, wär das nicht ein Mann für dich? er iſt noch ledig."

„Lieber möcht' ich ledig bleiben bis die Kuh einen Batzen gilt, eh ich den nähm'."

„Haſt recht," ſagte eine andere Magd, „der thät dich auch mit zwei Händ' ins Maul ſtecken; haſt nicht geſehen, der hat ja das Meſſer in die recht und die Gabel in die link Hand genommen und mit zwei Händ' gegeſſen, das hat man ſein Lebtag von keinem ehrlichen Menſchen geſehen."

„Ja," ſagte eine dritte, „der iſt auch noch nicht über ſeines Vaters Miſte 'nauskommen, der hat ja die Knöpfle mit dem Meſſer verſchnitten, ſtatt daß man's verreißt, da ſind ſie ganz talkig worden, o du Talk, geſchieht dir recht daß du haſt ſo dran würgen müſſen."

Während draußen beim Spülen die Mädchen den Lehrer auch nicht ungewaſchen ließen, nicht ſowohl aus Bosheit als weil man einmal ſo begonnen hatte, war drinnen in der Stube die Unterredung des Buchmaiers auch keine ſehr erfreuliche.

„Der Sprach nach," begann er, „ſcheinet ihr aus dem Unterland gebürtig."

„Eigentlich nicht, ich bin aus dem Taubergrund.“

„Nu wir nehmen das nicht ſo genau, was halt unter Böblingen iſt heißen wir das Unterland; wie heißt denn der Ort?“

Der Lehrer ſtockte ein wenig, legte beide Hände auf die Bruſt und ſagte endlich ſich verbeugend: „Lauterbach.“

Der Buchmaier ſtieß ein ſchallendes Gelächter aus, der Lehrer ſah ernſt drein; endlich ſagte erſterer:

„Nichts für ungut, Lauterbach weiß ja jed Kind, das iſt ja in dem Lied, warum habt ihr denn nicht recht mit 'raus wollen? das iſt ja kein' Schand; nu, ihr könnet mir jetzt g'wiß die Wahrheit ſagen, warum iſt jetzt grad Lauterbach in dem Lied?“

„Wer kann das wiſſen? es hat wahrſcheinlich gar keinen Grund, ſolche dumme Lieder werden von einfältigen Menſchen gemacht, die dieſen und jenen Ort nehmen weil er ihnen gerade in das Metrum, ich wollte ſagen in das Versmaas paßt.“

„Ei, das Lied iſt gar nicht ſo dumm und es hat ein' recht luſtige Weiſung, ich hör's rechtſchaffen gern ſingen.“

„Sie erlauben, daß ich entgegengeſetzter Anſicht bin.“

„Was iſt da viel zu erlauben? wenn ichs auch nicht erlauben thät, wäret ihr's doch, nur frei heraus und ſaget mir einmal: warum?“

„Ich meine, welcher Gedanke, ja nur welcher Sinn liegt in dem Lied:

Zu Lauterbach hab ich mein Strumpf verloren,
Ohne Strumpf geh ich nicht heim,
Jetzt geh ich halt wieder gen Lauterbach,
Kauf mir ein' Strumpf zu mein eim.

Das iſt nichts als baarer Unſinn und das nennen Sie luſtig? wie kann ein Lied luſtig ſein, wenn gar kein Gedanke darin iſt? Iſt die Gedankenloſigkeit Luſtigkeit?"

„Ja, es mag jetzt ſein wie es will, luſtig iſt es doch; es paßt halt ſo grad, wenn man" — der Buchmaier konnte ſich hier nicht mehr recht ausdrücken, er ſchnalzte nur mit den beiden Händen, dann fuhr er fort: „ich will ſagen, wenn man ſo recht drüber 'naus iſt.

Wir haben hier einen, den Jörgli, von dem müſſet ihr's einmal hören, dann ſaget ihr auch: es gibt nichts Luſtigeres. Ein Spaßvogel hat mir einmal berichtet, es müſſ' nicht „Strumpf" es müſſ' „Schuh" heißen, und deßwegen ſei von Lauterbach die Red, weil dort auf allen Gaſſen Schlappen 'rumliegen. Aber was geht uns jetzt das Lied an? Wir wollen was anders reden. Habt ihr hier herum auch Bekannte?"

„Keinen Menſchen."

„Nun ihr werdet ſchon gute Freund' bei uns finden, die Leut ſind zwar hier herum ein bisle grob, es iſt nicht ſo aber es ſieht ſo aus; ein bisle ſpöttiſch, das iſt wahr, das ſind ſie, es iſt aber nicht bös gemeint, man muß nur tüchtig heimzahlen, und wenn man mit ihnen nmzugehen weiß, kann man's um einen Finger wickeln."

„Ich werde gewiß allen Menſchen mit Liebe entgegenkommen."

„Ja, was ich hab ſagen wollen, nun müſſet ihr auch die Gemeinderäthe und den Bürgerausſchuß begrüßen, ihr müſſet ſie beſuchen, und noch eins, gehet auch zum alten Schullehrer, der jetzt ſchon 25 Jahr in Ruhſtand verſetzt iſt, er iſt ein braver Mann und es thut ihm wohl. Er iſt noch von der alten Welt,

aber auch grundgut, ich bin auch noch bei ihm in die Schul' gegangen, freilich weiß ich auch wenig genug; der letzte Schullehrer hat's mit ihm verdorben weil er ihn nicht beſucht hat, und wenn ihr ihm einen beſondern Gefallen thun wollet, laſſet ihn als einmal am Sonntags Orgel ſpielen. Jetzt will ich euch euer' Wohnung zeigen, eure Sachen ſind ſchon geſtern angekommen."

Mißvergnügten Antlitzes ging der Lehrer neben dem Buchmaier durch das Dorf, er war mit ſo hohen überſchwänglichen Gedanken hier angekommen und war auf eine ſo rauhe harte Wirklichkeit geſtoßen. Oft hörte er hinter ſich ſagen: das iſt g'wiß der neu' Schullehrer. Bei der Krone begegnete den beiden der uns wohlbekannte Mathes, er war nun im Bürgerausſchuß; der Buchmaier ſtellte ihm den neuen Lehrer vor, einige hatten dieß gehört und nun verbreitete ſich die Nachricht wie ein Lauffeuer. Mathes ſchloß ſich den beiden an.

So groß war die hinneigende Liebe der Kinder, in deren Herzen der Lehrer einzudringen gedachte, daß ſie davon liefen als ſie ihn von ferne ſahen; hie und da blieb aber auch einer der beherzteren Knaben ſtehen und nickte freundlich ohne die Kappe abzuziehen, aus dem einfachen Grunde weil er keine aufhatte.

Nicht weit von dem Schulhauſe ſtand ein hübſcher Knabe von ſechs bis ſieben Jahren: „Komm her Hannesle," rief Mathes, „gucket Herr Lehrer der iſt mein, nehmet ihn nur recht dazwiſchen, er kann lernen aber er mag oft nicht; gib dem Herrn eine Hand, der iſt jetzt dein Herr Lehrer, den mußt du gern haben. Wie ſagt man zu einem Fremden?"

„Grüß Gott," ſagte der Knabe, herzhaft die Hand reichend.

Das Antlitz des Lehrers war wie verklärt, dieſer Gruß aus

Kindes Munde that ihm gar wohl; er war jetzt wieder in ſeinem Paradieſe, das unſchuldvolle Gemüth eines Kindes wendete ſich ihm zu, er beugte ſich zu dem Knaben nieder und küßte ihn.

„Willſt du mich lieb haben?“ fragte er dann, Hannesle ſah ſeinen Vater an.

„Willſt du den Herr Lehrer gern haben?“ fragte der Mathes.

Der Knabe ſchüttelte bejahend den Kopf, er konnte nicht mehr reden, denn die Thränen ſtanden ihm in den Augen.

Die drei Männer gingen fort, der Knabe ſprang eilends, ohne ſich umzuſehen, nach Hauſe.

Der Buchmaier und Mathes zeigten nun dem Lehrer ſeine Wohnung.

„Da gehört bald ein Weib 'rein,“ ſagte Mathes, „ein Schullehrer muß eine Frau haben; wir haben jetzt zum erſtenmal einen Ledigen, nun wir haben hier Staatsmädle, ihr müſſet euch einmal umgucken. Das beßt' iſt, ihr nehmet eine aus dem Ort, wenn man nicht aus dem Ort iſt und nicht 'rein heirathet, bleibt man halt wildfremd. Hab' ich recht oder nicht Vetter?“

„Vielleicht hat der Herr Lehrer ſchon eine ausgeſucht,“ entgegnete der Buchmaier, „und ſie mag her ſein wo ſie will, ſie ſoll bei uns gut aufgehoben ſein.“

„Ja, wir halten ihr einen Gegenritt,“ ſagte Mathes, indem er dachte: der Buchmaier iſt doch geſcheiter als du; der Lehrer aber ſagte:

„Ich bin noch durchaus ledig, ich kann ſchon noch eine geraume Zeit zuſehen,“ innerlich dachte er: lieber eine Aeffinn als ſo eine vierſchrötige Bäuerinn zur Frau.

„Jetzt müſſet ihr mich verexkuſiren,“ ſagte der Buchmaier,

„ich muß ins Feld, ich hab' da einen Gaul im Handel und muß ſehen, wie der im Zug iſt; nun, wir ſehen uns ja heut' Abend. B'hüt's Gott dieweil. Gehſt mit Mathes?“

„Ja, b'hüt's Gott Herr Lehrer, und wenn euch die Zeit zu lang wird, ſo nehmet's doppelt.“

Der Lehrer verſtand dieſe nicht ſehr geſchickte Redensart des Mathes, die von dem Bilde eines zu langen Fadens genommen iſt, nicht ganz.

Nachdem hinter den Fortgegangenen die Thüre ſchon zu war, drückte der Lehrer nochmals an derſelben, gleichſam um ſich zu vergewiſſern, daß er jetzt allein ſei; er fühlte ſich ſehr beklommen und konnte ſich doch nicht recht ſagen: warum. Endlich fiel ihm die Lauterbacher Geſchichte wieder ein, er ſah darin eine grobe und rohe Begegnung, alle ihm ſonſt erwieſene Freundlichkeit haftete nicht an ihm.

So ſind die Menſchen: wenn ſie ſich in gereizter Stimmung befinden, behalten ſie immer nur das eine im Sinne, was ſie verletzte, und überſehen alles andere noch ſo Liebreiche.

Erſt ſaß der Lehrer lange ſtille, dann erhob er ſich, ſeine Sachen auszupacken; es heimelte ihn wiederum da, da die gewohnten Gegenſtände um ihn her lagen; bald verſank er indeß abermals in ſtilles Brüten, und er dachte bei ſich: da biſt du nun wie in eine Wildniß verſetzt, was dich erfreut und betrübt iſt für dieſe Menſchen gar nicht vorhanden; dein Schultheiß iſt eben nichts als ein Bauernſchulz, noch ſtolz auf ſeine Rohheit. Wohl mag auch der Geiſt in dieſen Menſchen ſchlummern, aber er iſt verſchüttet; ich will alle meine Kraft zuſammenhalten, um mich gegen das Verbauern zu wahren; tagtäglich will ich mein

ganzes Sein aufwühlen, ich will frei bleiben von dem Einfluſſe meiner Umgebung.

Ich habe Lehrer geſehen, die mit dem freien Geiſte der Zeit erfüllt in ihr Amt traten, und nach einigen Jahren verſanken ſie ganz in den Schlendrian, ſie waren zu Bauern geworden, ſelbſt ihr Aeußeres war nachläßig und ſchlapp — er ſchrieb auf ein Zettelchen: **Memento** und ſteckte es an den Spiegel.

Endlich raffte er ſich auf und ging hinaus auf das Feld, den Weg, den er hereingekommen war; die Bauern, die hier auf den Aeckern an der Straße arbeiteten ſagten: „Nun wie geht's Herr Lehrer? ſchon eingewöhnt?“ Der Lehrer gab kurze aber freundliche Antworten, dieſe Zuthunlichkeit kam ihm fremd vor und beleidigte ihn faſt; er wußte nicht, daß die Leute ein Anrecht zu derſelben zu haben glaubten, weil ſie ihn zuerſt geſehen hatten, zuerſt von ihm begrüßt worden waren.

Nach langem Umherſchweifen in den Feldern fand er „im Grunde“ einen einſam ſtehenden Holzbirnenbaum von ſchönem Schlage, er umwandelte ihn von allen Seiten, bis er den rechten Punkt gefunden hatte; nun ſetzte er ſich auf einen breiten Markſtein und zeichnete.

Viele Bauern kamen neugierig herbei und ſchauten zu, ſchnell verbreitete ſich von Mund zu Munde das Gerücht: der neu' Lehrer ſchreibt die Bäum' ab.

Der Lehrer zeichnete noch den Hügel gegenüber mit dem Haſelbuſch und der Brombeerenhecke, die ſich über einen Felſen wand, auch das Feldhäuschen, in dem man das Feldgeſchirr aufbewahrt oder bei Unwetter Schutz ſucht; zuletzt zeichnete er einen Bauern mit Pferd und Pflug als Staffage.

Es neigte ſich gegen Abend. Mit beruhigter Seele kehrte

der Lehrer heimwärts, unterwegs ſchloſſen ſich ihm mehrere Bauern an; ohne viel Umſtände zu machen, hielten ſie gleichen Schritt mit ihm und hatten gar viel zu fragen. So unbequem dieß dem Fremdling war, ſo ließ er ſichs doch gefallen, ſehr ungeſchickt aber war es, daß er auf die Frage: nicht wahr, es iſt eine ſchöne Gegend hier herum? die Antwort gab: „So, ſo, es geht an,“ er dachte, daß ſich hier nicht viel Maleriſches zu finden ſcheine und konnte das doch nicht ſagen. Da ihm die Plumpheit der Kirchthurmſpitze aufgefallen war, fragte er: „wer hat die Kirche gebaut?“

Die Leute ſahen ihn mit großen Augen an, ſie konnten ſich gar nicht denken, daß es einmal anders geweſen, daß es eine Zeit gegeben haben kann, da die Kirche noch nicht da war.

Zu Hauſe harrte der Lehrer auf den Buchmaier, der ihn ſeiner Erwartung nach abholen würde; es dämmerte, auf der Straße regte ſich lebendiges Treiben, nur der Lehrer ſaß ſtill am offenen Fenſter, er gedachte jetzt lebhafter als je, wie nothwendig ihm eine Lebensgefährtin ſei, die ihn verſtünde, damit er nicht mehr „unter ſo viel Larven die einzig fühlende Bruſt“ ſei.

Es war Freitag Abend, die jungen jüdiſchen Burſchen zogen nach ihrer Gewohnheit ſingend durch das Dorf; einſt war eine Stimme darunter, die jetzt nicht mehr ſo hell klingt. Man ſang mehr Lieder aus den Büchern. Als man an der Wohnung des Lehrers vorüberkam, wurde eben das ſchöne Lied begonnen:

Herz mein Herz, warum ſo traurig?
Und was ſoll das Ach und Weh?
’s iſt ja ſo ſchön in fremden Landen!
Herz mein Herz, was fehlt dir denn?

Nach und nach verklang das Lied nach dem obern Dorfe zu. Der Lehrer fühlte ſich in tiefſter Seele bewegt, er griff nach ſeiner Geige und ſpielte den Sehnſuchtswalzer; das waren im Dorfe nie gehörte Klänge, bald vernahm er, daß ſich viele Menſchen vor dem Hauſe geſammelt hatten; ſich ſelbſt und die Anderen zur Luſt aufrufend ſpielte er dann noch einen neuen muntern Walzer, Jauchzen und Lachen auf der Straße lohnte ihm.

Endlich ward es dem Lehrer doch zu lange, er verließ das Haus und fragte den ihm begegnenden Mathes nach dem Buchmaier.

„Kommet mit,“ ſagte Mathes „im Adler iſt er, und am Freitag Abend beſonders gern.“

Der Lehrer fand es zwar nicht recht, daß der Schultheiß ſo bei den Anderen im Wirthshaus ſaß, er ging indeß doch mit.

Im Adler traf er große Geſellſchaft und eifriges Geſpräch; die Juden, die großen Theils die ganze Woche nicht zu Hauſe ſind, ſaßen hier unter ihren chriſtlichen Mitbürgern und tranken; nur mit dem einzigen Unterſchiede, daß ſie weil Sabbath war, nicht dabei rauchten.

Eine Weile herrſchte Stille als der Lehrer in die Stube trat, bald nach dem Willkomm und nachdem der Buchmaier neben ſich Platz gemacht, fuhr dieſer fort:

„Wie geſagt, der Thiers hat mit einem fetten Stück Deutſchland Frankreich ſchmälzen wollen; proſ't Alter, dir hat man die Supp verſalzen, du wirſt nimmehr ſo ſchleckig ſein. Was meinet ihr Herr Lehrer?“

„Sie haben ganz recht, nur ſollten wir auch das Elſaß wieder haben.“

„Ja mornemorgen *, aber die Elſäßer wollen nicht; wie ich das letztmal in Straßburg geweſen bin, hab ich mich in die Seel' 'neingeſchämt wie ſie mich gefoppt haben, ob wir nicht wieder bald falſch Geld haben, das kein' Heimath hat? Ein rechtſchaffener Mann hat mir geſagt, die Beamten von drüben die wären lieber deutſch, bei uns ſind ſie am beßten bezahlt, ſind verſorgt auf Kinder und Kindskinder und haben Ruh', aber drüben iſt das anders; die Beamten machen das nicht aus. Und wenn's deutſch würd', wer ſolls kriegen? ein Sohn von dem falſchen Sechſer? es iſt, glaub ich, noch einer da? oder ein verlegtes hannöveriſch Zehnguldenſtück? Man thäts aber nicht einem geben, man thäts verſchnipfeln; ſie haben ja den Ueberrhein in drei Theil' verſchnitzelt, damit man's auch recht weiß, daß er deutſch iſt.“

Der Lehrer ſaß in ſtummem Erſtaunen nach dieſer Rede des Buchmaiers, da begann ein ſtarker wohlbeleibter Mann, deſſen ſtädtiſche Kleidung und eigenthümliche Redeweiſe den Juden nicht verkennen ließ:

„Ja, und die vielen Juden im Elſaß ließen ſich eher maſſakriren, ehe ſie deutſch werden thäten; drüben ſind ſie vollkommen gleich mit den chriſtlichen Bürgern, wir, wir bezahlen alle Steuern gleich, werden Soldaten wie die Chriſten und haben doch nur die halben Rechte.“

„Haſt recht Mendle, kriegſt aber nicht recht,“ erwiederte der Buchmaier.

---

* morgenfrüh, morn heißt immer ſo viel als am andern Tag.

Eine Pauſe entſtand, nach welcher der Buchmaier wiederum begann:

„Herr Lehrer, was haltet ihr von den Thierquälervereinen? kann man mir befehlen wie ich mit meinem Eigenthum umzugehen hab', darf man mich dafür ſtrafen?“

Der Lehrer ſah hierin wiederum nichts als die Rohheit dieſer Menſchen, mit großem Eifer vertheidigte er daher die Polizeimaßregeln wegen Mißhandlung der Thiere; der Buchmaier aber entgegnete:

„In der Stadt da kanns meinetwegen nöthig ſein, daß man die Leut' ermahnt das Vieh zu ſchonen, aber ſtrafen kann man's nicht; ſo ein Kutſcher oder Kutſchersknecht, oder ſo ein Livreebeamter, ich will ſagen Livreebedienter, der hat kein' rechte Lieb' zum Vieh, es iſt oft gar nicht einmal ſein eigen, und davon daß er's aufgezogen hat iſt gar nicht zu reden; bei uns aber, ich hab' ſchon geſehen, daß die Leut mehr heulen wenn ihnen ein Rind draufgeht, als wenn ihnen ein Kind ſtirbt.“

„Die Herren ſollten zuerſt die Bauern beſſer behandeln,“ ſagte Mathes, „der alt Amtmann, der hat ſeinem Hund die beßten Wörtle geben und die Bauern nur ſo angeſchnauzt; ſie ſollten zuerſt einen Verein ſtiften, daß keiner mehr Er zu einem Bauern ſagt.“

„Ja,“ ſagte der Buchmaier, „die Hauptſach' iſt, die Amtsleut wollen jetzt gern auch über das Vieh regieren. Ihr werdet ſehen, wenn's ſo fortgeht wird man über zehn Jahr' einem befehlen was er auf ſeinem Acker ſäen darf und wann er ihn brach legen muß; man kann ja auch ſeine Aecker quälen und kann ihnen zu viel zumuthen.“

„Wenn die Menſchen nicht ſo vernünftig ſind,“ ſagte der

Lehrer, „das gehörige Maaß in allen Dingen zu halten, ſo iſt der Staat verpflichtet das Gute durch Strafen einzuführen.“

„Nein und neun und neunzigmal nein!“ rief der Buchmaier, hielt aber plötzlich inne, ſei es, daß er ſeiner Heftigkeit den Zügel halten wollte, oder daß er in der That nichts vorzubringen wußte; er trank in langſamen Zügen, während deſſen ein Mann mit gerollten weißen und ſchwarzen Haaren, ſo was man Kümmel und Salz nennt, auf hochdeutſch ſagte:

„Man kann die Menſchen dafür ſtrafen, wenn ſie ſchlecht handeln, aber man kann ſie nicht zwingen gut zu ſein; eine durch's Geſetz erzwungene Güte iſt auch keine Güte mehr.“

„Hat Recht,“ ſagte der Buchmaier auf die Worte des Mannes, deſſen Rede trotz des Hochdeutſchen in dem ſingenden Tone des jüdiſchen Dialekts geſprochen war; der Lehrer aber ging nicht darauf ein. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er wie die gelehrten Herren auf die Gegenrede eines Juden that als ob ſie gar nicht vorgebracht worden wäre; vielmehr betrachtete er nur den Buchmaier als ſeinen Gegner, er fragte dieſen:

„Glauben Sie, daß der Staat ein Recht hat, die Leute durch Strafen zu zwingen ihre Kinder in die Schule zu ſchicken?“

„Freilich, freilich.“

“Ja warum denn?“

„Weil das in der Ordnung iſt.“

„Ja man hat doch aber kein Recht die Leute zu zwingen, daß ſie gut ſeien.“

„Man kann's aber ſtrafen wenn ſie ſchlecht ſind, und wer ſein Kind nicht in die Schul' ſchickt, der handelt ſchlecht, iſt's nicht ſo?“ ſchloß der Buchmaier zu dem gewendet, der vorhin das Wort für ihn ergriffen hatte.

„Gewiß,“ erwiederte dieſer, „der Staat iſt der Vormund derer, die nicht ſelber für ſich ſorgen und ſich nicht wehren können; wie er die Pflicht hat, ſich um ein Kind anzunehmen wenn ihm die Eltern ſterben, und ſo durch den Tod nicht mehr für es ſorgen können, ſo muß er auch ſolche, die durch Dummheit oder Schlechtigkeit ihre Kinder vernachläßigen, durch Strafen zu ihrer Pflicht zwingen.“

„Hat recht, hat rechtſchaffen recht,“ ſagte der Buchmaier triumphirend.

Ohne ſich an den wie ihm ſchien unberufenen Redner zu wenden, doch auch ohne ihn zu vermeiden, ſagte der Lehrer:

„Wenn der Staat der Vormund der Unmündigen iſt, derer, die ſich nicht ſelber helfen und wehren können, ſo hat er auch die Herrſchaft über das Vieh, das in gleichem Falle iſt wie die Kinder.“

„Aepfelſtiel und Birenſchnitz, wie kommen die Rüben in den Sack? das iſt gar kein Vergleich,“ ſagte der Buchmaier lachend: „Herr Lehrer, nichts für ungut, aber da habt ihr euch vergaloppirt; ich hab zu Haus ein Waiſenrind, das arm Thierle hat kein Vater und kein Mutter mehr, ich muß bigott morgen den Gemeinderath zuſammenkommen laſſen, man ſoll ihm einen Vormund ſetzen.“

Ein ſchallendes Gelächter erdröhnte in der ganzen Stube. Der Lehrer gab ſich alle Mühe ſeine Anſicht näher zu begründen, aber er konnte nicht mehr zu einer ordentlichen Auseinanderſetzung kommen; die ganze Verſammlung war ſeelenfroh, daß das zu ernſte Geſpräch endlich eine luſtige Wendung genommen hatte; nur ſo viel vermochte er darzulegen, daß er weit entfernt ſei, die Kinder und das Vieh in eine Reihe zu ſtellen.

„Davon iſt kein' Red'," ſagte der Buchmaier, „ihr habt ja da des Matheſen Hannesle einen Kuß gegeben, das thut man keinem Vieh. Aber jetzt iſt mirs wie wenn ich eine dreifache Verſicherung hätt', daß das mit den Thierquälervereinen nichts iſt als den Hühnern die Schwänz' 'naufbinden, ſie tragen's ſchon allein oben."

Die Heiterkeit ſteigerte ſich nun immer mehr, überall öffneten ſich die Schleußen eines nicht immer ſehr wähleriſchen Witzes; der Lehrer war nicht dazu aufgelegt ſich davon fortreißen zu laſſen, vielmehr ward er im Tiefinnerſten verſtimmt.

Mit jenem quälenden Gefühle, vor Mehreren ſeine Anſicht ausgeſprochen zu haben, ohne ſie ganz dargelegt zu haben und ohne ganz gehört worden zu ſein, verließ der Lehrer nun bald das Wirthshaus; er ſah es wohl ein, wie ſchwer es iſt eine Verſammlung von Erwachſenen in der gründlichen Erforſchung eines Gedankens zu leiten und ihn durchzukatecheſiren; bald aber verließ er dieſe Betrachtung wieder und ward überzeugt, daß er hier die Rohheit getroffen, die nicht in der eckigen und derben Natürlichkeit, ſondern in der ſelbſtgefälligen Mißachtung der Bildung und der verfeinerten Anſichten beſteht — er war ſehr betrübt. Der Vorſatz: ſich nur der bildſamen Kindheit und der reinen Natur hinzugeben, brfeſtigte ſich ſtets mehr in ihm.

Andern Tages, es war Samſtag, machte der Lehrer die Beſuche bei den Gemeinderäthen, er traf aber keinen zu Hauſe; er ging nun zuletzt zu dem alten Schullehrer. Man wies ihn nach einem Garten am Wege, hier waren die Beete nach der Schnur ſchön geordnet und mit Bux eingefaßt; der üppige Buchenzaun, der das Ganze einhegte, war ſchön geſchoren und nach genau abgemeſſenen Zwiſchenräumen erhob ein Stämmchen

nach dem andern ſeine gerundeten Zweige über den Haag. In der Mitte war ein Rondell, um welches ein mehrere Schuh hoher Bux einen natürlichen Kübel bildete, Blumen aller Art knoſpeten und blühten; man vernahm hinten am Garten, in der Nähe der Laube, ein Geſpräch, der Lehrer trat auf die beiden Männer zu und ſeinen Hut abziehend ſagte er:

„Kann ich den Herrn Schullehrer ſprechen?“

„Wir ſind zwei für einen, he he,“ ſagte der alte Mann, der hemdermelig die Hacke in der Hand hielt.

„Ich meine den alten Herrn Lehrer.“

„Das bin ich und das da iſt der Judenlehrer he he,“ erwiederte der Mann mit der Hacke, auf ſeinen ſabbathlich geputzten Nebenmann deutend.

„Das iſt mir lieb, daß ich Sie auch hier treffe, haben wir uns nicht geſtern geſprochen?“

„Als Sie mit dem Schultheißen ſprachen.“

Der alte Mann warf die Hacke weg, that die Pfeife aus dem Munde, griff ſchnell nach ſeinem Rocke und wollte ihn anziehen; unſer Freund aber verhinderte dieß.

„Wir brauchen vor einander keine Umſtände zu machen,“ ſagte er, „wir ſind ja Collegen, ich bin der neue Lehrer; gehört der Garten Ihnen eigen?“

„He he, wem denn? ja,“ erwiederte der Alte; alle ſeine Reden waren mit einem aus tiefer Bruſt geholten Lachen begleitet, „Grüß Gott in Nordſtetten,“ ſetzte er hinzu und reichte dem Angekommenen die Hand; dieſem war es als ob er die eiſerne Hand Berlichingens faſſe, ſo hart war ſie anzufühlen.

Der jüdiſche Lehrer ſtand in Verlegenheit da, ſeine gefalteten Hände auf einander reibend, er wußte nicht ſollte er dem Ange-

kommenen die Hand reichen oder nicht; er fürchtete zudringlich zu erſcheinen, da man ihn nicht aufgeſucht hatte, ſodann fühlte er ſich auch durch dieſe Nichtbeachtung beleidigt, er glaubte ſich durch Zuvorkommenheit etwas zu vergeben.

Die beiden Gefühle, Furcht vor Zudringlichkeit und Mißachtung auf der einen, und vor zu weit getriebener Empfindlichkeit auf der andern Seite, das ſind die beiden Schächer zwiſchen denen der Jude im geſellſchaftlichen Leben gekreuzigt iſt; ſie bleiben es ſo lange, als ſeine Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft keine geſicherte und vor Mißdeutungen geſchützte iſt.

Wie alle gebildeten Juden aus der älteren Generation hatte der jüdiſche Lehrer die Sätze der Schrift genau inne, er gedachte an die Bibelſtelle: „Liebet den Fremden, denn ihr waret ſelbſt Fremde im Lande Aegypten,“ und „betrübe den Fremden nicht, denn du weißt wie es ihm zu Muthe iſt;“ er gedachte der Freude, die ihm vor Jahren ein freundliches Entgegenkommen bereitet hatte; ſo ſtand er nun da, ſeine Lippen bewegten ſich ſtill, alle ſeine Geſichtsmuskeln zuckten, er trat endlich auf den Angekommenen zu, reichte ihm die Hand und hieß ihn mit beſonderer Herzlichkeit willkommen. Der Fremde ſagte:

„Sie können mir gewiß viel Anleitung geben meine Herren, über mein Verhalten dahier, ich bin hier ſo ganz fremd.“

„Ich kann mir das noch recht gut denken,“ nahm der jüdiſche Lehrer das Wort, „ich war auch blos auf Verfügung des Conſiſtoriums hieher gekommen und kannte keinen Menſchen, ich wünſchte mir oft, ich hätte eine Zeit lang incognito da bleiben können, um die Charaktere der Eltern genau zu beobachten, und ohne die Eltern, wiſſen Sie wohl, iſt auch bei den Kindern nichts auszuführen; bei mir war noch der beſondere Umſtand,

daß ich vor fünf und zwanzig Jahren zum erſtenmale eine geordnete Schule einzurichten hatte, was die Juden damals noch gar nicht kannten, ich kam mir in der erſten Zeit vor als wär' ich in eine fremde Welt verzaubert."

„Nun, du haſt dich bald verzaubern laſſen und haſt das ſchönſt' Mädle aus dem Ort geheirathet, he he, und das war auch recht," erwiederte der alte Mann; zu unſerm Freunde gewendet fuhr er fort, „ihr müſſet halt auch ein Mädle aus dem Ort heirathen."

Unſer Freund fuhr ſo beſtürzt zurück, daß er in ein wohlgeglättetes Beet trat, es war ihm als hätte ſich Alles gegen ihn verſchworen um ihn zu verkuppeln; nachdem er ſich über die angerichtete Zerſtörung entſchuldigt, ſagte er:

„Ich meine nur über mein Verhältniß zu den Eltern und den Kindern."

„Nur recht ſtreng," ſagte der Alte, die zertretene Stelle wieder aufhäckelnd, „von dem neuen Schulweſen verſteh ich nichts, da fragt man die Kinder: wer hat den Stuhl gemacht? als wenn man das nicht ſchon von ſelber wüßt; da lautiren ſie h. k. l. m. wie die Stummen, es gibt gar kein ABC mehr."

„Sie meinen alſo recht ſtreng?" erwiederte ablenkend unſer Freund.

„Ja, wie die Mannen im Dorf 'rumlaufen iſt keiner da der es nicht aus dem Salz von mir kriegt hat, und ſag du ob ſie nicht noch heutigen Tags allen Reſpekt vor mir haben?"

„Ganz gewiß," ſagte der jüdiſche Lehrer lächelnd, der Alte fuhr fort:

„Und wenn eine Luſtbarkeit im Dorf iſt, da darf man nicht den vornehmen Herrn ſpielen, der ſich's eine Weile ſo anguckt,

wie das dumme Volk doch auch luſtig ſein kann; nein, da muß man auch mitthun; Kreuz Himmel! ich hab die tollſten Streich' mitgemacht, den Balbiererstanz, den haben ſie von mir gelernt, und den Siebenſprung, den hab ich mit meiner Gret immer vorgetanzt, es juckt mir noch in den Beinen wenn ich daran denk."

„Sie waren aus der Gegend, Sie konnten ſchon eher ſo etwas mitmachen."

„Ich bin nicht aus der Gegend, Anno fünf iſt hier erſt Württembergiſch geworden, damals war Alles vorderöſterreichiſch, ich bin bei Freiburg daheim."

„Sie haben wohl viel erlebt?"

„Das will ich meinen. Die Leut', die jetzt dreißig Jahr alt ſind, die wiſſen gar nichts von der Welt, da geht Alles glattweg, wie auf der Kegelbahn; ſo ein Lehrer, ich mein euch nicht mit, aber was weiß denn jetzt ſo einer? wo iſt er in der Welt geweſen? In den Büchern iſt er geſteckt. Das geht jetzt Alles ſeinen geweiſten Weg, eins zwei drei, Schüler Seminariſt Lehrer. Ich war Soldat, ich war Muſikant, ich war Schreiber auf dem Amt in viererlei Herren Länder; ich hab' Ruſſen und Franzoſen und Sachſen und alles Teufelszeug mitdurchgemacht; ich hab' hier im Ort ein Buch angefangen gehabt mit der ſchönſten Fraktur, und denket nur einmal, grad wie ich beim F bin, kommen die Teufelsfranzoſen; da war's aus, die haben Fraktur mit einem geſprochen."

Nun erzählte der Alte, auf die Haue geſtützt, ſeine zwei Hauptgeſchichten; wie er nämlich einen Topf mit zweihundert Gulden im Keller vergraben hatte, den die Franzoſen doch fanden, wie er im grimmkalten Winter den Pfarrer nach Egels-

thal begleitete, um einer alten Frau die letzte Oelung zu geben, unterweges ihnen ein Koſake begegnete und dem Lehrer die fuchspelzenen Handſchuhe auszog; er war eben an einer ausführlichen Beſchreibung der Handſchuhe, als es eilf Uhr läutete, man verließ den Garten.

Unſer Freund ging noch im Geleite ſeines jüdiſchen Amtsgenoſſen bis zum Adler, dort hatte er ſich zur Koſt eingedungen.

Am andern Morgen erwarb ſich der Lehrer viel Lob durch ſein Orgelſpiel, aus einzelnen Gruppen, die ſich nach der Kirche gebildet hatten, hörte er mehrmals den Ausſpruch: „er kann's faſt gar wie der alt' Lehrer;" er ging nun zu dieſem und bot ihm das Orgelſpiel für die Mittagskirche an.

Der alte Mann lachte ganz überſelig und ſagte endlich, wie immer in ſchnell abgeſtoßenen Sätzen ſprechend: „Ja, ſie können was lernen die jungen Leut' wenn ſie wollen; ich war dritthalb Jahr Unterorganiſt im Münſter in Freiburg, he he; ja, der früher' hochmüthig' Profeſſor hat mich aus der Kirch vertrieben, ich bin ein ganz Jahr nicht 'neingegangen, ich hab dem ſein Gequicks nicht hören können, und ſpäter bin ich nur zum Amt und zur Predigt, beim Singen hab' ich davon laufen müſſen."

Der alte Lehrer ſpielte nun Mittags die Orgel, aber er machte mit dem heiligen Inſtrumente ſo luſtige Sprünge, daß der junge Mann oft den Kopf ſchüttelte; auf dem Antlitze aller anderen Anweſenden aber leuchtete zufriedene Heiterkeit.

Die Freundlichkeit gegen den alten Lehrer erregte dem neuen vieles Lob, darüber aber, daß er die Gemeinderäthe am Werktage beſucht hatte, da ſie doch nicht zu Hauſe waren, ward ihm eben ſo vieler Tadel; von beidem kam ihm nichts zu Ohren.

Montags begann die Schule. Der Pfarrer, ein freundlicher und edeldenkender Mann, führte den neuen Lehrer mit einer gehaltvollen Rede, im Beiſein des ganzen Gemeinderaths und Bürgerausſchuſſes, in ſeinen Wirkungskreis ein.

Von dem Tage an da die Schule begonnen hatte, aß der Lehrer nicht mehr im Wirthshauſe; das laute Leben und die Geſpräche dort ſtörten ihn, er wollte nachdem er die Schaar der Kinder entlaſſen, ganz allein ſein. Ueberhaupt zog er ſich ganz in ſich zurück, er verrichtete ſein Amt gewiſſenhaft, pflog aber mit Niemanden Umgang; nur bisweilen ging er mit dem jüdiſchen Lehrer oder mit dem alten ſpazieren. Ueber den Charakter des letzteren war er bald einig, der Geiſtesrichtung des erſteren aber, in der die ſtaatlichen und ſittlichen Angelegenheiten ſeiner Glaubensverwandten im Vordergrunde ſtanden, konnte er keine entſprechende Theilnahme widmen. Mit den übrigen Leuten im Orte, ſelbſt mit dem Buchmaier, ſtand der Lehrer noch ſo fremd wie am Tage ſeiner Ankunft, er ging nie ins Wirthshaus und geſellte ſich nie zu den abendlichen Kreiſen, die ſich vor den Häuſern bildeten; waren die Schulſtunden zu Ende, ſchweifte er einſam durch Wald und Feld, zeichnete oder ſchrieb in ſein Taſchenbuch, und wenn es Nacht war muſizirte oder las er.

Da wir die Zeichnungen nicht vorlegen und die Muſik nicht wieder aufſpielen können, ſo mögen hier die Taſchenbuchbemerkungen eine Stelle finden, unter dem Titel, den ihnen der Lehrer ſelbſt gab:

Feldweisheit

von

Adolph Lederer.

(Im Graſe liegend.) Bei allen Wiederbelebungen, in allem neuen Daſein ſind Rückſtändigkeiten mitten darunter gemiſcht; wenn man das Wieſengrün des Frühlings genau betrachtet, liegt viel verdorrtes überjähriges Gras zwiſchen und unter dem grünenden, es muß verfaulen und zum Dünger für das neue Leben werden; da ſchreien dann die Thoren: es iſt kein Frühling, es kann auch keiner kommen, ſeht hier die dürren Halme! Iſt es nicht auch im ganzen Leben des Geiſtes ſo? . . . . iſt der alte Schullehrer nicht auch ſo ein Stück dürres Gras? . . . . .

Mir iſt die ganze Natur ein Sinnbild des Geiſtes, ich meine immer ſie ſei nur die Larve hinter der das Geiſtesantlitz ſteckt; die armen Bauern! ſie leben mitten in der freieſten Natur wie in einem todten Hauſe, ſie ſehen in all den Feldern und Wäldern nur den Ertrag, die Zahl der Garben, die Säcke Kartoffeln, die Klafter Holz; ich aber ſchlürfe den Geiſtesduft der Schönheit, der darüber ſchwebt. Ich will hinwegſehen über die Menſchen, die da mitten unter dieſem glanzvollen Leben lichtlos einherwandeln, ich will mich erheben über all das niedere klägliche Treiben, und wie die Biene hier aus der unanfaßbaren

Diſtel Honig ſaugt, die dem Eſel blos zum derben Futter wird, ſo will ich den Honigſeim des Geiſtes aus Allem ziehen; ſteh mir bei du ewiger Geiſt und laß mich nicht denen gleich werden, die an der Scholle haften bis die Scholle über ihren Sarg rollt; und ihr! ihr großen Geiſter meiner Nation, deren Werke mich hieher begleitet, ſtärket mich und laßt mich ſtets zu euren Füßen ſitzen.

Jeder Acker hat ſeine Geſchichte, wüßte man die Wandlungen die ihn aus der einen Hand in die andere gebracht, die Schickſale und Gefühle derer, die ihn bearbeitet, es wäre die Geſchichte des Menſchengeſchlechts, ſowie ſeine geologiſche Bildung, tief hinab bis zum Mittelpunkt der Erde aufgedeckt, die Geſchichte des Erdballs aufzeigte.

Alles auf der Welt wird zur Nahrung oder zum ſonſtigen Verbrauch und Genuß für ein Anderes; nur der Menſch eignet ſich Alles an, er ſelber aber ſteht frei über der Erde, bis ſie ihren Mund aufthut und ſeinen Leichnam verſchlingt. Ich bin da auf eigene Weiſe zu dem trivialen Gedanken gelangt, daß der Menſch der Herr der Erde iſt; aber nur das iſt Wahrheit, eigene Erkenntniß, was wir auf eigenthümliche Weiſe wiederfinden.

Ich habe einmal gehört oder geleſen, daß nur da, wo die Anzahl der nützlichen Hausthiere die der Menſchen überſteige, ein behaglicher und glücklicher Zuſtand des allgemeinen Beſitzthumes ſei.

Iſt das wohl auch eine geiſtige Lehre, daß die Zahl der Unvernünftigen die der Vernünftigen überſteigen müſſe?

Es wäre ſchrecklich, wenn es ſo wäre, und doch.....

Es iſt entſchieden, daß die Bildung der Menſchheit erſt mit dem Ackerbau und durch denſelben begonnen hat. So lange die Menſchen ihre Nahrung nur ſuchten, ſei es durch Jagen, Fiſchen und dergleichen, ſtanden ſie noch faſt den Thieren gleich; erſt als ſie begannen, ſich die Nahrung vorzubreiten, indem ſie das natürliche Wachsthum beobachteten und lenkten, pflanzten und pflegten, hielten ſie an einem beſtimmten Boden feſt, mußten ſie die Geſetze der Natur erforſchen und entdecken, Einfluß auf das Leben der Außenwelt und ihrer Innenwelt gewinnen.

Der Ackerbau iſt die Wurzel aller Bildung in der Welt, aber die Ackerbauer ſelber haben die wenigſte Frucht davon. Muß das ſo ſein?

Auf der ſchwankenden Blume, die vom Winde geſchüttelt wird, klammert ſich die Biene feſt und ſaugt emſig den Honig; ſo auch genießet der Menſch das ſchwankende Erdenleben, und der Boden zittert unter ihm.

(Am Buchſee.) Ein Himmelstropfen, der in einen See fällt, bildet eine Weile ein Bläschen, dann zerplatzt er und vermengt ſich mit dem Sumpfe; in den lebenden Strom gefallen wird er ſelbſt ein Theil der lebendigen Welle. Iſt mein Daſein ein ſolcher Tropfen? Ich will, daß ich in einen lebendigen Strom aufgehe, es muß ſo ſein....

Alle Vögel fliehen den Regen, nur die Schwalben flattern luſtig darin.

Es erregt mir oft ein ſonderbares Gefühl, daß, wenn ich hinausgehe in das Feld um mir körperlich erquickliche Ermüdung zu holen, die Leute von der Arbeit ermüdet heimkehren; es iſt mir da oft faſt als müßt ich mich ſchämen, daß ich jetzt ſpazieren gehe.

Nur am Abend und am Morgen bemerkt man den ſchnellen Wechſel des Lichts, dieſer iſt aber den ganzen Tag, aufſteigend bis zum Mittag und von da abſteigend ebenſo.

Iſt nicht bei der Entwicklung des Menſchengeiſtes der gleiche Fall?

So oft ich auch ſchon den Sonnenuntergang betrachtete, nie war er gleich; das iſt die unendliche Mannigfaltigkeit der Natur, darum iſt ſie auch ewig ſchön und neu.

Beim Sonnenuntergang glaubt man immer, von der Stelle wo man ſteht bis nach Weſten hin reicht das Abendroth, da iſt noch Licht, rückwärts gekehrt erſcheint Alles dunkel; diejenigen aber, die weiter hinten ſtehen, glauben es reiche nur noch bis zu ihnen. So bemißt jedes den Horizont nach ſeinem Standpunkte, und wer das untergehende Licht betrachtet, glaubt es reiche nur noch bis zu ihm.

Warum iſt ein Sonnenuntergang für die meiſten Menſchen anſprechender als ein Sonnenaufgang?

Iſt es, weil dieſen die Wenigſten oft ſehen, oder weil das Verſchwindende, das Sterbende, näher zu uns ſpricht? Ich glaube nicht. Beim Sonnenuntergang erhält das Schauſpiel einen zart geheimnißvollen Abſchluß in der Nacht und der da-

rauf folgenden Ruhe; der Sonnenaufgang aber hat keinen Abſchluß, ihm folgt das helle Licht, die Unruhe und das lärmende Gewühl des Tages. Schön iſt das Sterben! o ich ſehne mich......

(Hinter'm Schloßhag.) Wenn man einen Pfoſten in die Erde rammt, muß man die einzugrabende Spitze brennen, damit ſie nicht faule; wen die Flamme des Geiſtes berührt, der kann nicht ſterben.

Aus der Haut des einen Thieres ſchneidet man das Riemenwerk für Zaum und Zügel und die Einjochung des Andern. Die Anwendung iſt leicht.

Wenn man einem einen Weg zu kurz angibt, ermüdet er doppelt; dieß kömmt wohl von der ſtets geſpannten Erwartung, am Ziele zu ſein.

Ich habe mir den Weg zu meinem Lebensziele auch zu kurz gedacht.

Beim Mähen darf man nur kleine Schritte machen und geradaus, je dünner der Klee ſteht, um ſo müder wird man beim Mähen; da fährt man mit der Senſe auf dem harten Boden herum und in die Luft hinaus und hat am Ende nichts erſchafft. Wie vieldeutig iſt das!!

Vom Futter und Allem was man grün heimthut, entrichtet man keinen Zehnten.

Beim Kornſchneiden muß man die abgeſchnittene Frucht

ſtets hinter ſich legen, da iſt Raum dafür, vorwärts ſtehen die neuen Halme, die zu ſchneiden ſind; ſo muß es auch mit unſern fertigen Thaten ſein, wir müſſen ſie aus unſerm Geſichtskreiſe legen und das vor uns ſtehende Neue in Angriff nehmen.

Wenn ich von Ferne die bald ſich erhebenden bald ſich niederbeugenden Schnitter anſehe, iſt es mir oft als ob ſie ein zerimoniöſes Gebet verrichteten.

Da wird der neue Zaun am Schloßgarten mit grüner Oelfarbe angeſtrichen, dürres Holz fault in Wind und Wetter wenn man es nicht mit Farbe bekleidet; die Natur hat über alle ihre Geſchöpfe eine ſchützende Oberhaut ausgebreitet, die Menſchen aber reißen die natürlichen Rinden und Glaſuren ab, dann müſſen ſie eine künſtliche auftragen.

Iſt die Bildung vielleicht nichts als eine Oelfarbe, die den natürlichen Schmelz erſetzt? Nein, ſie iſt erhöhte, ſie iſt die wahre Natur; dieſe Menſchen, wie ſie hier ſind .....

Der alte Zimmermann Valentin iſt ſo vergeßlich, er geht mit der Peitſche über der Schulter ſeinen Weg und ſagt immer vor ſich hin: Hio! ohne zu merken, daß ſeine Kühe ſchon dreißig Schritte hinter ihm einen andern Weg gegangen ſind. Ergeht es nicht auch manchen Herrſchern gerade ſo?

In einem Garten an der Straße ſteht eine Trauerweide, deren Aeſte in allerlei Ellipſen, Zirkel, ſchiefe und rechte Winkel

zuſammengebunden wurden und nun ſo in einander verwachſen ſind.

Ja, die Aeſte des Trauerbaumes, die Zweige des Schmerzens ſind am leichteſten zu biegen, da laſſen ſich die Menſchen gar wunderlich verſchnörkeln; aber die zähe Naturkraft macht die herben Krümmungen von Neuem ausſchlagen. Warum nur die Bauern die verſchnörkelte Natur ſo lieben? warum ſie die Trauerweide, den ſchönſten aller Bäume ſo mißhandeln? Vielleicht liegt es tief in der menſchlichen Natur, mit dem was das ganze Jahr die ernſteſte Beſchäftigung darbeut, auch einmal zu ſpielen .....

(Am Kreuz im Schießmauernfeld.) Ich habe früher nie über Juden nachgedacht, obgleich in meinem Geburtsorte auch Juden wohnten; ich erinnere mich nur, daß ich als kleines Kind auch die Judenknaben meines Alters verhöhnte und wenn ich konnte ſchlug.

Es kömmt uns nicht ein, über unſer Verhältniß zu den Juden nachzudenken, ſo wenig wir über unſer Verhältniß zu den Pferden nachdenken; im Gegentheil, durch die Bibel bekömmt jedes Chriſtenkind die Empfindung, daß ihm jeder einzelne Jude etwas Böſes gethan, ein geheimnißvoller Abſcheu ſetzt ſich dann in der Seele des Kindes feſt, ich dachte mir immer alle Juden räudig; ein Kind kann ein Thier liebkoſen, nie aber einen Juden.

Hier habe ich Gelegenheit, oft mit Juden zu verkehren, der jüdiſche Lehrer iſt ein vorurtheilsfreier Mann von Bildung wie ich noch ſelten einen getroffen, er weiß mehr von der Theologie

als von den Naturwiſſenſchaften; iſt das bei allen Juden ſo? In ſeinem Unterrichte iſt mehr Geiſtreiches, weniger Methode und Stetigkeit; das iſt für minder begabte Kinder nicht gut. Als ich zum erſtenmale die Synagoge beſuchte, war es mir ganz eigen zu Muthe: hier, in die ſchwarzen deutſchen Tannenwälder haben ſich dieſe ebräiſchen Worte vom Libanon verloren, und doch, iſt nicht auch unſere Religion von dort her? Noch mehr, das alte Rom konnte die Deutſchen nicht beſiegen, ſie nicht römiſch reden lehren, das neue vollbrachte es; hier auf den fernen Bergen ertönt allſonntäglich in der Kirche die römiſche Sprache.

Meinem Hauſe gegenüber iſt der ſogenannte Brandplatz, dort ſtand das Haus in dem eine ganze jüdiſche Familie, Großmutter, Schwiegertochter und fünf Enkel verbrannt ſind; jetzt ſpielen die Kinder am liebſten auf dieſer Stätte, eine ſolche Ruine bietet ſonſt ſeltene Verſtecke. An den ſchwarzen Wänden klettern die rothwangigen Buben umher und tollen und jubeln; ſo baut ſich überall ſchnell neues Leben auf, wo die Flammen einſt gewüthet, tummelt ſich ſorglos das junge Geſchlecht, es iſt auch in der Weltgeſchichte ſo.

Drinnen im Dorfe haben ſie heute den Hammeltanz aufgeführt.

Solche Dinge paſſen nicht mehr in unſere Zeit, ſie gehören in das Mittelalter; da ſah wohl der Gutsherr vom Schloßerker herab der Fröhlichkeit ſeiner Leibeigenen zu, er hatte ihnen den Hammel und die Schnur geſchenkt und ſteuerte wohl auch das

gewinnende Paar mit einem kleinen Leben aus; jeʒt hat alles das keine Bedeutung mehr, man ſollte es abſchaffen.

Manchmal verliert ſich von der Tanzmuſik drinnen im Dorfe ein Klang zu mir heraus in das Feld, nur die ſchmetternden Töne der großen Trompete ſind es, die ich abgeriſſen vernehme; ſo auch ſtehen dieſe Bauern fern von der großen Harmonie der Geiſteswelt, nur wenn die große Trompete erſchallt, oder die große Trommel gerührt wird, dringt ein abgeriſſener Klang zu ihnen und ſie ſchreiten eine Weile im Marſchtakte der Zeit, von dem lieblichen Adagio, von dem friedlichen Zuſammenklingen wiſſen und hören ſie nichts.

Es iſt gut, daß immer noch Plätzchen auf der Welt ſind, die Niemanden gehören, wo die Armen ihr Gras ſammeln können, das ſind die Raine, Anwände oder wie man ſie nennen mag; wo aber der Fuß des Menſchen kaum mehr einen Halt findet, da klettert noch die Z'ege, die Genoſſin der Armen, umher um ſich ein friſches Kraut oder ein ſchmackhaftes Läublein zu holen.

An den Holztagen dürfen die Armen von den grünenden Bäumen ſich die dürren Aeſte aneignen, ich habe einmal die ſchöne Deutung geleſen, daß die gütige Natur dieſes Gewohnheitsrecht aufſtellte und von ihrem reichen Tiſche den Armen abgibt. Die Armen und das dürre Holz — —

Auch das Unkraut in den Kornfeldern gehört Niemanden, das jäten die Armen aus und es iſt nahrhaftes Futter; fragſt

du nun noch: wozu das Unkraut? Vielleicht iſt es auch mit vielem andern ſo .....

Dieſer Blätter ſind die Ausbeute von dreien Monaten, während welcher der Lehrer in den Feldern umherſchweifte; ſie hatten ihm manche üble Nachrede zugezogen, denn die Leute konnten gar nicht begreifen, was er immer einzubuchen habe, und ſie erſchöpften ſich in allerlei Vermuthungen. Man wird bemerkt haben, daß er auch manche gewöhnliche Erkundigung einzog, die ihm noch neu war; die Leute ſahen ihn groß an und ſchüttelten die Köpfe, ſie konnten gar nicht begreifen, wie man ſo etwas nicht nicht wiſſen könne.

Es iſt gewiß ſchon Vielen begegnet, daß wenn ſie einen Bauern um den Weg nach dem nächſten Orte befragten, der Angeredete ſtutzte, weil er glaubte man necke ihn, dann aber eine Erklärung gab, die auf der Vorausſetzung beruhte, daß man die Oertlichkeiten kenne; es geht aber auch vielen Gebildeten ſo, weil ihnen ihr gewohnter Geſichts- nnd Ideenkreis klar iſt, meinen ſie das begriffe jeder und ſie verſtändigen ſich nur halb.

Der Lehrer war im Dorfe noch ſo unbekannt, daß Niemand ſeinen Namen wußte; eines aber hatte Jeder erfahren, nämlich, daß der Lehrer aus Lauterbach ſei, an dieſes heftete ſich nun die Spottſucht, man wollte es ihn entgelten laſſen, daß er ſo ſtolz und zurückgezogen war. Abends, wenn die Burſchen wußten daß der Lehrer zu Hauſe war, rotteten ſie ſich vor ſeinen Fen-

ſtern zuſammen und ſangen unaufhörlich den Lauterbacher; weil man auch wußte, daß er ein ſtrenger Vertheidiger des Vereins gegen Thierquälerei war, wurde ein gewöhnliches Lied zum Draufſetzen oft geſungen, es lautete:

Jetzt iſcht des Liadle aus,
Jetzt ſpeir i do e Maus:
Such i 'rum und find ſe,
Nehm i e Meſſer und ſchind ſe,
Stich ihr d' Augen aus
No haun i e blinde Maus.

Dieſe „Gemeinheit" ärgerte den Lehrer, er wußte aber noch immer nicht, was alles das zu bedeuten habe, bis ſich endlich der Studentle zu den Burſchen geſellte; obgleich er verheirathet war, ſtand er doch bei jedem muthwilligen Streiche obenan, er brachte nun einen neuen Vers, der oft wiederholt wurde:

Z' Lauterbach bin ich ſo ſtolz gebor'n,
Stolz das iſt meine Manier;
Ei wär' ich doch wieder in Lauterbach,
Da wär' ich in meinem Revier.

Jetzt merkte der Lehrer, was dieſe Zuſammenrottungen zu bedeuten hatten; in ſeiner tiefſten Seele trauerte er, daß dieſe Menſchen, denen er doch nur wohlwollte, ihn ſo mißhandelten. Drinnen trauerte der Lehrer, draußen aber wurde das Gejubel

immer lauter; da rafſte er ſich auf, er wollte an das Fenſter treten und ein Wort der Verſtändigung ſprechen, glücklicherweiſe fiel aber ſein Blick auf die Geige, er nahm ſie von der Wand und ſpielte friſchweg die Melodie des ihn verfolgenden Liedes. Drunten horchte man ſtill auf, nur verhaltenes Kichern ließ ſich vernehmen; aber der Geſang begann bald wieder und der Lehrer begleitete ihn mit der Geige, ſo oft man auch wieder anfing.

Endlich trat er an das Fenſter und ſagte hinaus:

„So, hab' ichs recht gemacht?"

„Ja," erſcholl die allgemeine Antwort, und von dieſem Abende an blieb der Lehrer von dem Liede verſchont, denn man wußte, daß es ihn nicht mehr ärgere.

Von dieſer Zeit an nahm ſich indeß der Lehrer vor, freundlicher und geſprächſamer gegen die Leute zu ſein; er erkannte, daß er nicht nur in der Schule, ſondern auch außer derſelben Pflichten gegen die Menſchen habe, mit denen er gemeinſam lebte.

Die Ausführung dieſes Vorſatzes wurde ihm bald treulich belohnt.

Eines Sonntags nach der Mittagskirche ging er durch die am Hügel gelegene Straße „Bruck" genannt, da ſah er eine alte Frau vor einem Hauſe ſitzen, ſie hatte die Hände in einander gelegt und ihr Kopf wackelte; er ſagte freundlich:

„Guten Tag, nicht wahr, der Sonnenſchein thut Ihnen gut?"

„Dank ſchön, lieber Menſch," erwiederte die Alte, oft mit dem Kopfe nickend.

Der Lehrer blieb ſtehen.

„Sie haben ſchon manchen Sommer erlebt," ſagte er.

„Acht und ſiebenzig, es iſt ein' ſchöne Zeit, ſiebzig Jahr ein Menſchenleben heißt es in der Schrift; es iſt mir oft, wie wenn mich der Tod vergeſſen hätt', nun, unſer lieber Herrgott wird mich ſchon holen wenn's Zeit iſt, er weiß wohl ich verlauf ihm nicht."

„Sie können aber doch noch immer gut fort?"

„Nimmeh recht — der Krampf — aber das thut gnt," ſie zeigte auf die grauen Fädchen, die ſie um die beiden Arme gebunden hatte, an denen die Venen geſchwollen waren.

„Was iſt denn das?"

„Ei, das hat eine reine Jungfrau geſponnen, des Morgens nüchtern mit ihrem Munde und hat drei Vaterunſer dabei gebetet; wenn man das unbeſchrieen um den Arm thut und dabei neunmal das Gebet in unſers Herrgotts heilige drei Nägel ſagt, ſo ſtillt's den Krampf, ich muß ſo viel huſten," ſagte ſie wie zur Entſchuldigung ihrer oft unterbrochenen Rede auf ihre Bruſt deutend.

„Wer hat denn die Fäden geſponnen?" fragte der Lehrer.

„Ei mein' Hedwig, mein Enkele, kennet ihr denn die nicht? wer ſind ihr denn?"

„Ich bin der neue Lehrer."

„Und da kennet ihr mein Hedwig nicht? ſie iſt ja eine von den Kirchenſängerinnen; ſag mir nur auch ein Menſch, was das für eine Welt iſt, da kennt der Lehrer die Kirchenſängerinnen nicht nehr.

Ich bin auch Kirchenſängerin geweſen, man hört mir's jetzt nimmeh an mit meinem Huſten; ich bin ein ſauber's Mädle geweſen, ja, ich hab mich dürfen ſehen laſſen, und alle Jahr war das Jahreſſen, da war der Pfarrer und der Schulmeiſter dabei;

o! wie ſind da g'ſpäſſige Lieder geſungen worden, der bairiſche Himmel und ſo Sachen, das iſt jetzt auch nimmeh, ja die alt' Welt iſt eben aus und vorbei."

„Sie haben wohl ihr Enkelchen ſehr lieb?"

„Es iſt ja das jüngſt', o! mein' Hedwig die iſt noch eine von der alten Welt, die hebt mich und legt mich und da iſt kein unſchön Wörtle; ich wollt's ihr gunnen, daß ich bald ſterben thät, ſie muß ſo viel daheim bleiben wegen meiner, und wenn ich geſtorben bin will ich auch recht für ſie beten im Himmel."

„Sie beten wohl recht viel."

„Ja, was kann ich beſſeres thun? Mit dem Schaffen iſt es aus.

Ich kann auch ein Gebet, das die Seelen vom Mond gerad in den Himmel bringt und daß die Seelen gar nicht ins Fegfeuer brauchen. Die heilig Mutter Gottes hat einmal zu Gott Vater geſagt: Lieber Mann, ich kann das nimmeh hören, wie die armen Seelen im Fegfeuer ſchreien und heulen, es geht mir durch Mark und Bein, und da hat er geſagt: Nu meinetwegen, du darfſt ihnen helfen. Und da iſt in dem Tyrol einem Mann der acht Kinder gehabt hat ſein' Frau geſtorben, und da hat der eben ganz ſchrecklich gejammert wie man ſie auf den Kirchhof tragen hat, und da iſt alle Morgen die Mutter Gottes kommen, hat die Kinder geſtrehlt und gewäſchen und die Betten gemacht, und da hat der Mann lang nicht recht gemerkt, wer das thut, und da iſt er endlich zum Pfarrer gangen, und da iſt der ganz früh mit dem Heilig kommen, und da hat der geſehen wie die Mutter Gottes zum Fenſter 'naus iſt, ſchneeweiß, und da iſt das Gebet auf der Simſe gelegen, und da hat man da ein' Kirch hingebaut."

„Dieſes Gebet kennen Sie?“ ſagte der Lehrer ſich neben der Alten auf die Bank ſetzend.

„Ihr müſſet nicht ſo Sie ſagen“, begann die Alte vertraulicher werdend, „das iſt nicht der Brauch.“

„Habt ihr noch mehr Enkel?“ fragte der Lehrer.

„Noch fünf und auch vierzehn Urenkel, und von meinem Conſtantin krieg' ich auch bald eins, kennet ihr meinen Conſtantin nicht? der hat auch geſtudirt, er iſt ein Wilder, aber ich hab' nichts über ihn zu klagen, gegen mich iſt er alleweil gut.“

Plötzlich kam hinter dem Hauſe hervor ein Mädchen, dem ein ſchneeweißes Huhn auf dem Fuße folgte; „Hent ihr guate Naoth Ahne?“ fragte das Mädchen im Vorübergehen, es ſchaute kaum eine Weile auf; der Lehrer war ſo betroffen, daß er unwillkürlich aufſtand und nach der Mütze griff.

„Iſt dieß euer Enkelchen?“ fragte er endlich.

„Freilich.“

„Das iſt ja prächtig,“ ſagte der Lehrer.

„Nicht wahr, es iſt ein ſauber's Mädle? der alt' Schmiedjörgli ſagt ihm immer, wenn es das Dorf hineinkommt, es wär' grad wie ſein' Ahne. Der Schmiedjörgli iſt noch der einzig von denen jungen Burſch, mit denen ich getanzt hab'; jetzt iſt es grad wie wenn wir hundert Stund von einander wären, er ſitzt drinnen im Dorf und kann nicht zu mir kommen und ich nicht zu ihm; wir müſſen halt warten bis wir halbwegs auf dem Kirchhof zuſammen kommen, und da treff' ich die ganz' alt' Welt, und im Himmel da gehts erſt recht an, mein guter Hansadam muß lang warten bis ich zu ihm komm', die Zeit wird ihm lang werden.“

„Euch haben gewiß alle Leute im Dorfe gern," ſagte der Lehrer.

„Wie's in den Wald 'neinhallt, hallt's 'raus, wenn man jung iſt möcht' man gern alle Leut' auffreſſen, die einen aus Lieb und die anderen aus Aerger; wenn man alt iſt, da laßt man einem jeden ſein Sach. Ihr glaubet's gar nicht, was die Leut' hier ſo gut ſind, ihr werdet's auch noch erfahren, ſeid ihr denn auch ſchon viel in der Welt 'rumkommen?"

„Faſt gar nicht. Mein Vater war auch Schullehrer, er ſtarb als ich kaum ſechs Jahre alt war, bald darauf ſtarb auch meine Mutter; ich wurde nun in das Waiſenhaus gebracht, blieb dort, zuerſt als Zögling dann als Inzipient und Hülfslehrer, bis ich dieſen Frühling hieher verſetzt wurde. Ja, liebe gute Frau, es iſt ein hartes Loos, wenn man ſich kaum mehr erinnert, daß einen die Hand der Mutter berührt hat."

Die Hand der alten Frau ſtreifte ihm plötzlich über das Geſicht, es war dem Lehrer in der That als ob ihn eine höhere Macht berührte, er ſaß da mit geſchloſſenen Augen und die Augapfel zitterten und bebten, die Wangen glühten; wie erwachend faßte der die Hand der Alten und ſagte:

„Nicht wahr, ich darf euch auch Großmutter heißen?"

„Rechtſchaffen gern du guter lieber Menſch, es kommt mir auf ein Enkele mehr oder weniger nicht an, und ich wills probiren und will dir deine Strümpf' ſtricken, bring mir auch die zerriſſenen."

Mit einem erhabenen Wohlgefühl ſaß nun der Lehrer bei der alten Frau, er wollte gar nicht weggehen; die Vorübergehenden ſtaunten, daß der ſtolze Menſch ſich ſo vertraulich mit der alten Maurita unterhielt.

Endlich kam ein Mann aus dem Hauſe, die Augen reibend, ſich reckend und ſtreckend.

„Haſt ausg'ſchlafen Johannesle?“ fragte die Alte.

„Ja, aber mein Kreuz thut mir noch ſträflich weh von dem Schneiden.“

„Es wird ſchon wieder gut, unſer Herrgott läßt einem vom Schaffen keinen Schaden zukommen,“ erwiederte die Mutter.

Der Lehrer dachte daran, wie ihm das Bücken der Leute als zerimoniöſes Gebet vorgekommen war. Nach gegenſeitigen Begrüßungen begleitete er nun den Johannesle hinaus in das Feld.

Johannesle liebte eine Unterhaltung, bei der man nichts zu trinken brauchte und die auf dieſe Weiſe nichts koſtete; er war daher entzückt von der Liebenswürdigkeit und Geſcheitheit des Lehrers, denn dieſer hörte ihm aufmerkſam zu: die Darlegung ſeines Hausweſens, die Geſchichte des Conſtantin und noch vieles Andere.

Am Abend erzählte Johannesle allen Leuten, der Lehrer ſei gar nicht ſo ohne, er könne nur nicht recht mit der Sprache heraus, er könne den Rank * nicht kriegen.

Der Lehrer aber ſchrieb als er nach Hauſe kam in ſein Taſchenbuch: „Die Frömmigkeit allein erhält den Menſchen auch noch im Alter liebenswürdig, ja ſie macht heilig und anbetungswerth, die Frömmigkeit iſt die Kindheit der Seele; wenn faſt wieder das Kindiſchwerden hervortritt, verbreitet ſie eine anmuthige glorienhafte Milde über das ganze Weſen. Wie hart, herb

* Mit einem Fuhrwerk geſchickt um eine Ecke biegen nennt man: den Rank kriegen.

und häßlich ſind genußſüchtige ſelbſtſüchtige Menſchen im Alter, wie erhaben war dieſe Frau, ſelbſt in ihrem Aberglauben!“

Noch etwas Anderes ſchrieb der Lehrer in ſein Taſchenbuch, aber er ſtrich es alsbald wieder aus. In herber Selbſtanklage ſaß er lange einſam, endlich ging er hinaus auf die Straße, ſein Herz war ſo voll, er mußte unter Menſchen ſein; der Geſang der Burſchen, der weithin ſchallte, durchzitterte ſeine Bruſt und er ſagte: „Wohl mir, es iſt gekommen, daß der Geſang der Menſchen mich noch tiefer faßt als der Geſang der Vögel; ich höre den brüderlichen Ruf, o Gott! ich liebe euch Alle!“

So wandelte er noch lange durch das Dorf, im Herzen traulich zu Allen ſprechend, aber kein Wort kam über ſeine Lippen; ohne zu wiſſen, wie es gekommen war, ſtand er plötzlich vor dem Hauſe Johannesle's in der Bruck: Alles ſtille ringsum, nur aus der untern Stube, wo die Leibgeding-Wohnung der Großmutter war, vernahm man eintöniges Murmeln des Gebetes.

Erſt ſpät in der Nacht kehrte der Lehrer heim, Alles war ſtille, nur hier und dort vernahm man das leiſe Wiſpern zweier Liebenden; als er endlich in ſeine Stube eintrat, wo Niemand war, der ihm auf ſeine Reden eine Antwort gab, der nach ihm aufſchaute und ihm gleichſam ſagte: freue dich, du lebſt und ich lebe mit dir — da betete er laut zu Gott: „Herr! laß mich das Herz finden, das mein Herz verſteht.“

Am andern Tage wußten die Kinder gar nicht, warum der Lehrer heute ſo überaus fröhlich dreinſah; in der Zwiſchenſtunde ſchickte er des Matheſen Hannesle in den Adler und ließ ſagen, man brauche ihm das Eſſen nicht zu ſchicken, er wolle ſelbſt hinkommen.

Es war mißlich, daß der Lehrer ſich mit ſo hochfliegenden Gedanken dem Leben um ihn her näherte; er konnte ſich wohl zurückhalten, ſeine eigenen Empfindungen den Anderen mitzutheilen, dem aber konnte er nicht ſteuern, daß ihm manches Häßliche und Widrige vor die Augen gerückt wurde.

In der Wirthsſtube traf er das Bärbele, das in der Schenke ſtand, in eifrigem Geſpräch mit einer andern Frau.

„Gelt,“ ſagte Bärbele, „ſie haben dir geſtern Abend den deinen wüſt heimbracht, er hat ſtark auf ein' Seite geladen gehabt; wenn ich's geſehen hätt', daß ſie ihm Branntwein ins Bier ſchütten, ich hätt' ſcharf ausgefegt.“

„Ja,“ ſagte die Frau, „er war ganz erbärmlich zugerichtet, er war grad wie ein voller Sack.“

„Ja, und du ſollſt dich noch ſo ſchön bedankt haben, was haſt denn geſagt? ſie haben ſo gelacht, es hat gar kein End' nehmen wollen.“

„Ich hab halt geſagt ſag ich: Ich dank ſchön ihr Mannen, vergelt's Gott; da haben ſie mich gefragt: für was denn? da hab' ich geſagt ſag ich: Bedankt man ſich ja wenn man einem ein' Wurſt bringt, warum wird man ſich nicht für ein' ganze Sau bedanken?“

Der Lehrer legte die Gabel weg als er dieſe Rohheit vernahm, bald aber aß er wieder weiter, indem er lächelnd darüber nachdachte wie das Unglück und die Leidenſchaft ſo oft witzig mache.

Bei allen Gefühlsverletzungen, die der Lehrer durch die Art und Weiſe der Bauern empfand, wendete er ſich aber nicht mehr an die Mutter Natur, ſondern an die Großmutter Maurita, die ihm über die Art, wie die Menſchen hier lebten, manchen

Aufſchluß gab. Viele Leute ſagten daher, die alte Frau hätte den Lehrer behext, dem war aber nicht ſo; ſo gerne er ſich auch an ihrem liebevollen Herzen erlabte, konnte man doch eher ſagen: die Hedwig hatte es ihm angethan, obgleich er ſie nur einmal geſehen und noch kein Wort mit ihr geſprochen hatte. „Hent ihr guate Raoth Ahne?" Dieſe Worte wiederholte er ſich oft, ſie klangen ihm ſo innig, ſo melodiſch, trotzdem ſie in dem derben Dialekte geſprochen waren, ja dieſer ſelber hatte eine gewiſſe Milderung und Anmuth dadurch erhalten.

Mit aller Macht ſeiner früheren Vorſätze ſtemmte ſich unſer Freund gegen die Hinneigung zu einem Bauernmädchen, aber wie es immer geht, die Liebe findet Auswege genug; ſo ſagte ſich auch der Lehrer: „Gewiß iſt ſie das wiedergeborene Ebenbild der guten Großmutter, nur friſcher, von der Sonne der neuen Zeit durchleuchtet. Hent ihr guate Raoth Ahne?"

Eines Abends ſaß der Lehrer wiederum bei der Alten, da kam das Mädchen hochgeröthеten Antlitzes mit der Sichel in der Hand vom Felde heim, ſeine Schürze hielt es behutſam aufgeſchlagen, es trat nun zur Großmutter und reichte ihr aus der Schürze die in Haſelblätter eingehüllten Brombeeren.

„Du weißt doch was der Brauch iſt Hedwig, zuerſt wartet man den Fremden auf," ſagte die Großmutter.

„Langet naun zua Herr Lehrer," ſagte das Mädchen frei aufſchauend; der Lehrer nahm erröthend eine Brombeere.

„Iß auch mit," ſagte die Großmutter.

„I dank, eſſet's naun ihr mit einander, 's ſoll euch wohl bekommen."

„Wo haſt's denn brochen?" fragte die Großmutter.

„Neabe aunſerm Acker im Grund, ihr könnet jo die Heck,“ ſagte das Mädchen und ging in das Haus.

Es war dem Lehrer ganz eigen zu Muthe, daß von der Hecke, die er am erſten Mittage ſeines Hierſeins gezeichnet, ihm Hedwig jetzt die reife Frucht brachte.

Hedwig kam bald wieder aus dem Hauſe, die weiße Henne folgte ihr auf dem Fuße.

„Wohin ſo ſchnell wieder Jungfer Hedwig,“ fragte der Lehrer, „wollet ihr euch nicht ein wenig zu uns ſetzen?“

„Ich dank ſchön, ich will noch bis zum Nachteſſen ein bisle 'nüber zum alten Lehrer *.“

„Wenn's erlaubt iſt begleit' ich euch,“ ſagte unſer Freund, und ohne eine Antwort abzuwarten ging er mit.

„Kommet ihr oft zum alten Lehrer?“

„Freilich, er iſt ja mein Vetter, ſein Weib iſt die Schweſter von meiner Ahne geweſen.“

„So? das freut mich herzlich.“

„Warum? habt ihr mein' Baſ' gekannt?“

„Nein, ich mein nur ſo.“

Man war an dem Garten des alten Lehrers angelangt, Hedwig ſchloß ſchnell die Gartenthüre hinter ſich und ließ die Henne draußen, die wie eine Schildwache hier harrte.

„Wie kommt's,“ fragte der Lehrer, „daß euch das Huhn ſo nachläuft, das iſt ja etwas ganz Seltenes.“

Hedwig ſtand verlegen da und zupfte an ihren Kleidern.

„Dürfet ihr mir's nicht ſagen?“ fragte der Lehrer wieder.

---

* Hedwig ſprach zwar immer ganz im Dialekt, zum beſſern Verſtändniß geben wir es aber möglichſt hochdeutſch wieder.

„Ja, ich darf, ich kann, aber — ihr dürfet mich nicht auslachen und müſſet mir verſprechen, daß ihr's nicht weiter ſaget, ſie thäten mich ſonſt foppen."

Der Lehrer faßte ſchnell die Hand des Mädchens und ſagte: „Ich verſprech's euch hoch und heilig;" er ließ die Hand nicht mehr los, und verlegen zur Erde ſchauend ſagte das Mädchen:

„Ich, ich hab', ich hab' das Hühnle ausgebrütet; die Gluckhenn' iſt verſcheucht worden und da hat ſie die Eier liegen laſſen, und wie ich das einzig Eile gegen das Licht gehoben hab', hab ich geſehen daß ſchon ein Köpfle drin iſt, und da hab ichs halt zu mir genommen . . . . ihr müſſet mich nicht auslachen, aber wie das Hühnle 'rauskommen iſt, da hab ich mich vor Freud gar nicht zu halten gewußt; ich hab ihm ein Federbettle gemacht, hab ihm Brod gekaut und hab's geäzt, und es iſt ſchon am andern Tag auf dem Tiſch 'rumgelaufen, es weiß Niemand was davon als mein' Ahne; da iſt mir jetzt das Hühnle ſo treu, wenn ich ins Feld geh' muß ich's einſperren, daß es mir nicht nachlauft. Geltet, ihr lachet mich nicht aus?"

„Gewiß nicht," ſagte der Lehrer, und ging noch eine Strecke Hand in Hand mit Hedwig, dann aber verwünſchte er die Ordnungsliebe und Sparſamkeit des alten Lehrers, der den weitern Weg ſo eng gemacht hatte, daß man nicht neben einander gehen konnte.

Unſer Freund war ſehr erzürnt, als der alte Schullehrer mit ungewöhnlich ſchnellem Lachen den beiden Ankommenden zurief:

„Kennet ihr ſchon einander? hab' ich dir's nicht ſchon lang geſagt Hedwig, du mußt einen Schullehrer kriegen?"

Dieſes unzeitige Anfaſſen einer kaum knospenden Blüthe

that unſerm Freunde in tiefſter Seele weh, doch er bemeiſterte ſeine Empfindlichkeit und ſchwieg; er ſtaunte aber, daß Hedwig, als ob nichts geſagt worden wäre, begann:

„Vetter, ihr müſſet morgen eure Sommergerſte in den Holzſchlägeläckern ſchneiden, ſie iſt überzeitig und fällt ſonſt ganz um.“

Es wurde wenig geſprochen, Hedwig ſchien ſehr müde, ſie ſetzte ſich auf die Bank vor einem Baume; die beiden Lehrer ſprachen nun mit einander, aber unſer junger Freund ſah das Mädchen dabei immer ſo durchdringend an, daß es ſich mehrmals mit der Schürze über das Geſicht fuhr, es meinte, es müſſe in der Küche, als es die Kartoffeln ans Feuer geſtellt hatte, ſich ruſig gemacht haben. Unſer Freund hatte aber ganz andere Dinge zu bemerken, es fiel ihm jetzt zum erſtenmale auf, daß Hedwig mit dem linken Auge ein wenig ſchielte; dieß war aber keineswegs unangenehm, vielmehr gab es dem Ausdrucke etwas Weiches und Scheues, was zu der übrigen Bildung des Geſichtes wohl paßte: die feine ſchlanke Naſe, der überaus kleine Mund mit den kirſchrothen Lippen, die runden zartrothen Wangen — die Blicke des jungen Mannes ſchweiften mit Wohlgefallen darauf umher; endlich, da er ſeinem Collegen mehrere verkehrte Antworten gegeben hatte, merkte er daß es Zeit zum Gehen ſei, er verabſchiedete ſich daher und Hedwig ſagte:

„Gut Nacht Herr Lehrer.“

„Erhalte ich nicht auch noch eine Gutnachthand?“

Hedwig verſteckte ſchnell ihre beiden Hände auf dem Rücken.

„Bei uns fragt man nicht, bei uns nimmt man ſich die Hand, he he,“ ſagte der alte Lehrer.

Unſer Freund ließ ſich dieſe Weiſung nicht zweimal geben,

er ſprang hinter den Baum um die Hand Hedwigs zu faſſen, dieſe aber wendete ihre Hände ſchnell nach vornen.

Der Lehrer getraute ſich nicht mit ihr zu ringen, und ſo ſprang er noch mehrmals vor= und rückwärts, bis er zuletzt ſtolperte und vor Hedwig niederfiel; ſein Haupt lag in ihrem Schooße auf ihrer Hand, ſchnell beſonnen drückte er einen heißen Kuß auf dieſe Hand und nannte ſie im Geiſte ſein; ſo blieb er eine Weile ohne ſich zu erheben, bis endlich Hedwig mit beiden Händen ſeine Wangen bedeckend ihn emporhob; verworren um ſich ſchauend ſagte ſie:

„Stehet auf, ihr habt euch doch nichts gethan? gucket, das kommt von denen Späſſ', ihr müſſet euch nur von meinem Vetter da nichts anlernen laſſen."

Der Lehrer ſtand auf und Hedwig bückte ſich ſchnell nieder, um ihm mit der innern Seite ihrer Schürze die beſchmutzten Kniee zu reinigen; der Lehrer aber duldete das nicht, ſein Herz pochte ſchnell da er dieſe demuthvolle Beſcheidenheit ſah. Bald ſtand er wieder geſäubert da und ſagte Hedwig abermals gute Nacht, ſie blickte zur Erde, weigerte ihm aber ihre Hand nicht mehr.

Schwebenden Ganges ging der Lehrer dahin, es war als ob er den Boden kaum berührte, als ob eine höhere Macht ihn trüge; ein unnennbares Kraftgefühl durchſtrömte ſein innerſtes Mark, ihm war ſo leicht und frei, alle Leute ſchauten ihn verwundert an, denn er lächelte ihnen ganz offen zu. —

So ſchnellem Wechſel iſt aber ein Menſchengemtüh hingegeben, daß bald nach dem erſten Jubel der Lehrer in trüber Selbſtanklage zu Hauſe ſaß: „Du haſt dich von einer Leidenſchaft zu ſchnell hinreißen laſſen," ſagte er ſich, „iſt das die Feſtigkeit?

an ein ungebildetes Bauernmädchen haſt du dich hingegeben, weggeworfen — Nein, nein, aus dieſem Antlitze ſpricht die Majeſtät einer zarten ſanften Seele." Noch mancherlei Gedanken ſtiegen in ihm auf, er kannte jetzt das Bauernleben, und noch ſpät ſchrieb er in ſein Taſchenbuch: „Das ſilberne Kreuz auf ihrem Buſen iſt mir ein ſchönes Sinnbild der Heiligkeit, Unnahbarkeit und Unberührtheit."

Hedwig aber hatte zu Hauſe keinen Biſſen zu Nacht gegeſſen, ihre Leute zankten ſie, ſie habe zu viel geſchafft, ſie habe gewiß noch dem Lehrer in der Gartenarbeit geholfen; ſie verneinte und machte ſich bald zu ihrer Großmutter, mit der ſie in Einem Zimmer ſchlief.

Noch lange nach dem Nachtgebet ſagte ſie, als ſie die Großmutter huſten hörte und nun wußte daß ſie auch noch wach ſei:

„Ahne, was hat denn das zu bedeuten, ein Kuß auf die Hand?"

„Daß man die Hand gern hat."

„Weiter nichts?"

„Nein."

Wieder nach einer Weile ſagte Hedwig: „Ahne."

„Waſele *?"

„Ich hab' was fragen wollen, ich weiß aber nimmehr."

„Nun ſo ſchlaf jetzt, du biſt müd, wenn's was Gut's iſt wird's morgen früh auch nicht zu ſpät ſein, es wird dir ſchon einfallen."

Hedwig wälzte ſich aber ſchlaflos im Bett umher, ſie überredete ſich, daß ſie nicht ſchlafen könne, weil ſie den Hunger

* Was und le.

übergangen habe; ſie würgte nun mit aller Gewalt ein Stück Brod hinab, das ſie für alle Gefahren bereit gehalten hatte.

Der Lehrer war indeß auch mit ſich in's Reine gekommen. Anfangs hatte er ſich vorgenommen ſich ſelber und ſeine Neigung zu prüfen, eine Zeit lang Hedwig gar nicht mehr zu ſehen; endlich aber gelangte er doch zu dem weiſeren und erfreulicheren Entſchluſſe, Hedwig im Gegentheile recht oft zu ſehen und ihre Geiſtesbildung auf allerlei Weiſe zu prüfen.

Andern Tages ging er nun zu ſeinem alten Collegen und forderte ihn zum Spaziergange auf; er ſah es wohl, ſchon um Hedwigs willen mußte er hier in ein näheres Verhältniß treten. Der alte Mann ging eigentlich nie ſpazieren, die Gartenarbeit verſchaffte ihm Bewegung genug; die Einladung unſeres Freundes erſchien ihm jedoch als Ehrenbezeugung und er ging mit.

Es war auffallend, wie wenig Geſprächsſtoffe bei dem alten Manne Feuer fingen, ſie waren immer wieder eben ſo ſchnell aus als ſeine Pfeife, für die er alle fünf Minuten Feuer ſchlug. Von Hedwig wollte der junge Mann nicht unmittelbar ſprechen, aus den Beſtrebungen des Alten ſelber wollte er ſchon Manches ſchließen.

„Leſet ihr auch bisweilen noch Etwas?“ fragte er daher.

„Nein, faſt gar nichts, es kommt mir auch doch nichts dabei heraus, wenn ich auch alle Bücher auswendig könnte, was hätt ich davon? ich bin penſionirt.“

„Ja,“ erwiederte der junge Mann, „man vervollkommnet ſeinen Geiſt doch nicht blos um des äußern Nutzens willen, den man daraus ziehen mag, ſondern um ein erhöhtes inneres Leben zu gewinnen, um immer tiefer und klarer zu ſchauen; Alles

auf Erden und zumal das höhere Geiſtesleben muß zuerſt Zweck für ſich —"

Der Alte ſchlug ſich mit großer Gemüthsruhe Feuer, unſer Freund hielt mitten in einer Auseinanderſetzung inne, die ihm erſt ſeit kurzem anfgegangen war; eine Weile ſchritten die beiden wortlos neben einander, dann fragte der Jüngere wieder:

„Nicht wahr, aber Muſik macht ihr immer gern?"

„Das will ich meinen, da ſitz' ich oft halbe Nächt' und feile, da brauch ich kein Licht, verderb mir die Augen nicht, hab' Unterhaltung und brauch keinen Menſchen dazu."

„Und ihr vervollkommnet euch darin ſo weit ihr könnt?"

„Warum nicht? gewiß."

„Ihr habt doch aber auch keinen Nutzen davon," ſagte der junge Mann, der Alte ſchaute ihn verwundert an, jener aber fuhr fort: „Wie euch die Muſik und eure Ausbildung darin Freude bereitet, ohne daß ihr einen Nutzen davon wollt, ſo könnte und ſollte es wohl auch mit dem Leſen und der Geiſtesbildung ſein; aber es geht hiemit oft gerade ſo wie vielen Leuten, die ſich nicht mehr mit der gehörigen Sorgfalt kleiden, weil ſie Niemanden haben auf deſſen Gefallen ſie ein beſonderes Gewicht legen. Ich hörte vorgeſtern wie ein junger Burſche einer jungen Frau über ihren nachläßigen Anzug Vorwürfe machte, „ei," ſagte ſie, „was liegt jetzt da dran? ich bin jetzt ſchon verkauft, der mein' muß mich halt haben wie ich bin." Als ob man ſich eines äußern Zweckes, nur Anderer wegen ſorgfältig kleide, und nicht weil es die eigene Natur, die Selbſtachtung verlangt; ſo geht es auch Vielen mit der Geiſtesbildung, weil ſie ſie blos des äußern Zweckes wegen betrieben, laſſen ſie davon ab, ſobald der Zweck erreicht oder nicht mehr da iſt.

Wer aber ſeine geiſtige Natur, ſeinen geiſtigen Leib wenn ich ſo ſagen kann, achtet und ſchätzt, wird ihn immer ſchön und rein erhalten und ihm ſtets mehr Kraft zu geben ſuchen."

Der junge Mann erkannte erſt jetzt, daß er eigentlich ein lautes Selbſtgeſpräch gehalten hatte, er fürchtete indeß nicht den Alten beleidigt zu haben, denn er ſah deſſen vollkommene Gleichgültigkeit; mit ſchwerem Herzen erkannte er von Neuem, wie mühevoll es ſei, die höheren allgemeinen Gedanken und Anſchauungen an Mann für Mann zu verzapfen. „Wenn der alte Lehrer ſo harthäutig iſt, wie wird es dir erſt bei den Bauern gehen," dachte er; ſo ſchritten ſie eine ſtille Weile dahin, bis der jüngere wieder begann:

„Meinet ihr nicht auch, daß man in unſerer Zeit viel frommer, oder wenigſtens grad ſo fromm iſt als in der alten Zeit."

„Frommer? In's Teufels Namen, man war in der alten Zeit auch nicht letz *, aber man hat nicht ſo viel Aufhebens, ſo viel Geſchmus ** davon gemacht; z'litzel und z'viel verdirbt alle Spiel' he he."

Wieder war Stille.

Endlich fand der junge Mann den rechten Gegenſtand, indem er fragte:

„Wie war's denn in früheren Zeiten mit der Muſik?"

Da lebte der Alte ganz auf, er hielt Zunder und Stahl in der Hand ohne ſich Feuer zu ſchlagen, denn er ſagte:

„Das iſt heutigen Tages nur noch ein Gedudel. Ich war

---

* verkehrt.

** Geſchmus, von den Juden entlehnter Ausdruck, ſo viel als unnöthige Redensart.

dritthalb Jahr' Unterorganiſt im Münſter zu Freiburg, Herr! das iſt eine Orgel, ich hab den Abt Vogler drauf gehört, im Himmel kann's nicht ſchöner ſein als der geſpielt hat.

Hernach hab' ich auch auf mancher Kirchweih aufgeſpielt. Früher hat man meiſt Geigen gehabt, auch eine Harf' und ein Hackbrett, jetzt haben ſie nichts als Blasinſtrumente, große Trompeten, kleine Trompeten, Klappentrompeten, Alles nichts als Wind und viel Geſchrei. Und was verdient jetzt ſo ein Muſikant bei einer Kirchweih? Vor Zeiten waren drei Mann vollauf, jetzt müſſens ſechs ſieben ſein; ſonſt waren kleine Stuben, kleiner Baß und groß Geld, jetzt — große Stuben, großer Baß und klein Geld.

Ich bin einmal mit zwei Kameraden im Schabacherthal 'rumzogen, da ſind uns die Federnthaler von allen Seiten zugeflogen; einmal haben ſich zwei Orte ſchier todtgeſchlagen, weil mich ein Jedes hat zur Kirchweih haben wollen."

Nun erzählte der Alte eine ſeiner Hauptgeſchichten, wie ihn nämlich ein Ort wegen ſeines guten Geigenſpiels als Lehrer angenommen, die Regierung aber einen andern mit Dragonern einſetzen wollte, wie ſich das ganze Dorf revoltirte, ſo daß es am Ende doch bei ſeiner Beſtallung blieb.

„Hat denn euer Anſehen als Lehrer nicht darunter gelitten, wenn ihr auf den Kirchweihen ſpieltet?" fragte der junge Mann.

„Im Gegentheil, ich hab' hier im Ort mehr als fünfzigmal geſpielt und ihr werdet keinen ſehen, der nicht die Kapp vor mir lupft."

Der Redefluß des Alten war in ununterbrochenem Gange bis man wieder in den Garten zurückgekehrt war; unſer Freund harrte aber hier umſonſt auf die Ankunft Hedwigs, ſie kam nicht.

So ward doch der anfängliche Vorſatz erfüllt, er ſah Hedwig eine lange lange Zeit nicht, nämlich einen ganzen Tag.

Andern Tages ging unſer Freund wieder allein in das Feld, er ſah den Buchmaier, der auf einem großen breiten Acker mit einem Pferde, das vor eine Art Walze geſpannt war, arbeitete.

„Fleißig Herr Schultheiß?“ ſagte der Lehrer, er hatte ſich nun ſchon die bräuchlichen Anreden gemerkt.

„So ein bisle,“ erwiederte der Buchmaier und trieb ſeinen Gaul noch bis ans Ende des Feldes nach dem Wege zu, dann hielt er an.

„Iſt das der Fuchs,“ fragte der Lehrer, „den ihr ſelben Tag als ich angekommen bin, eingewöhnt habt?“

„Ja der iſt's, das freut mich daß ihr auch daran denket; ich hab gemeint, ihr denket allfort blos an eure Geſchriften.

Gucket, mit dem Gaul iſt mir's ganz beſonders gangen: ich hab' meinem Oberknecht ſeinen Willen gelaſſen und hab' ihn gleich Anfangs zweiſpännig eingewöhnen wollen, aber es iſt nicht gangen; ſo ein Füllen, das ſein Lebtag noch kein Geſchirr auf dem Leib geſpürt hat, das ſchafft ſich ab und zieht und thut und bringt doch nichts rechts zuweg, wenn es ſcharf anzieht und mit den Sträng' ein bisle vor iſt, ſo macht es den Nebengaul nur irr, daß er gar nichts mehr thut und nur ſo neben her lottert; wenn man's allein hat, ſo lernt es ſtet thun und zappelt ſich nicht ſo für nichts ab, wenn ein Gaul einmal allein gut iſt, nachher geht er auch ſelbander gut, und man kann ſchon eher 'rauskriegen wie ſtark der Nebengaul ſein muß.“

Aus mancherlei Anwendungen, die der Lehrer von dieſer Rede machte, ſagte er nur dieſe laut:

„Es geht auch bei den Menſchen ſo: zuerſt muß man für

ſich allein etwas geweſen ſein, ehe man in Gemeinſchaft gut arbeitet und tüchtig iſt."

„Daran hab' ich noch nicht dacht, aber es iſt wahr."

„Iſt das die neue Säemaſchine, die ihr da habt? was ſäet ihr denn?"

„Reps."

„Findet ihr es nun mit der Maſchine nützlicher als mit der früheren Art zu ſäen?"

„Wohl, es wird gleicher, iſt aber nur für große Aecker; Bauern, die nur ein klein Schnipfele haben, das man wohl mit einer Handvoll überlangen kann, die ſäen beſſer mit der Hand."

„Ich muß geſtehen, für mich hat das Säen mit der Hand etwas Anſprechendes; es liegt eine ſinnige Deutung darin, daß das Samenkorn zuerſt unmittelbar in der Hand des Menſchen ruht, dann hingeſchleudert eine Weile frei in der Luft ſchwebt, bis es von der Erde angezogen in den Boden fällt um zu verweſen und neu aufzugehen; findet ihr das nicht auch?"

„Es kann ſein, ich merk' aber eben erſt, daß man den Säeſpruch nicht mehr gut ſagen kann mit der Maſchine; nun, man kann's doch dabei denken."

„Welchen Säeſpruch?"

„Früher hat man bei jeder Handvoll, die man ausgeſtreut hat, geſagt:

Ich ſäe dieſen Samen,
Hier in Gottes Namen,
Für mich und die Armen."

„Dieſer Spruch ſollte nicht aufhören.“

„Ja, wie geſagt, man kann's ja auch ſo denken oder auch ſagen; es iſt eben nützlicher mit der Maſchine.“

„Finden ſolche neue Erfindungen hier leicht Eingang?“

„Nein. Wie ich zum erſtenmal' meine Ochſen jeden in ein beſonder' Joch geſpannt hab', iſt das ganze Dorf nachgelaufen; wie ich nun gar das Ding da vom landwirthſchaftlichen Feſt heimbracht hab und zum erſtenmal' mit 'naus bin, da haben mich die Leut' für närriſch gehalten.“

„Es iſt doch traurig, daß die Verbeſſerungen ſo ſchwer bei dem gewöhnlichen Volke Eingang finden.“

„Oh Fuchs, Oha!“ ſchrie der Buchmaier ſeinem unruhig ſcharrenden Pferde zu, dann es feſter haltend fuhr er fort: „Das iſt gar nicht traurig Herr Lehrer, im Gegentheil, das iſt recht gut; glaubet mir, wenn die Bauersleut' nicht ſo halsſtarrig wären und jedes Jahr das Verſucherles machen thäten, das die ſtudierten Herren aushecken, wir hätten ſchon manches Jahr hungern müſſen; Oha Fuchs! ihr müſſet euch in der Landwirthſchaft ein bisle umſehen, ich will euch ein paar Bücher geben.“

„Ich will zu euch kommen, ich ſehe, das Pferd will nicht mehr ſtillhalten; ich wünſch geſegnete Arbeit.“

„B'hüt's Gott,“ ſagte der Buchmaier über den letzten Gruß lächelnd.

Der Lehrer ging ſeines Weges, der Buchmaier fuhr in ſeiner Arbeit fort; kaum war aber erſterer einige Schritte weiter als er den Buchmaier den Lauterbacher pfeifen hörte, er ſchreckte ein wenig zuſammen, denn er war noch nicht frei von Empfindlichkeit und war geneigt, dieß für Spott zu halten, bald

aber ſagte er ſich wieder: der Mann denkt gewiß nichts Arges dabei — und darin hatte er recht, denn der Buchmaier dachte nicht nur nichts Arges, ſondern gar nichts dabei, die luſtige Weiſe war ihm eben ſo in den Mund gekommen.

In einer Feldſchlucht, wo er ſich zuerſt umgeſehen, damit ihn Niemand bemerkte, ſchieb der Lehrer in ſein Taſchenbuch:

„Die ſtetige und faſt unbewegliche Macht des Volksthums, des Volksgeiſtes, iſt eine heilige Naturmacht; ſie bildet den Schwerpunkt des Erdenlebens, und ich möchte wiederum ſagen die vis inertiae im Leben der Menſchheit.

Welchen unglückſeligen Schwankungen wäre die Menſchheit hingegeben, wenn alsbald jede ſittliche, religiöſe und wirhſchaftliche Bewegung die der Geſammtheit würde! Erſt was die Schwankung verloren, erſt was Stetigkeit, ich will ſagen was ruhige Bewegung geworden, kann hier einmünden; hier iſt das große Weltmeer, das ſich in ſich bewegt . . . .

Ich will das Leben und die Denkweiſen dieſer Menſchen heilig achten, aber ich will es verſuchen . . . . . .“

Was der Lehrer verſuchen wollte, war hier nicht ausgedrückt, aber er hatte auf glückliche Weiſe an manchen Enden des Dorflebens angeknüpft.

Hedwig ſprach er mehrere Tage nicht, er ſah ſie wohl einigemal als er bei der Großmutter war, aber ſie ſchien ſehr beſchäftigt und huſchte nur immer mit kurzen Reden vorbei, ja, ſie ſchien ihm faſt auszuweichen, er wartete in Geduld eine Zeit der Ruhe ab.

Wohl bewegte die Liebe zu dem Mädchen mächtig ſein Herz, aber auch die ganze Welt des Volksthums, die ſich ihm aufſchloß, ſchwellte ihm die Bruſt; er ging oft wie traumwandelnd

umher, und doch war er noch nie ſo ſicher und feſt im Leben geſtanden als eben jetzt.

Manche Trübſal und Störung erfuhr auch der Lehrer durch den Studentle. Dieſer war begierig zu erfahren, was der Lehrer mit ſeiner Großmutter zu „baſen" habe; er geſellte ſich daher mehrmals zu den beiden.

Wenn ein tieferer Gemüthston angeſchlagen wurde, fuhr er mit luſtigen Spöttereien drein.

Als der Lehrer fragte: „Großmutter, gehet ihr gar nie in die Kirche?" erwiederte der Studendtle ſchnell: „Ja Großmutter, euch gedenkts vielleicht noch wer die Kirch' gebaut hat; der Herr Lehrer möcht's gern wiſſen, er will aber doch die Kirch im Dorf laſſen."

„Sei ſtill du," erwiederte die Großmutter, „wenn du was nutz wärſt wärſt du jetzt Meiſter in der Kirch und wärſt Pfarrer;" zu dem Lehrer gewendet fuhr ſie fort: „ſchon ſeit fünf Jahren bin ich nicht in der Kirch geweſen, aber am Sonntags merk' ich ſchon daheim am Läuten wann das Heilig gezeigt wird und wann die Wandlung iſt, da ſag ich dann die Litanei allein; alle Jahr zweimal kommt der Pfarrer und gibt mir das Abendmahl, er iſt gar ein herziger Mann unſer Pfarrer, er kommt auch ſonſt zu mir."

„Meinet ihr nicht Herr Lehrer" begann der Studentle, „daß meine Großmutter eine Aebtiſſinn comme il faut wäre?"

Die Großmutter ſchaute den beiden verwundert ins Geſicht da ſie ſo fremde Worte über ſich hörte, ſie wußte nicht was das zu bedeuten habe.

„Allerdings“ ſagte der Lehrer „aber ich glaube, daß ſie auch ſo eben ſo fromm ſein und eben ſo ſelig werden kann.“

„Gucket ihr's Ahne,“ ſagte der Studentle frohlockend, „der Herr Lehrer ſagt's auch, daß die Pfarrer kein Bröſele mehr ſind als andere Menſchen.“

„Iſt das wahr?“ fragte die Alte betrübt.

„Ich meine ſo,“ begann der Lehrer, „es können ja alle Menſchen ſelig werden, aber ein echter Geiſtlicher, der fromm und gut iſt und eifrig für das Seelenheil ſeiner Nebenmenſchen ſorgt, der hat eine höhere Stufe.“

„Das mein' ich auch,“ ſagte die Alte, dem Lehrer ſtand der Angſtſchweiß auf der Stirne, der Studentle aber fragte wieder:

„Sind ihr nicht auch der Meinung Herr Lehrer, daß die Geiſtlichen heirathen ſollten?“

„Es iſt Kirchengeſetz, daß ſie nicht heirathen dürfen, und wer bei vollem Bewußtſein Geiſtlicher geworden iſt, muß ſein Geſetz halten.“

„Das mein' ich auch,“ ſagte die Alte mit großer Heftigkeit, „die wo heirathen wollen, das ſind Fleiſchteufel, und man heißt's Geiſtlich und nicht Fleiſchlich; ich will euch was ſagen, gebet dem da kein' Antwort mehr, laſſet euch euer gut Gemüth nicht verderben, der hat heut' wieder ſeinen gottloſen Tag, er iſt aber nicht ſo ſchlecht wie er ſich ſtellt.“

Der Studentle ſah, daß bei ſeiner Großmutter nichts auszurichten war und ging mißmuthig davon, auch der Lehrer entfernte ſich bald; wieder war ihm ein ſchönes zartes Verhältniß hart angefaßt worden, erſt zu Hauſe gelangte er zur Ruhe und ſtählte ſich gegen die unvermeidlichen Eingriffe von Außen.

Am Sonntag gelang es unſerm Freunde endlich wieder, Hedwig in Ruhe zu ſprechen; er traf ſie bei dem alten Lehrer im Garten, ſie ſaß mit ihm auf der Bank, die beiden ſchienen nichts geſprochen zu haben.

Nach einigen gewöhnlichen Redeweiſen begann der Lehrer: „Es iſt doch eine hohe erhabene Sache, daß der ſiebente Tag durch die Religion geheiligt und aller Arbeit entledigt iſt; wenn wir uns vorſtellen, daß das nicht ſo wäre, die Leute würden vor übermäßiger Anſtrengung ſterben.

Wenn man in dieſer hohen Erntezeit z. B. Tag für Tag ohne Unterlaß arbeiten würde, bis Alles vollbracht wäre, Niemand könnte es aushalten."

Hedwig und der alte Mann ſahen zuerſt über dieſe Rede verwundert drein, dann aber ſagte Hedwig:

„Ihr ſind wohl ſchon hier geweſen, wie's der Pfarrer in der Heuet erlaubt hat, daß man am Sonntag das Heu wenden darf, weil es ſo lang geregnet hat und Alles erſtickt wär'; ich bin auch mit 'naus ins Feld, aber es iſt mir geweſen, wie wenn jede Gabel voll Heu doppelt ſo ſchwer ſei, es iſt mir grad geweſen, wie wenn mich einer am Arm halten thät', und den andern Tag und die ganz' Woch war mir's wie wenn die ganz Welt verkehrt wär' und ſchon ein Jahr lang kein Sonntag mehr geweſen ſei."

Freudeſtrahlend blickte der Lehrer Hedwig an, ja, das war die Großmutter; zu dem alten Manne gewendet ſagte er aber:

„Ihr müſſet euch noch der Zeit erinnern als man in Frankreich die Dekaden einführte." –

„Dukaten? die kommen ja aus Italien."

„Ich meine Dekaden, man verordnete nämlich, daß nur alle

zehn Tage ein Ruhetag ſein ſolle, da wurden ebenfalls alle Menſchen krank; die Zahl Sieben wiederholt ſich auf eine geheimnißvolle Weiſe in der ganzen Natur und darf nicht verrückt werden."

„Das war ja verrückt, alle zehn Tage einen Sonntag, he he," ſagte der alte Mann.

„Wiſſet ihr auch die Geſchicht' von dem Herrn, wo in der hieſig' Kirch in Stein gehauen iſt, mit dem Hund?" fragte Hedwig.

„Nein, erzählet ſie."

„Das war auch ſo einer, der den Sonntag nicht heilig gehalten hat. Es war ein Herr —"

„Der Herr von Iſenburg und Nordſtetten," ergänzte der Alte.

„Ja," fuhr Hedwig fort, „man ſieht in Iſenburg nur noch ein paar Mauern von ſeinem Schloß; der hat nun auch nichts auf keinen Sonntag und keinen Feiertag gehalten, und hat Nichts auf der Welt lieb gehabt als ſeinen Hund, der war ſo groß und bös wie ein Wolf. Am Sonntag und Feiertag hat er die Leut' gezwungen, daß ſie haben Alles ſchaffen müſſen, und wenn ſie nicht gutwillig gegangen ſind, iſt der Hund von ihm ſelber auf ſie geſprungen und hat ſie ſchier verriſſen, und da hat er, der Herr, gelacht und hat dem Hund den Namen Sonntag gegeben. Er iſt nie in die Kirch gegangen als ein einzigmal, wie man ſein' einzig' Tochter kopulirt hat; er hat den Hund, wo Sonntag geheißen hat, mit in die Kirch nehmen wollen, er iſt aber nicht dazu zu bringen geweſen, und er hat ſich vor der Kirch auf die Schwell hingelegt bis ſein Herr wieder 'rauskommen iſt. Wie nun der 'rausgeht, ſtolpert er über den Hund, fällt hin und

iſt maustodt, und da iſt auch ſein' Tochter geſtorben, und die ſind jetzt beide mit ſammt dem Hund in der Kirch in Stein gehauen. Man ſagt der Hund ſei der Teufel geweſen, und ſein Herr hab' ſich ihm verſchrieben gehabt."

Der Lehrer ſuchte zu beweiſen, daß dieſe Sage ſich erſt durch das Vorhandenſein des Denkmals gebildet habe, daß die Adeligen ſich gerne mit Wappenthieren abbilden laſſen u. ſ. w.; er fand aber wenig Anklang und ſchwieg.

Niemand war geneigt das Geſpräch weiter fortzuſetzen, Hedwig machte mit ihrem Fuße ein Grübchen in den Sand, der Lehrer nahm hier zum erſtenmale Gelegenheit die Kleinheit ihres Fußes zu bemerken.

„Leſet ihr nicht auch mitunter am Sonntag?" begann er ſo vor ſich hin, Niemand antwortete, er blickte Hedwig beſtimmt an, worauf ſie erwiederte:

„Nein, wir machen uns ſo Kurzweil."

„Ja womit denn?"

„Ei, wie ihr nur ſo fragen könnet; wir ſchwätzen, wir ſingen und hernach gehen wir ſpazieren."

„Nun, was ſprechet ihr denn?"

Das Mädchen lachte laut und ſagte dann: „das hätt' ich mein Lebtag nicht denkt, daß man mich das fragt; geltet Vetter, wir beſinnen uns nicht lang drauf? Jetzt wird bald mein' Geſpiel', des Buchmaiers Agnes, kommen, da werdet ihr nimmehr fragen was man ſchwätzt, die weiß eine Kuhhaut voll."

„Habt ihr denn noch gar keine Bücher geleſen?"

„Ja freilich, das G'ſangbuch und d' bibliſch' Geſchicht'."

„Sonſt nichts?"

„Und das Blumenkörble und die Roſa von Tannenburg."

„Und noch?“

„Und den Rinaldo Rinaldini, jeẞt wiſſet ihr Alles,“ ſagte das Mädchen mit beiden Händen über die Schürze ſtreifend, als hätte es ſein geſammtes Wiſſen jeẞt vor dem Lehrer ausgeſchüttet; dieſer aber fragte wieder:

„Was hat euch denn am beßten gefallen?“

„Der Rinaldo Rinaldini, ’s iſt jammerſchad daß das ein Räuber geweſen iſt.“

„Ich will euch auch Bücher bringen, da ſind viel ſchönere Geſchichten darin.“

„Erzählet uns lieber eine, aber auch ſo eine recht grauſelige; oder wartet lieber bis die Agnes auch da iſt, die hört’s für ihr Leben gern.“

Da kam ein Knabe und ſagte dem alten Lehrer, er ſolle ſogleich zum Bäck kommen und ſeine Geige mitbringen, des Bäcken Konrad habe einen neuen Walzer bekommen; ſchnell erhob ſich der Alte, ſagte: „Wünſch’ gute Unterhaltung,“ und ging von dannen.

Als nun der Lehrer mit Hedwig allein war, erzitterte ſein Herz, er wagte es nicht aufzuſchauen, endlich ſagte er ſo vor ſich hin:

„Es iſt doch ein recht guter alter Mann.“

„Ja,“ ſagte Hedwig, „und ihr müſſet ihn erſt recht kennen; ihr müſſet es ihm nicht übel nehmen, er iſt gegen alle Lehrer ein bisle bös und brummig, er kann’s noch nicht verſchmerzen, daß er abgeſeẞt worden iſt, und da meint er ein Jeder der jeẞt als Lehrer hieher kommt, der ſei jeẞt grad dran ſchuld, und der kann doch nichts dafür, das Conſiſtore ſchickt ihn ja; es iſt

eben ein alter Mann, man muß Geduld mit den alten Leuten haben.“

Der Lehrer faßte die Hand des Mädchens und blickte es innig an, dieſes liebende Verſtändniß fremden Schickſals belebte ſeine ganze Seele; plötzlich fiel ein todter Vogel vor den beiden nieder, ſie ſchreckten zuſammen, Hedwig bückte ſich aber alsbald und hob den Vogel auf.

„Er iſt noch ganz warm,“ ſagte ſie, „du arm's Thierle, biſt krank geweſen und hat dir Niemand helfen können; es iſt nur eine Lerch', aber es iſt doch ein lebig's Weſen.“

„Man möchte ſich gerne denken,“ ſagte der Lehrer, „ein ſolcher Vogel, der ſingend himmelan ſteigt, müßte beim Sterben gleich in den Himmel fallen; er ſchwebt ſo frei über der Erde, und nun berührt ihn der Tod, und von der Schwerkraft der Erde angezogen fällt Alles

immer wieder
zur Erd' hernieder.“

Hedwig ſah ihn groß an, dieſe Worte gefielen ihr obgleich ſie dieſelben nicht recht begriff, ſie ſagte nach einer Pauſe:

„'s iſt doch arg, daß ſich ſeine Verwandten, ſeine Frau oder Kinder gar nichts um ihn kümmern und ihn nur ſo 'rabfallen und liegen laſſen; es kann aber auch ſein, ſie wiſſen noch gar nicht daß er geſtorben iſt.“

„Die Thiere,“ ſagte der Lehrer, „wie die Kinder verſtehen den Tod nicht, weil ſie nicht über das Leben nachdenken, ſie leben blos und wiſſen nichts davon.“

„Iſt das auch g'wiß ſo?“ fragte Hedwig.

„Ich meine,“ erwiederte der Lehrer; Hedwig erörterte die Sache nicht weiter, wie ſie überhaupt nicht gewohnt war, anhaltend etwas zu ergründen; der Lehrer aber dachte: hier ſind die Elemente einer großen Bildungsfähigkeit, hier iſt ſchon der Stamm eines ſelbſtändigen Geiſtes; den Vogel aus des Mädchens Hand nehmend ſagte er dann:

„Ich möchte dieſen Bewohner der freien Lüfte nicht in die dunkle Erde verſenken, hier an dieſen Baum möchte ich ihn heften, damit er im Tode in einzelne Stücke verfliege.“

„Nein, das gefällt mir nicht; an des Buchmaiers Scheuer iſt eine Eul' angenagelt, und ich möcht's allemal wenn ich vorbeigeh 'runter nehmen.“

Stille begruben nun die beiden den Vogel. Der Lehrer, der heute ſo glücklich in ſeinen Entdeckungen war, ging ſchnell einen Schritt weiter, er wollte erproben wie weit ſich Hedwig einer feineren Bildung fügen würde.

„Ihr ſagt ſo geſcheite Sachen,“ begann er, „daß es jammerſchad' iſt, daß ihr das holperige Bauerndeutſch ſprecht; ihr könnet es ſicherlich auch anders, und das würde euch viel beſſer anſtehen.“

„Ich thät mich in die Seel' 'nein ſchämen wenn ich anders reden thät, und es verſteht mich ja auch ein Jedes.“

„Allerdings, aber gut iſt gut und beſſer iſt beſſer; in welcher Sprache betet ihr denn?“

„Ei, wie's geſchrieben ſteht, das iſt ganz 'was anders.“

„Keineswegs, wie man mit Gott redet, ſollte man auch mit den Menſchen reden.“

„Das kann ich halt nicht und das will ich auch nicht. Gucket Herr Lehrer, ich wüßt' ja gar nichts mehr zu ſchwätzen, wenn

ich mich allemal beſinnen müßt' wie ich ſchwätzen ſoll; ich thät mich vor mir ſelber ſchämen. Nein Herr Lehrer, euer Wort auf ein ſeiden Kiſſen gelegt, aber das iſt nichts."

„Saget doch nicht immer Herr Lehrer, ſaget auch meinen Namen."

„Das kann wieder nicht ſein, das geht nicht."

„Ja warum denn?"

„Es geht halt nicht."

„Es muß doch einen Grund haben warum?"

„Ei ich weiß ja euern Namen nicht."

„So? Ich heiße Adolph Lederer."

„Alſo Herr Lederer, das iſt faſt gleich, Herr Lederer oder Herr Lehrer."

„Nein, heißet mich Adolph."

„Ach, machet jetzt keine ſo Sachen, was thäten denn die Leut' ſagen?"

„Daß wir uns gern hätten," ſagte der Lehrer die Hand des Mädchens an ſein Herz drückend, „habt ihr mich denn nicht auch lieb?"

Hedwig bückte ſich und brach eine Nelke, da öffnete ſich die Gartenthüre.

„Gott ſei's getrommelt und gepfiffen, daß ich erlöst bin," rief des Buchmaiers Agnes, „guten Tag Herr Lehrer; Hedwig ſei froh daß du nimmehr in die Chriſtenlehr' brauchſt. Herr Lehrer, das ſollet ihr machen, daß ſo große Mädle nimmehr drein müſſen; freilich mich nutzt's wenig mehr, ich komm' ſchon nächſten Herbſt draus."

„Schenkt mir doch die Nelke," ſagte der Lehrer mit zart bittendem Tone zu Hedwig; ſie gab ihm mit erröthendem Antlitze

die Blume, und er drückte ſie, als Zeichen der Erwiederung ſeiner Liebe, inbrünſtig an ſeine Lippen.

„Du würdeſt ſchön ankommen," ſagte Agnes, „wenn der alte He he ſehen thät, daß du eine Blum' abbrochen haſt; 's iſt gut, drinnen ſitzt er beim Bäck und ſpielt den neuen Walzer. Den wollen wir aber auch rechtſchaffen tanzen an der Kirchweih, ihr tanzet doch auch Herr Lehrer?"

„Ein wenig, aber ich hab' mich ſchon lange nicht geübt."

„Probiren geht über Studiren lalalalala," trällerte Agnes im Garten umherhüpfend, „was machſt du für ein Geſicht Hedwig? komm!" ſie riß Hedwig, die ihrer Gewalt nicht widerſtehen konnte, ebenfalls mit ſich fort; ſie waren aber ſo ungeſchickt, daß ſie in ein Bett traten, Agnes lockerte ſingend den Boden wieder auf und ſagte dann:

„Jetzt komm', mach' fort, wir wollen aus dem Garten 'naus wo man ſich nicht regen kann; die anderen Mädle ſind alle ſchon draußen im Kirſchenbuſch und Er wartet gewiß ſchon lang auf uns."

„Wer?" fragte der Lehrer.

„Ei er," erwiederte Agnes, „wenn ihr mit wollet könnet ihr ihn umſonſt ſehen; wir werden euch doch nicht zu gering ſein, daß ihr mit uns gehet?"

Der Lehrer faßte die Hand der Agnes, und ſie feſthaltend, gleich als hielte er die der Hedwig, ging er mit den beiden in das Feld.

Draußen, wo der Weg nach dem Daberwaſen geht, an der Hanfdarre ſaß ein kräftiger wie eine Tanne grad und ſchlank gewachſener Mann; der Lehrer erkannte in ihm den Oberknecht des Buchmaiers, der, als er die drei ſo daher kommen ſah,

aufſprang und wie feſtgebannt ſtehen blieb, Troß und Wehmuth ſprach aus ſeinem ganzen Weſen; ſein Antlitz erheiterte, ſeine Fauſt entballte ſich aber als Agnes fröhlich auf ihn zuſchritt. Der Lehrer grüßte den Thaddä, ſo hieß der Oberknecht, mit beſonderer Freundlichkeit; ſo ſchritten nun die beiden Paare vergnügt neben einander.

Um dem Thaddä ſeine Vertraulichkeit zu bezeigen ſprach der Lehrer viel von dem Fuchſe und wie er ſich in den Zug einge= wöhne.

So war nun gekommen was der Lehrer nie vermuthen mochte, er hatte ein Bauernmädchen zur Geliebten und einen Bauernknecht zum Kameraden.

Bald ging Thaddä mit Agnes voraus und der Lehrer mit Hedwig Hand in Hand hintendrein.

Unter traulichen Geſprächen ſchritt man des Weges dahin. Tief erfuhr es nun der Lehrer, daß man wohl viel mit einander ſprechen kann ohne gerade Bücher geleſen zu haben.

Nicht weit von dem Katzenbrunnen, aus dem der Sage nach die Hebammen gewöhnlich die Kinder holen, ſetzte man ſich an einen Rain, und nun wurde geſungen. Der Lehrer erfreute ſich inniglich an der ſchönen Altſtimme Hedwigs, Thaddä begleitete den Geſang trefflich, und der Lehrer empfand es zu ſeiner großen Betrübniß, daß er ſo wenig von den Volksliedern kannte; bei ſeiner muſikaliſchen Bildung faßte er indeß die einfachen Weiſen ſchnell und begleitete ſie in tiefem Baß. Mit ſtrahlendem Antlitze nickte ihm Hedwig Beifall zu, oft aber mußte er auch bei einer unerwarteten Wendung der Melodie, die dazu diente den ſchroffen Gedankenſprung der Worte auszugleichen, innehalten; dann ermunterte ihn Hedwig mit ihren Blicken, die ſo viel ſagten als:

ſing nur mit, wenn's auch nicht ganz gut geht — ſo vereinigte der Lehrer ſeine Stimme mit denen der dörflichen Sänger.

Jetzt war es ſo weit gekommen, daß er nur den Ton und die Bauern das Wort und den Gedanken hatten.

Man ſang:

Bald graſ' ich am Neckar
Bald graſ' ich am Rhein,
Bald hab' ich ein Schätzle
Bald bin ich allein.

Was hilft mich das Graſen
Wenn d' Sichel nicht ſchneid't?
Was hilft mich ein Schätzle
Wenn's nicht bei mir bleibt?

Und ſoll ich denn graſen
Am Neckar, am Rhein,
So werf ich mein ſchönes
Goldringlein heinein.

Es fließet im Neckar,
Und fließet im Rhein;
Soll ſchwimmen hinunter
Ins tiefe Meer 'nein.

Und ſchwimmt das Goldringlein,
So frißt es ein Fiſch,
Das Fiſchlein ſoll kommen
Auf König's ſein Tiſch.

Der König thut fragen,
Wem's Ringlein ſoll ſein;
Da thut mein Schatz ſagen:
Das Ringlein g'hört mein.

Mein Schätzlein thut ſpringen
Bergauf und bergein,
Thut mir wieder bringen
Mein Goldringelein.

Kannſt graſen am Neckar
Kannſt graſen am Rhein,
Wirf du mir nur immer
Das Ringlein hinein.

Nach einer Weile drückte Thaddä Agnes näher an ſich und ſie ſangen:

Mädle ruck, ruck, ruck
An meine rechte Seite,
I hab dich gar zu gern
I kann di leide.
Wenn die Leut' et wär'n,
No müſchtſt mein Schätzle wer'n,
Wär'n die Leut et g'weſt,
No wärſt mein Weible jetzt
Mädle ruck u. ſ. w.

Mädle guck, guck, guck
In meine ſchwarze Auge,

Du kannſt dein lieble
Bildle drin erſchaue;
Ja, guck du nur 'nein
Du muſcht drinne ſein,
Du muſcht bei mir bleibe
Muſcht mir d' Zeit vertreibe.
Mädle guck u. ſ. w.

Mädle du, du, du
Muſcht mir den Trauring gebe,
Suſcht liegt mir wahrlich
Nir mehr an mei'm Lebe.
Wann i di net krieg,
No zieh ni fort in Krieg;
Wann ich di net hab
No wurd mir d' Welt zum Grab.
Mädle du u. ſ. w.

Noch gar viel andere meiſt traurige Lieder wurden geſungen, obgleich die Sänger heiter und frohen Muthes waren; wie der Brunnen zu ihren Füßen fortquoll und leiſe durch die Felder dahinrieſelte, ſo ſchien auch der Liederquell unerſchöpflich.

Der Lehrer war wie in eine neue Welt verſetzt. Wohl hatte er ſchon früher die kindlich zarte Empfindungs- und Denkweiſe des Volksliedes kennen gelernt, aber er hatte ſie nur gekoſtet, wie man an reich beſetzten Tafeln die Walderdbeeren ihres eigenthümlichen Duftes wegen den künſtlich gehegten und gepfropften vorzieht, ſie aber doch mit Zucker und Wein verzehrt; hier aber war er ſelbſt in den Erdbeerenſchlag gekommen, und nicht in Haufen genoſſen, ſondern einzeln friſch vom Strauche gepflückt, ſchmeckte die Frucht noch ganz anders.

Die tiefe Urkraft des Volksliedes erſchloß ſich unſerm Freunde in ihrer ganzen Herrlichkeit, er ſah ſich liebend umfangen von der edeln majeſtätiſchen Herrlichkeit des deutſchen Volksgemüthts, und die liebliche Vertreterin deſſelben ſaß in trauter Zuneigung an ſeiner Seite; er gelobte ſich, ein Prieſter dieſes heiligen Volksgeiſtes zu werden.

Als er Abends mit Hedwig heimkehrte und ſie vor der Großmutter ſtanden, faßte er ihre Hand, drückte ſie an ſein Herz und ſagte:

„Nicht zu mühſeliger Arbeit ſollt ihr für mich eure Hände erheben, ſondern für das was ihnen gebührt, zum Segnen.“

Mehr konnte er nicht ſprechen, und er ging raſch von dannen.

Im ganzen Dorfe ſprach man am Abend von nichts als davon, daß der Lehrer mit des Johannesle's Hedwig Bekanntſchaft habe.

Unſer Freund, der früher immer ſo gerne und faſt ausſchließlich allein geweſen war, konnte jetzt, wenn er ſeine Schul'ſtunden beendet hatte, faſt keine Viertelſtunde mehr allein ausdauern, in ſeinem Hauſe oder außer demſelben; von allen den Büchern, die er bei ſich hatte, paßte ihm keines zu ſeiner Stimmung, und wollte er etwas in ſein Taſchenbuch ſchreiben, erſchien es ihm ſo nackt und nichtig, daß er es alsbald wieder durchſtrich.

Im Felde konnte er es zu keinem Gedanken und zu keiner Zeichnung mehr bringen, er ſprach mit Jedem der ihm begegnete oder am Wege arbeitete; die Leute waren freundlich gegen ihn, denn ſeine offene Seele war auf ſein Antlitz herausgetreten. Oft aber ſtand er auch bei den Leuten und ſah träumeriſch

lächelnd vor ſich hin, ohne ein Wort weiter zu ſprechen, es war als könnte er nicht weggehen, als fürchte er ſich, wieder in ſeine trübe Verlaſſenheit und Vereinſamung hinausgeſtoßen zu werden, als müſſe er ſich an Jeden, wer er auch ſei, feſt anklammen.

Einſt ſah er Hedwig auf dem Felde ſchneiden, er eilte zu ihr, machte ſich aber alsbald wieder fort; es war ihm eine unüberwindlich mißliche Empfindung, ſo allein arbeitslos unter den Emſigen dazuſtehen, und doch verſtand er nichts von der Feldarbeit und wußte er wie ungeſchickt er ſich dabei anſtellen würde. Die Hoheit Hedwigs erſchien ihm nicht erniedrigt, vielmehr erhöhter durch ihre Arbeit; im Weggehen ſagte er vor ſich hin: „Nur Hoſtien, nur Himmelsbrod ſollte man aus der Frucht bereiten, deren Halme ſie geſchnitten."

Bei der Großmutter ſaß er oft in Zerſtreuung, und nur wenn ſie von ihren Eltern und Großeltern erzählte, gewann ſie ſeine volle Aufmerkſamkeit; es that ihm ſo wohl, an dieſem Familienbaume hinaufzuklettern in die Geſchichte der Vorzeit. Der Großvater der Alten hatte den Türkenkrieg unter Prinz Eugen mitgefochten, und ſie wußte noch gar viel von ihm zu erzählen; manchmal auch ſagte die Alte, jedoch ohne Klage, ſie ſpüre es wohl, ſie würde dieſen Winter alle ihre Vorfahren wiederſehen; er ſuchte ihr ſolche Gedanken auszureden, was ihm nicht ſchwer fiel. Er ſuchte ſie dann dahin zu bringen, daß ſie von der Kindheit Hedwig's erzählte; wie ſie in einem Glückshäutchen geboren ward, ihre Mutter aber bald darauf ſtarb, wie Hedwig ſich ſchon als kleines Kind grämte, daß ihre Puppe mit offenen Augen ſchlafen mußte und ſie daher Nachts ihr mit Papierchen die Augen zuklebte; wenn ſie ſo ſprach, da erleuchtete das Auge des jungen Mannes und das der Alten von derſelben Glorie

wie zwei nachbarliche Wellen von demſelben Mondſtrahle durchglitzert.

Ueber Hedwig finden wir wie geſagt nichts in dem Taſchenbuche, aber durch die Erinnerungen der Alten und andere Erfahrungen angeregt ſind wohl folgende Worte:

„Man denkt ſich wohl gerne, man könnte mit einem Katechismus der geſunden Vernunft hinaustreten unter das Volk und es alsbald bekehren; hier aber iſt überall heiliger Boden der Geſchichte, wir müſſen die Fußſtapfen der Vergangenheit aufſuchen; traurig! daß unſere Geſchichte zerriſſen und zerſtückt iſt..... wo anknüpfen?....“

Bei dem Buchmaier war der Lehrer von nun an auch oft, er ſtudirte eifrig die Landwirthſchaft und erfreute ſich an den kernigen Anſichten des Buchmaiers, trotz ihrer Derbheit; je heimiſcher er aber im Hauſe des Buchmaiers wurde, um ſo fremder ſchien er in dem Hauſe Johannesle's zu werden, er ſelber war noch wie zuvor, aber Hedwig wich ihm ſichtbar aus und grüßte ihn im Vorbeigehen immer ſcheu und zaghaft.

Eines Abends kam Hedwig weinend zu Agnes und ſagte:

„Denk nur, mein Wilder will's nicht leiden.“

„Was denn?“

„Nun, daß der Lehrer zu mir geht; mein Conſtantin hat geſagt, wenn ich mich noch einmal mit dem Lauterbacher ſehen ließ', nachher ſchlag' er mich und ihn krumm und lahm; du weißt ja, er bosget, weil er mit deinem Vater ſo gut iſt.“

„Das iſt ein Kreuz, was iſt denn jetzt da zu machen?“

„Sag dem Lehrer wenn er kommt, er ſoll nicht bös ſein und ſoll doch weniger in unſer Haus kommen, ich könnt' nicht

anders, ich darf nicht mit ihm ſprechen; ich thät mir nicht viel draus machen wenn mein Bruder auch grob wär', aber wenn er ihn beleidigen thät, und er iſt's wohl im Stand daß er ihm vor allen Leuten einen Disreſpekt anthut, ich thät mich in den Tod 'nein grämen."

„Laß jetzt das Trauern," erwiederte Agnes, „ich ſag' ihm doch von allem dem kein Wörtle."

„Warum?"

„Darum, o! du verliebte Dock, meinſt ich bericht' ihm das, daß er nachher meint, man dürf' den Nordſtetter Mädle nur ſo pfeifen, nachher kommen ſie einem nur ſo nachgeſprungen?"

„Das glaubt er gewiß nicht."

„Ich laß es aber nicht darauf ankommen, jetzt ich bleib dabei, ich ſag ihm gar nichts von dir; er muß mit mir davon anfangen, laß mich nur machen, ich krieg ihn ſchon dran. Huididä juh!

Und wenn's dann ſo recht bei ihm pfupfert, will ich ſagen: es kann ſein, es läßt ſich vielleicht möglich machen, ich will die Hedwig dazu überreden, daß ihr vielleicht am Sonntag bei mir zuſammen kommet; ich will dann ſchon ſehen, ob man die Biren ſchütteln kann und wie man mit ihm dran iſt."

„Ja, du kannſt's machen wie du willſt, ich kann dich nicht zwingen, aber das bitt ich mir aus, plagen darfſt ihn nicht; Narr, er iſt einer von denen Menſchen, die ſich über Alles ſo viel Gedanken machen, ich hab' das ſchon gemerkt, und da könnt' er betrübt ſein und könnt nicht ſchlafen."

„Das weißt du ſchon Alles? woher denn?"

„Woher?" ſagte Hedwig, „ich denk' halt ſo, er macht ſich ſo allerlei Gedanken, es geht mir auch oft ſo."

„O du guter Hammel, ſei nur ruhig, ich thu ihm nichts an Leib und Leben; ſo ein Lehrer hat ſo viel Prüfungen ſein ganz Leben, jetzt will ich auch einmal eine mit ihm halten, ich will ſehen, ob er geſcheit iſt.“

„Das iſt er.“

„Wenn er gut beſteht darf ich ihm einen Kuß geben?“

„Meinetwegen.“

„Mach jetzt kein' ſo Geſicht, ein' fröhliche Lieb' muß man haben und kein maunderige. Denk nur, am Sonntag hat der Pfarrer gefragt: wie muß man Gott lieben? und da hab ich friſchweg geſagt: luſtig, und da hat er geſchmunzelt und hat ein' Priſ' genommen und hat geſagt: das iſt recht — du weißt ja wie er's macht, er ſagt zu Allem, wenn's nicht ganz blitzdumm iſt, das iſt recht, aber nachher erklärt er's einem, und da kommt was ganz anders 'raus — da hat er eben geſagt: man muß Gott wie ſeinen Vater lieben, mit Ehrfurcht, und da hab' ich geſagt: man kann ſeinen Vater ja auch luſtig lieben, da hat er wetterlich gelacht und hat ſein' Doſ' verkehrt aufgemacht, daß aller Tabak auf den Boden gefallen iſt, und da haben wir alle zuſammengelacht;

Alleweil e bisle luſtig
Und alleweil e bisle froh“

ſo ſchloß Agnes ſingend und zog Hedwig hinaus in den Garten, wo ſie die ausgebreiteten Linnen in große Falten zuſammenzog um ſie ins Haus zu tragen, indem ſie dabei erklärte, daß das zu ihrer Ausſteuer ſei.

Am andern Abend, um die Zeit da der Lehrer gewöhnlich

kam, harrte Agnes vor dem Hauſe; aber alle ihre Plane von luſtigen Neckereien verflogen, als ſie bei der Erwähnung Hedwigs das ſchmerzliche Zucken in dem Antlitze des Lehrers ſah und er ihr ſeinen Kummer dann treuherzig erzählte; ſie erklärte ihm nun die Parteiungen in der Gemeinde: der Studentle als Schwiegerſohn des ehemaligen unteroffizierlichen Schultheißen gehörte natürlich zu deſſen Partei, die jeden mit dem Buchmaier Vertrauten als offenen Feind anſah; dazu kam, daß der Studentle voll Gift und Galle war, weil auf Betreiben des Buchmaiers der Mathes ſtatt ſeiner in den Bürgerausſchuß gekommen war.

„Es iſt ein Kreuz," ſchloß Agnes die Auseinanderſetzung der Dorfpolitik, „ich hab mir's ſo ſchön ausdenkt daß wir bei der Kirchweih mit einander auf den Tanz gehen; wartet aber nur, der Studenele iſt mir nicht ſtudirt genug, und der Thaddä muß auch mit helfen und rathen."

Der Lehrer verbat ſich dieß, Agnes ſah ihn groß an, verſprach ihm aber doch er ſolle Sonntags Hedwig bei ihr ſehen; ſie wolle ſich krank ſtellen und ihnen zu Gefallen beim ſchönſten Wetter nicht ausgehen.

In ſein Taſchenbuch ſchrieb der Lehrer noch ſpät am Abend: „Wie leicht iſt es, ſich rein im Gebiete des Geiſtes zu halten, ſich da eine Welt und einen Himmel aufzubauen; kaum aber nähert man ſich dem wirklichen Leben, wird man hineingeriſſen in den Strudel der Tageszwiſte, der grollenden widerſtrebenden Strömungen. Ich wollte mich hineinbegeben in das einige Leben dieſes Dorfes, nun ſtehe ich mitten in der Partheiung, meine tiefſten Herzensneigungen werden mit hineinverſchlungen." —

Agnes hielt Wort. Die geheime Zuſammenkunft der beiden

Liebenden erſchloß ihre Herzen um ſo ſchneller und rückhaltsloſer, da war an kein Widerſtreben mehr zu denken, man hatte ſich ja verborgen geſucht und gefunden.

Nach dem erſten Austauſch der beiderſeitigen Betrübniß erwachte in Hedwig der friſche Lebensmuth wieder ſchneller als in dem Lehrer.

„Iſt es denn wahr," fragte ſie, „daß ihr von Lauterbach ſeid?"

„Allerdings."

„Ja warum habt ihr's denn verleugnen wollen? das iſt ja kein' Schand?"

„Ich hab' es nie verleugnet."

„Es iſt doch grauſam wie die Leut' lügen können; da haben ſie hier ausgeſprengt, ihr wäret deßwegen ſo allein wie ein verſcheucht Hühnle 'rumgelaufen, weil ihr gemeint hättet man foppt euch, weil ihr von Lauterbach ſeid. Und wenn ihr auch von Trippstrill wäret, ihr wäret doch —"

„Nun? was wäre ich?"

„Ein lieber Menſch," ſagte Hedwig ihm die Augen zuhaltend, er aber umfaßte, küßte und herzte ſie und ſagte dann endlich:

„Sei nur ruhig du Liebe, Gute, es wird ſchon Alles noch gut gehen."

Ohne ſich aus ſeinen Armen zu erheben ſagte Hedwig doch:

„Ihr müſſet nicht ſo ſein."

Der Lehrer aber küßte und herzte ſie von Neuem und ſie ſagte wieder:

„Nun, jetzt ſchwätzet auch, erzählet mir 'was, wie iſt's euch denn gangen? ihr ſchwätzet ja gar nichts."

Der Lehrer nahm ihre Hand und drückte ſie an ſeinen Mund, gleich als wollte er jedes Wort darin verſiegeln, Hedwig deutete es wenigſtens ſo, denn ſie begann abermals:

„Nein, ihr müſſet ſchwätzen, ich hör' euch ſo gern zu, und mein' Ahne ſagt's auch als, er hat ſo herzige Worte; mein' Ahne hat euch rechtſchaffen gern."

„Sag doch du," das waren die einzigen Worte, die der Lehrer hervorſtammeln konnte.

„Du, du, du, du, du," ſagte Hedwig ſich niederbeugend und den Kopf ſchüttelnd, als ob ſie mit einem Kinde ſpielte; der Lehrer blickte ſie mit Freudenthränen an, und als ſie das bemerkte ſagte ſie:

„Warum greinen? Es iſt noch nichts verloren, und mein Conſtantin ſoll nur aufpaſſen, ja, was meint der? Ich will ſchon ſehen wer Meiſter wird, ich bin kein Kind mehr." —

Ungeachtet ſie ſo ſehr gegen das Weinen geſprochen hatte fielen doch auch ihr die Thränen aus den Augen, ſie trocknete ſie aber ſchnell und fuhr fort:

„Komm, jetzt wollen wir Alles vergeſſen und was iſt denn auch? Wenn's Gott's Willen iſt kriegen wir einander doch, es iſt mir immer, wie wenn Alles zu ſchön g'weſen wär', wenn Alles ſo den geraden Lauf gehabt hätt'; ich weiß nicht wie's kommen iſt, aber wie ich ſelben Sonntag, wo man bei meiner Ahne geſeſſen iſt, um's Hauseck 'rumkommen bin, da iſt mir's grad g'weſen wie wenn mir einer mit einer feurigen Hand in's Geſicht langen thät, nein, noch ganz anders, ich kanns gar nicht ſagen wie."

„Ja von jenem Augenblicke an liebte ich dich.“

„Nichts davon ſchwätzen,“ ſagte Hedwig mit ſtrahlendem Auge in’s Antlitz ihres Geliebten ſchauend, es war als ſcheute ſie jedes Wort, da ſie nach Art der Bauernmädchen weniger das Wort Liebe ausſprach je mehr ſie liebte; „von was anderm,“ ergänzte ſie, ſie war es aber auch zufrieden als ſie ſo ſchweigend neben einander ſaßen und kein Laut in der Stube vernommen wurde als das Girren der Turteltauben im Käfig und der eintönige Pendelſchlag der Schwarzwälder Uhre.

Endlich trat Agnes, die wohlweislich weggegangen war, wieder ein, Hedwig ſagte aufſtehend:

„Mach du daß er red’t, da ſitzt er und guckt mich nur an.“

Als im Vorbeigehen ihr Blick in den Spiegel ſtreifte, wendete ſie ſich ſchnell ab, ſie kam ſich ganz wie eine andere Perſon vor, ſo fremd war ihr Ausſehen.

Der Lehrer ſaß unbewegt da, wie wenn er mit offenen Augen träumte.

Agnes ſang in der Stube umherhüpfend und mit den Fingern ſchnalzend:

Und i woaß et wie’s kommen thut,
Wann’s Schätzle i ſeh,
Und da möcht i gern ſchwätze
Und ’s will halt et gehn.
Noan, noan und — jo jo —
Und — i moan, und — i muaß
Iſt oft unſer ganzer verliebter Discurs.

Auf den Lehrer zutretend und ihn am Arme ſchüttelnd ſagte ſie:

„Wie? Was? Holz her! aufg'richt't. Z' Lauterbach hab ich mein'n Strumpf verlor'n," tanzend zog ſie ihn nun in der Stube umher.

Nun war wieder Alles Leben und Freude, Thaddä kam dazu, im großen Rathe wurde der ſtaatskluge Beſchluß gefaßt: daß, wenn bis zur Kirchweih die Conſtantiniſchen Wirren noch nicht ausgeglichen wären, Thaddä mit Hedwig und der Lehrer mit Agnes zum Tanze gehen ſollte.

Noch lange ſaß man traulich beiſammen, die Vorfreuden der Zukunft koſtend; endlich forderte Agnes den Lehrer auf, ihr zum Lohne eine Geſchichte zu erzählen, die Bitten Aller vereinigten ſich mit der ihrigen. Dem Lehrer aber ſtand der Kopf nicht dazu, er wollte nach Hauſe gehen und ein Buch holen; das wurde aber nicht geduldet, er ſollte nur von ſelber friſchweg erzählen.

Gewaltſam ſeine Gedanken ſammelnd begann er endlich die Geſchichte der ſchönen Magellone, anfangs ſprach er die Worte tonlos, faſt ohne zu wiſſen daß er ſie ſprach, er hielt die Hand Hedwigs in der ſeinen; nach und nach ſchloß er die Augen wieder und redete ſich ganz in das Zauberland hinein, die Zuhörer hingen mit ſtrahlendem Blicke an ſeinem Munde und Hedwig jauchzte innerlich.

Als der Lehrer geendet, faßte ihn Agnes mit beiden Händen am Kopfe, ſchüttelte ihn und ſagte:

„Es iſt doch ein ganzer Burſch," ſich umwendend fragte ſie dann, „darf ich ihm jetzt den Kuß geben Hedwig?"

„Rechtſchaffen."

Agnes machte ſchnell Gebrauch von der Erlaubniß, und der Lehrer ſagte dann:

„Wir wollen Freunde ſein," und reichte dem Thaddä die Hand.

Als er fortging begleitete ihn Thaddä und ſagte auf der Treppe:

„Herr Lehrer, ich hab ein' Bitt, ich will euch auch einen Gefallen thun; ich kann gut leſen, wollet ihr mir nicht auch ſo ein Geſchichtenbuch leihen?"

„Recht gern," ſagte der Lehrer, die Hand ſeines Freundes zum Abſchiede drückend. —

Nächſt der Umwandlung ſeines Herzens oder vielmehr der glücklichen Entfaltung deſſelben hatte die Liebe Hedwigs noch einen beſondern Einfluß auf den Lehrerberuf unſeres Freundes, denn Alles in ihm rang ſtets nach Einheit.

Er hatte die ſüßen Worte Hedwigs ſo freudig aufgenommen, daß er ſogar die Form derſelben liebgewann, er gedachte nun den Dialekt zu ſtudiren und ihn beim Unterrichte als Grundlage der Denk- und Sprechweiſe zu benützen; er wendete ſich deshalb an den alten Lehrer um Schriften im oberſchwäbiſchen Dialekte, dieſer holte ihm ſein Lieblingsbuch, ja faſt ſein einziges, und band es ihm auf die Seele, es waren die „Dichtungen Sebaſtian Sailers."

Jetzt erſt lernte der Lehrer manche Beſonderheit des hieländiſchen Bauernlebens recht verſtehen, er erkannte die Derbheit und die Begierde ſich ſogar mit dem Heiligſten und Unnahbaren luſtig zu machen.

Die Rolle eines vierſchrötigen Dorfſchultheißen, die hier ein geiſtlicher Dichter Gott Vater ſpielen ließ, befremdete ihn ſehr;

der alte Lehrer aber erklärte ihm, daß das der Heiligkeit der Religion nichts geſchadet habe: „Früher,“ ſagte er, „wo man noch fromm geweſen iſt und nicht blos maulfromm, da hat man ſich ſchon eher einen Spaß mit Gott erlauben dürfen, jetzt aber verträgt's kein Schnauferle mehr, ſonſt geht ihnen gleich das Licht aus, drum müſſen ſie jetzt ſo heilig thun; ich hab als in der Kirch' die luſtigſte Muſik gemacht, wie mir's nur eingefallen iſt.“ —

Unſer Freund war indeß doch der Anſicht, daß ſich auch Religionsſpötterei aus dem vorigen Jahrhundert in dieſe Dichtungen gemiſcht habe, er behielt das aber für ſich und ließ ſich von dem Alten erklären wie dieſe Stücke früher zur Faſtnacht aufgeführt wurden; beſonders ausführlich mußte er ſich von dem Alten den Anzug beſchreiben laſſen, den er einſt als Luzifer gehabt hatte.

„Die neue Bildung hat dem Volke viel, unendlich viel genommen, was hat ſie ihm von wirklichen Freuden dafür gegeben? — — Kann ihm ein Erſatz werden? und wie? . . . .“

Dieſe Worte finden ſich aus der eben genannten Zeit in dem Taſchenbuche unſeres Freundes, eine mächtige Bewegung hatte ſein ganzes Weſen ergriffen.

Eines Tages kam der Buchmaier zu ihm und forderte ihn auf bald Ortsbürger zu werden, indem ihm dann die Stelle des verſtorbenen Gemeindeſchreibers ſicher ſei. Der Lehrer faßte freudig die breite Hand des Buchmaiers:

„Jetzt,“ ſagte er, „jetzt könnet ihr im ganzen Dorf Frieden ſtiften, ihr müſſet meinem Schwa — ich will ſagen dem Studentle zu dieſer Stelle verhelfen, er kann ſie vollkommen verſehen.“

Der Buchmaier lächelte, wollte aber doch nicht darauf ein=gehen; auf die eindringlichen Reden des Lehrers aber verſprach er endlich, ſich aller Einwirkung bei der Wahl zu enthalten.

Der Lehrer eilte den Stand der Dinge dem Studentle be=kannt zu machen, dieſer aber that ſtolz und ſagte: er wiſſe noch nicht ob er eine ſolche Stelle annehme, indeß dankte er dem Lehrer für ſeine Freundlichkeit, und ſo waren gewiſſermaßen die Vorbedingungen eines Friedens zwiſchen den beiden feſtgeſtellt.

Die Kirchweihe war gekommen, die beiden Liebespaare gin=gen verabredetermaaßen zum Tanze.

Jetzt ſtand der Lehrer nicht mehr draußen im Felde wäh=rend drinnen im Dorfe Alles jubelte und tanzte, er ſelber war mitten unter dem tollen Lärm; noch aber war er nicht ganz dabei.

Die beiden Tage der Kirchweihe war er faſt immer auf dem „Tanzboden,“ nur manchmal ging er mit Hedwig und Agnes hinans ins Feld um dann neugeſtärkt wieder zurückzu=kehren; oft durchzuckte ihn auch ein tiefer Schmerz wenn er eines der unreinen Lieder vernehmen mußte, er hätte dann gerne ſich und Hedwig die Ohren verſtopft. Der Gedanke be=feſtigte ſich in ihm, auf die Lieder vor Allem ſeine Wirkſamkeit und ſeinen Einfluß zu üben; er hatte ſich die Gunſt der jungen Burſchen durch die Theilnahme an ihrer Luſtbarkeit gewonnen, hieran wollte er nun anknüpfen.

Bis zum Kehraus hatte er zwei Nächte lang ausgehalten, am dritten Tage aber als die Kirchweih feierlich begraben wurde, konnte er ſich nicht dazu bringen auch dieß mitzumachen; er ſtand vor ſeinem Hauſe und ſah wie die Burſchen dahinzogen,

die Muſik mit einem Trauermarſche voraus, dazwiſchen ſang man halb weinerlich:

O Kirwe bleib au no mai do,
O Kirwe laß nimmermai no,
Drunten im Flecke,
Will d' Kirwe verrecke;
O Kirwe bleib au no mai do,
O Kirwe laß nimmermai no.

Ein Schragen, auf dem zerbrochene Flaſchen, Gläſer, Stuhlbeine lagen, wurde feierlich geleitet und draußen auf der Hochbur wurdeu dieſe Zeichen der Vergänglichkeit in ein Grab geſcharrt und Trauerreden dabei gehalten. —

Trauer und Freude wechſelten bald nach der Kirchweihe im Hauſe Johannesle's, Conſtantin war zum Gemeindeſchreiber erwählt worden, der Lehrer hatte offen um Stimmen für ihn geworben; nun war der Frieden zwiſchen den zwei Parteien hergeſtellt und der Studentle näherte ſich dem Lehrer mit Freundſchaft; dieſer ging in ſeiner Herzensfreude ſo weit, daß er dem Studentle das „Du" anbot, der neuernannte Gemeindeſchreiber ließ nicht nach, man mußte ſogleich ins Wirthshaus und nach echter Studentenweiſe, das Glas in der Hand und die Arme verſchlungen, „Smollis" trinken.

Der Studentle war es aber dann auch, der im Familienrathe das Wort für den Lehrer nahm und ſeine Bewerbung um Hedwig nachdrücklich unterſtützte.

Der „Verſpruch" der beiden Liebenden wurde nun gefeiert: vor den Augen des Vaters und des Bruders, des alten Schult-

heißen und des Buchmaiers, den der Lehrer von ſeiner Seite geladen, reichten ſie ſich die Hand.

Hedwig ging bald mit ihrem Bräutigam aus der Stube, auf der Hausflur umarmte ſie ihn und nun zum erſtenmal ſagte ſie:

„Ich hab' dich rechtſchaffen lieb."

Dann gingen ſie hinab zur Großmutter die krank im Bette lag, ſie knieten an ihrem Bette nieder.

„Er iſt jetzt für ewig mein," ſagte Hedwig, mehr konnte ſie nicht vorbringen, die Großmutter breitete ihre Hände über die beiden Liebenden aus und murmelte leiſe ein Gebet, dann ſagte ſie:

„Stehet auf, das iſt nichts ſo knien, man darf vor Niemand knien als vor Gott; ich ſag's ja, ich bin der Bot, der im Himm.l anzeigen muß, daß ihr euch habt. Lehrer, wie heißt denn dein' Mutter? Ich will gleich zu ihr wenn ich 'naufkomm und auch zu deinem Vater, und da nehm ich meinen Hansadam, meine Geſchwiſter und meine Eltern mit und auch meine drei Enkele wo geſtorben ſind, und da ſetzen wir uns zuſammen hin und ſchwätzen von euch und beten für euch, und da muß es euch gut gehen. Hedwig, ich vermach' dir meinen Anhenker, drinnen im Schränkle wirſt ihn finden, und da iſt auch noch mein Kränzle von meiner Hochzeit dabei, heb's auf, es wird dir Segen bringen und laß deine Kinder nach der Tauf' dran riechen; und wenn ihr auch bald nach meinem Tod Hochzeit machet, da müſſet ihr doch Muſik haben. Höret ihr's? ihr ſollet nicht ſo lang um mich trauern und den Siebenſprung den tanzet ihr für mich, ich will auf euch 'runtergucken mit Freuden, und droben feiert die ganz' Familie auch die Hochzeit."

Die Brautleute ſuchten ihr die Todesnähe auszureden, ſie aber erwiederte:

„Es iſt mir allfort wie wenn mich ebber * am Arm zupfen und ſagen thät: jetzt komm, es iſt Zeit; es iſt aber noch nicht ſtark genug, es muß noch ſtärker kommen. Müſſet nicht greinen, das iſt nichts, warum denn? ich bin gut aufgehoben. Ich dank' unſerm Heiland daß er mich's hat erleben laſſen, daß mein' Hedwig einen braven Mann kriegt; haltet euch nur in Ehren.

Hedwig, er iſt ein G'ſtudirter, die haben oft Mucken im Kopf, ich weiß das von meiner Schweſter her, du mußt Geduld mit ihm haben, denen G'ſtudirten gehen oft ganz andere Sachen im Kopf 'rum und da laſſen ſie's am Unrechten 'naus; Lehrer, und du mußt mein' Hedwig, mein' lieb' Hedwig —" ſie konnte nicht weiter reden, das Mädchen lag weinend an ihrem Halſe.

Die Großmutter hatte ganz geläufig geſprochen, ihr Huſten war vollkommen verſchwunden, jetzt aber ſank ſie ermattet in die Kiſſen zurück, die Brautleute ſtanden traurigen Antlitzes vor ihr; endlich erhob ſie ſich wieder und ſagte:

„Hedwig, hol mir des Valentins Chriſtine, ſie ſoll bei mir bleiben, ich ſterb heut' noch nicht; du darfſt heut' den ganzen Tag nicht mehr zu mir kommen, gehet fort mit einander und ſeid recht luſtig, verſprechet mir's daß ihr recht luſtig ſein wollet."

Der Lehrer ließ Hedwig zurück und holte die uns wohlbekannte Chriſtine, und nun mußten ſich die beiden entfernen; aber ihr Herz erzitterte noch immer in Wehmuth bis ſie bei des

---

* ebber, ſo viel als Jemand.

Buchmaiers Agnes geweſen waren, die durch allerlei Munterkeiten ihre Seele erheiterte.

Dann gingen ſie hinaus in das Feld, das weiße Huhn folgte ihren Fußſtapfen, es war jetzt Herbſt, man brauchte es nicht mehr einſperren. Vom friſchen belebenden Hauche der Natur angeweht erwachte in den beiden eine hohe himmliche Freude, um ſie her pflückte der Herbſt die gelben Blätter, in ihnen aber lebte ein neuer nie geſchauter Frühling.

Andern Tages verlangte die Großmutter nach der letzten Oelung, der Lehrer nahm dem Meßner ſeinen Dienſt ab und ging mit der Laterne in der Hand dem Pfarrer voraus; ein großer Theil der Gemeinde blieb an der Thüre ſtehen und betete, während drinnen Maurita „verſehen“ wurde. Der einzige Gedanke, der den Lehrer bei dieſer Handlung beherrſchte, war: möchten doch die Freidenkenden eben ſo zuverſichtlich hinübergehen in den Tod. — Mit offenen glänzenden Augen empfing Maurita das Abendmahl, dann kehrte ſie ſich nach der Wand zu, ſie ſprach nicht mehr, und als man nach einer Weile nach ihr umſchaute, war ſie todt.

Mit ſtiller andächtiger Wehmuth, ohne lautes Weinen und Wehklagen wurde Maurita begraben; alles im Dorfe trauerte, ſelbſt der alte Schmiedjörgli ſagte mit ungewohntem Ernſte: „Es thut mir von Herzen weh daß ſie todt iſt, nun, jetzt kommt’s an mich.“

Als der Lehrer von dem Begräbniſſe nach Hauſe, d. h. zu Hedwig kam, umfaßte ihn dieſe weinend und ſagte: „Jetzt biſt du mir doppelt nöthig, ich hab kein Ahne nicht mehr.“

Dem Lehrer ward das Dorf von nun an doppelt werth und

eigen, er hatte ein neues Leben darin gefunden und einen lieben Todten darin begraben. —

So hätten wir denn die gute Maurita bis zum andern Leben und den Lehrer bis zu einem neuen Leben begleitet, wir können der guten Großmutter nicht in den Himmel nachfolgen und wollen noch eine Weile zuſehen, welch ein Leben der Lehrer auf Erden führt.

Im ganzen Dorfe hatte ſeine Verlobung Jubel und Freude erregt, ſelbſt unter den Kindern die auf dem Brandplatze ſpielten gab es lebhafte Verhandlung, da das eine und das andere ſeine Verwandtſchaft mit Hedwig und hiedurch mit dem Lehrer darthun wollte. Der Johannesle hatte ſonſt wenig Freunde im Dorfe, aber über das neue Ereigniß freute ſich Alles; jeder kam dem Lehrer entgegen, gab ihm die Hand und ſagte: Ich wünſch' Glück und Segen; jeder wußte etwas Liebes und Gutes von Hedwig zu erzählen. Männer und Frauen, die ſonſt vielleicht im Leben nicht dazu gekommen wären ſo zutraulich mit dem Lehrer zu ſprechen, ſtanden jetzt bei ihm wie alte Bekannte. Der Mathes kam zu ihm ins Haus, ſchüttelte ihm wacker die Hand und ſagte:

„Ich war halt doch der wo's prophezeit hat daß es ſo gehen wird, wiſſet ihr noch? ihr hättet mir, weiß nicht was, ſchenken mögen, ihr hättet mir kein' größere Freud' machen können. Wenn der alt Lehrer ſtirbt krieget ihr auch die zwei Aecker, die

er in Nutznieſſung hat, es ſind gute Aecker und ihr dürfet mir's nur ſagen, ich ſchaff' auch gern ein paar Tag drauf."

Dem Lehrer that dieſe Zuthunlichkeit der Leute doppelt wohl, er erkannte ihr gutes Herz daraus und fühlte auch wohl wie er jetzt weit ſichereren Boden gewonnen habe, um in das Leben aller dieſer Menſchen einzugreifen.

Die Menſchen ſind es nicht mehr gewohnt, daß man aus allgemeiner Liebe ſich ihnen naht, ihnen frei und froh ins Auge ſchaut, ſie zu erquicken, zu erfreuen, zu erheben trachtet; ſie wurden ſchon oft betrogen und getäuſcht und meinen nun immer: man müſſe etwas beſonderes dabei haben, dahinter müſſe etwas ſtecken; ja ſie erlauben einem nur ungeſcheut ſie zu lieben, wenn man mit ihnen blutsverwandt oder verſchwägert iſt.

Der Winter kam mit ſtarken Schritten in das Dorf, die Menſchen blieben zu Hauſe und genoſſen die Früchte ihres Fleißes, die ſie bei ſich eingeſammelt hatten; Dreſchen und bisweilen Dünger hinausführen war noch das einzige Geſchäft. Als abgedroſchen war herrſchte Stille im ganzen Dorfe, nur hie und da hörte man einen fremden Hauſirer durch die Gaſſen rufen: „Spindlo, Weiber Spindlo!" Der Schnee wirbelte, Niemand verließ gerne die warme Stube. Da ſchlich am hellen Tage ein böſer Geiſt auf leiſen Sohlen durch das Dorf, es war: die Langeweile, und wen der Geiſt anſah, der mußte gähnen oder zanken und Händel ſuchen; die Zeit der Ruhe war keine Zeit der Erholung, denn die Leute wußten nicht wie ſie das läſtige Ungeheuer, die Zeit todtſchlagen ſollten. Junge Männer und ledige Burſchen ſaßen oft ganze Tage im Wirthshauſe und kartelten, man ſchien aber doch an der überlangen Zeit noch nicht genug zu haben, denn man harrte bis zur letzten Minute der

Polizeiſtunde aus; Andere gingen frühe zu Bette und verſchliefen ihr Leben, wieder Andere wandelten ſchlechte Wege.

Man ſagt: Müßiggang iſt aller Laſter Anfang, das erſte was daraus hervorgeht iſt Langeweile, da weiß man nicht wo man ſich hinthun ſoll. Nur arbeitſame Menſchen ſind aus ſich heraus fröhlich, friedfertig und gut, Müßiggänger aber werden zur Trunk- und Spielſucht geneigt, werden ärgerlich, zänkiſch, ränkeſüchtig und ſchlecht. Darum allein und nur aus dieſem Grunde hauſen in vielen vornehmen Ständen Laſter aller Art.

Während nun der größte Theil der Leute im Dorfe nur ein halbes Leben führte, war dem Lehrer ein doppeltes Daſein aufgegangen.

Man hat ſchon oft geſehen, daß ein Menſch aus einem heftigen Fieber auch körperlich um einige Zoll größer aufſtand, ſo war in unſerm Freunde, während er mit fliegenden Pulſen das Leben Hedwigs in ſich aufnahm, auch die Erkenntniß des Volksthums ſchnell ja faſt wunderbar gereift. Wie er einſt den „Geiſtesduft der Schönheit ſchlürfte," der über die äußere Natur ausgeſtrömt iſt, und die rohe Benützung den Anderen überließ, ſo erkannte er jetzt in einem Jeden ein höheres Daſein, er war ihm ein Vertreter des heiligen und ewigen Volksgeiſtes; höher als er ſich ſelbſt erſchien erſchaute er nun jeden Einzelnen, denn er ſuchte, erkannte und liebte die höhere Kraft und Weihe in ihm: er ſtellte einen Jeden höher als er ſich ſelbſt achtete, denn er achtete das höhere Selbſt in ihm.

Er ſtand da als ein Mann der das innerſte Weſen Aller um ihn her verſtand, mit muthigem Entſchluſſe ging er nun

hatte, die manches Nachtheilige brachte; er faßte ſich indeß ſchnell wieder und gab den Bauern eine Ueberſicht der griechiſchen Götterlehre, er erzählte dabei einige Wundergeſchichten, die viel Aufmerkſamkeit erregten; es kam ihm ſelber ſonderbar vor, daß er hier in einer von Tabaksrauch erfüllten Schwarzwälder Dorfſchenke die griechiſche Götterſchaar herbeizog. Alles das hatte der Schwäbiſche Merkur gethan.

Viele Mühe koſtete es, den Bauern auszureden, daß die Griechen doch „blitzdumm" geweſen ſeien; er erzählte ihnen von dem frommen und weiſen Sokrates und ſeinem Martertode.

„Dem iſt's ja grad gangen wie unſerm Heiland," ſagte Kilian von der Froſchgaſſe.

„Allerdings," erwiederte der Lehrer, „wer eine neue heilbringende Wahrheit 'gradaus an Mann bringen will, der muß dafür ein Kreuz auf ſich nehmen." Der Lehrer ſeufzte hiebei, er hatte dieſe Worte nicht ohne einige Nebenbeziehung geſagt, denn er fühlte wohl, wie ſchwer ihm die Aufgabe würde die er ſich geſtellt.

Als die Männer weggingen, ſagte einer zum andern: „Das war doch einmal ein ſchöner Abend, da lernt' man doch was dabei und die Zeit geht 'rum man weiß nicht wie."

Der Lehrer hatte ſich vorgenommen, den Bauern etwas aus der griechiſchen Göttergeſchichte vorzuleſen, glücklicherweiſe kam ihm aber am folgenden Abend ein ganz anderes Buch, nämlich eine deutſche Sprüchwörterſammlung in die Hand. Als er nun in die Wirthsſtube trat, zog er das Buch aus der Taſche und ſagte: „Da will ich euch einmal 'was vorleſen." Die Leute machten unwillige Geſichter, ſie hatten einen tiefen Wider-

willen gegen Bücher; der Mathes gewann am erſten das Wort und ſagte:

„Erzählet's uns lieber Herr Lehrer."

„Ja ja, erzählen, nicht leſen," hieß es allgemein.

„Höret nur einmal ein wenig zu," ſagte der Lehrer, „wenns nicht gefällt könnt ihr ohne Scheu ſagen ich ſoll aufhören."

Immer Pauſen machend begann nun der Lehrer die Sprüchwörter zu leſen.

„Ei, das ſagt ja der Schmiedjörgli, und das iſt ja des Brunnenbaſche's Red, das hat die alt' Maurita immer geſagt und das iſt dein Wort Andres, Michel Kaſpar," ſo hieß es von allen Seiten; die Spieler hatten ihre Karten weggelegt und ſich den Zuhörern beigeſellt, denn manchmal erſcholl auch ein lautes Gelächter wenn ein derber Kernſpruch vorkam.

Der Lehrer konnte ſich den Triumph nicht verſagen die Frage zu ſtellen:

„Soll ich weiter leſen?"

„Ja, ja bis mornemorgen," hieß es von allen Seiten und der Kilian von der Froſchgaſſ' ſagte:

„Das muß ein grundgeſcheiter Mann geweſen ſein der das Buch gemacht hat, der hat Alles gewußt, das war gewiß einer von den alten Weiſen."

„Ja, das ſind deine Leut' Kilian," hieß es aus einer Ecke.

„Seid jetzt ſtill," hieß es von andern Seiten, „Herr Lehrer, leſet weiter."

So geſchah. Manchmal kamen auch Berichtigungen und Zuſätze vor, und es that dem Lehrer leid daß er ſie nicht aufſchreiben durfte, er ſcheute dieß, denn er fürchtete mit Recht, dadurch der Offenherzigkeit die Leute befangen zu machen. Ein

wucheriges Leben war unter allen, eine nie empfundene Freude, hier ihre ganze Weisheit auf einem Haufen wieder zu finden; auch Streit über die richtige Deutung und die Wahrheit des einen und andern Sprüchworts entſpann ſich unter Einzelnen, in welchen ſich der Lehrer wohlweislich nicht miſchte. Einige bedrängten dann die Streitenden, ſie ſollten jetzt nur aufhören, Andere den Lehrer, er ſolle nur weiter leſen; ſo waren alle voll Feuer und unſer Freund fand eine wohlige Genugthuung darin, es entzündet zu haben.

Als er am andern Abend wieder kam, waren mehr Bauern als gewöhnlich verſammelt, ſie fürchteten ſich nicht mehr vor einem Buche, ſondern umdrängten ihn Alle und fragten:

„Habt ihr wieder ſo was ſchön's wie geſtern?"

„Ja," ſagte der Lehrer und zog ein Buch heraus; aber dießmal ging es nicht ſo leicht ab, es war Unkraut unter den Waizen, der Studentle hatte ihn geſäet, denn er hatte einen Widerwillen gegen allen aufkommenden Ernſt. Mit einigen jungen Burſchen, die er gewonnen, ſaß er an einem Tiſche und ſie begannen laut zu ſingen; der Lehrer wußte ſich nicht zu helfen, da ſagte der Mathes:

„Hör einmal Conſtantin, ſchämſt du dich nicht, du biſt jetzt Gemeindeſchreiber, daß du ſo Sachen machſt?"

„Ich bin für mein Geld da und thu' was ich will," erwiederte der Studentle, „und Vorleſen gehört nicht ins Wirthshaus."

Ein Murren entſtand.

„Still," rief Mathes, „keine Händel, da iſt leicht geholfen; Adlerwirth, ich ſpring ſchnell heim und hol' Holz, und da

machen wir Feuer in die obere Stub', wer zuhören will, der geht mit 'rauf und wer nicht will kann da bleiben."

„Ich hol' ſchon," ſagte Thaddä, der dieſen Abend auch gekommen war und machte ſich raſch auf den Weg.

In der obern Stube glühte der Ofen bald, denn Thaddä wollte durch Nachſchüren um kein Wort kommen; der Mathes ſetzte ſich neben den Lehrer und putzte ihm das Licht. Der Lehrer las das Goldmacherdorf von Zſchokke.

Trotz ſeines edeln Gehaltes hatte das Buch doch nicht die Wirkung, die der Lehrer wohl mit Recht erwartet hatte; es griff ſo unmittelbar an das Bauernleben, daß ein Jeder ungeſcheut ſeinen Maßſtab an die getroffenen Einrichtungen anlegte.

Es würde zu weit führen, wenn hier alle ausgeſprochenen Urtheile wiederholt werden ſollten; allemal wenn der Ausdruck vorkam: „Oswald öffnete ſeinen Mund und ſprach", lächelte der Buchmaier, denn dieſer Bibelton mißfiel ihm ſehr. Manche Rede ging ſpurlos vorüber, manche traf aber auch den Nagel auf den Kopf, ſo daß die Leute einander anſahen und nickten.

Sonderbar! als zu Ende geleſen war ſtellte ſich heraus, daß die meiſten Leute für das Dorf gegen den Oswald Partei ergriffen hatten; der Mathes traf zuerſt den Grund dieſes Widerſpruchs indem er ſagte:

„Mir gefällt's nicht, daß der Oswald ſo allein Alles gut machen will und muß."

„Und ich möcht' ſagen," begann Thaddä, „ich möcht' ihm ſeinen Federbuſch und ſeinen Stern 'runterreißen, er iſt ein braver Kerl, er braucht das nicht."

„Haſt recht," ſagte der Buchmaier, „er ſpielt überhaupt zuviel den Herrn, und ſein Erbprinz da, zu was braucht man den?

aber ich bin dir grad in die Red gefallen Andres, du haſt was ſagen wollen, 'raus mit den wilden Katzen."

„Ich mein', der Oswald wär' ein Häfelesgucker, daß er ſo viel vom Kochen verſteht hat mir nicht gefallen."

„Und ich mein'," ſagte Kilian, „die Bauersleut' ſeien viel zu dumm hingeſtellt, ſo arg iſt's nicht."

„Ja du biſt doch auch ein Schriftgelehrter," ſagte Hansjörg. Alles lachte.

„Jetzt mein' Meinung iſt," ſagte der Maurer Wendel, „das Dorf iſt zuerſt viel zu ſchlecht und nachher viel zu gut; ich kann's nicht recht glauben, daß es an einem Ort ſo iſt."

„Mich verdrießt am meiſten," ſagte der Buchmaier, „daß zuletzt auch noch ausgemacht wird was man für Kleider tragen darf, das iſt grad wie mit dem Thierquäler=Verein, das muß man einem Jeden ſelber überlaſſen; und einmal hab' ich das Lachen kaum mehr verhalten können, wie der Oswald in ſeiner Uniform und mit dem Federhut all' die zwei und dreißig Mann einen nach dem andern umarmt, potz Blitz, das iſt ein Geſchäft."

Der Lehrer zeigte nun, daß das Buch ſchon vor vielen Jahren geſchrieben ſei und alte Zuſtände behandle, daß es ein edles Buch ſei, das viele beherzigenswerthen Lehren enthalte; er bewies, daß der Verfaſſer wohlweislich ein durch und durch verwahrloſtes Dorf darſtellte, indem dann bei der Heilung aller einzelnen Uebelſtände für jedes Dorf eine Lehre abfiele, da hier das dort jenes fehle; er bewies, wie ſehr nöthig noch oft das äußere Anſehen, Geld, Uniform u. dgl. ſei, um ſeinen guten Abſichten Eingang zu verſchaffen, und ſchloß, daß man Unrecht thue wegen einzelner Kleinigkeiten ſo hart über das Ganze herzufahren.

„Davon iſt kein Red," ſagte der Buchmaier, „wenn ich den

Mann, der das Buch geſchrieben hat, einmal ſehen thät, ich thät den Hut vor ihm ab, lieber als vor dem größten Herrn, und ich thät ſagen: Du biſt ein rechtſchaffener Herzensmenſch, du meinſt's recht gut mit uns, ſo iſt's."

Als man ſich endlich zum Fortgehen anſchickte, ſtieß Thaddä den Mathes an und ſagte leiſe:

„Sag's nur jetzt, ſonſt lauft wieder Alles auseinander."

„Wie meinet ihr, ihr Mannen," begann Mathes, „wie wär's, wenn der Herr Lehrer ſo gut ſein wollt' und uns jed' Woch' ein paar Abend ſo vorleſen thät?"

„Ja, das wär' prächtig," riefen Alle.

„Ich bin gern bereit," ſagte der Lehrer.

„Nun, ſo wollen wir ausmachen, an welchen Abenden und wo; und wer dazu gehört, ſoll ſich unterſchreiben und ich mein' alle Woch einen Batzen geben."

„Ich denke," ſagte der Lehrer, „wir wollen morgen Mittag zuſammenkommen, etwa im Schulzimmer; unterdeſſen kann ſich Jeder über den Verein beſinnen und Vorſchläge machen."

„Ja, ſo iſt's recht," hieß es allgemein und man trennte ſich mit großem Behagen.

Andern Tages wurde die Verſammlung gehalten, ſie war ſtürmiſch. Der Lehrer hatte mit dem Buchmaier einen Entwurf der Vereinsordnung aufgeſetzt, ein Punkt nach dem andern wurde verleſen und jedesmal eine Weile innegehalten; da entſtand dann allgemeines Zwiegeſpräch, man meinte die Leute hätten Alle etwas zu bemerken, aber aufgefordert ihre Anſichten mitzutheilen ſchwiegen ſie; nur Mathes, Hansjörg, Kilian und Wendel ergriffen laut das Wort. Ein allgemeiner furchtbarer Sturm entſtand aber als verleſen wurde:

„So lange die Leſeabende dauern, darf während derſelben nicht geraucht werden.“

Das allgemeine Murren wollte gar nicht aufhören bis endlich der Buchmaier das Wort ergriff, indem er dem Lehrer dabei zuwinkte, wie wenn er ſagen wollte: „Hab ich dir's nicht prophezeiht? ich kenn meine Leut';“ er begann laut:

„Ich mein', man ſtreicht das Geſetz vom Rauchen ganz weg.“

„Ja, ja,“ erſcholl es allgemein wie aus Einem Munde; der Buchmaier aber fuhr fort:

„Wer alſo das Rauchen nicht laſſen kann, der ſoll in Gotts Namen rauchen, es wird aber dem Lehrer ſchwer werden in dem Dampf zu leſen, und wenn er eben aufhören muß ſo hört er auf, es kann's ihm keiner verübeln. Aber das wollen wir doch feſtſtellen: wer zu rauchen angefangen hat und die Pfeif' geht ihm aus der darf ſie nimmehr anzünden bis das Leſen aus iſt, er kann dieweil ſchlafen wenn er die Augen nicht aufhalten kann, aber ſchnarchen darf keiner.“

Ein ſchallendes Gelächter enſtand, nach welchem der Buchmaier fortfuhr:

„Vom Rauchen thun wir alſo gar kein Wörtle ins Geſetz, und auch das wollen wir nur ſo mündlich ausmachen: wenn das Leſen vorbei iſt, ſoll einem jeden ein beſonder Licht aufgehen, er ſoll ſich mit einem Papierle ſein' Pfeif' anſtecken. Iſt's ſo recht oder nicht?“

„Ja, ſo iſt's recht.“

„Und wer ſchwätzen will muß die Pfeif 'raus thun,“ rief eine Stimme, man wußte nicht vom wem ſie kam, der beſcheidene Redner hat ſich bis heute nicht entdeckt.

Eine fernere Beſchlußnahme machte noch viel Hin- und

Verredens, nämlich über den Ort der Zuſammenkunft. Da faſt ſämmtliche Gemeinderäthe anweſend waren, wurde das große Vorzimmer im Rathhauſe dazu beſtimmt, denn der Lehrer hatte aus richtigem Takte gegen die Erwählung des Schulzimmers Einſprache gethan.

Auf den Vorſchlag Hansjörgs wurde feſtgeſetzt: daß jeder, wer wolle, ſeinen Schoppen Bier vor ſich haben dürfe, aber nicht mehr. Dieſer Vorſchlag gewann dem Hansjörg ſo viel Gunſt, daß er nebſt Kilian und Mathes in den Ausſchuß des Leſevereins gewählt wurde.

Noch gar viele Schwierigkeiten waren zu überwinden bis der Verein im regelmäßigen Gange war, aber eine kleine Schaar Begeiſterter hatte ſich um den Lehrer gebildet, die ihm in allem beiſtand, wozu beſonders Mathes und Thaddä gehörten; es war dem Thaddä nur leid, daß er nicht eine recht ſchwere Arbeit für den Lehrer thun konnte, er wäre gern für ihn in's Feuer gelaufen. — Dagegen hatte der Verein auch zwei heftige Feinde an dem Adlerwirth und dem Studentle, jener ſah ſeine Wirthſchaft beeinträchtigt und ſchimpfte ſehr auf den Lehrer, der, ſeitdem er Bräutigam geworden, auch nicht mehr bei ihm, ſondern bei ſeinem Schwiegervater in Koſt war; der Studentle aber witterte in Allem Frömmelei, er ſagte offen: ſein Schwager ſei ein Betbruder, er wolle die Leute nur kirren, man werde ſchon ſehen wo das hinausgehe.

Gleichwie oft eine Staatsregierung die Demagogen zu Beamten macht und ſo für ſich gewinnt, ſo machte der Lehrer den Studentle zum abwechſelnden Vorleſer; nun, da er eine Rolle ſpielte die ſeinem Stolze ſchmeichelte, ward er zum eifrigſten Anhänger des Vereins.

So lernte der Lehrer nach und nach die Menſchen verſtehen und lenken.

Den alten Lehrer und den jüdiſchen Lehrer ſuchte unſer Freund ebenfalls für den Verein zu gewinnen, erſterer aber war nicht dazu geneigt, um ſo eifriger und ſelbſtthätiger aber der leztere; auch mehrere Juden, die als Ackerbautreibende und Handwerker ſtets zu Hauſe waren, nahmen lebhaften Antheil.

Die Auswahl der Bücher war ſchwierig. Unſer Freund merkte bald, daß das Belehrende oder unmittelbar ſittliche Zwecke Verfolgende nicht ausſchließlich vorherrſchen dürfe; ohne daher die Sache zur bloſen Unterhaltung zu erniedrigen, wurden Abſchnitte aus der Limpurger Chronik, Gedichte von Gleim, das Leben Schubarts, Moſer's, Franklin's ꝛc. vorgeleſen; beſonders viel Freude machte auch die Geſchichte von Paul und Virgine und Wallenſteins Lager, dem einige Abſchnitte aus dem Simpliziſſimus beigefügt wurden. Am meiſten aber horchte Alles auf, als der Lehrer, der Studentle und der jüdiſche Lehrer „Hedwig die Banditenbraut von Körner“ laſen; das Abentheuerliche, Salbungsvolle griff tief ein. Als das Stück zu Ende geleſen war, fragte Mathes: „Wie iſt es denn mit den Räubern im Keller gegangen? ſind ſie verbrannt oder hat man ſie gerichtet?“

Der Lehrer mußte über dieſe theilnehmende Frage lachen, er wußte aber keine Antwort; vielleicht iſt einer der Leſer ſo gut und läßt ihm eine zukommen.

Mitunter wurden auch die alten Volksbücher geleſen und beſonders die Schildburger erregten großen Jubel.

Allgemeine Bemerkungen in ſein Taſchenbuch einzutragen, dazu hatte der Lehrer nur ſelten Zeit und Stimmung; was er

dachte, gab er ſogleich den Männern preis, und was er dachte und fühlte, offenbarte er Hedwig und es war ihm genug es ſo ausgeſprochen zu haben; dennoch finden wir einige Bemerkungen in den früher angezogenen Blättern:

„Wenn ich dieſe Blätter anſehe, iſt es mir oft als war ich früher ein ſonderbarer Egoiſt; ich habe die Welt nur in mich aufzunehmen, nicht mich an ſie hinauszugeben getrachtet. Was iſt all' die eigenſüchtige Verfeinerung der Gefühle gegen einen einzigen Gedankenfunken in eine fremde Seele geworfen? Das iſt tauſendmal mehr werth als alle noch ſo ſinnreich ſchwelgeriſchen Betrachtungen. Es iſt gut und war wohl nöthig, daß ich dieſe hinter mir habe.....“

„Wie gar leicht iſt es, groß, vornehm und gelehrt zu erſcheinen, wenn man ſich vom Volke zurückzieht, ſich einen beſondern Pallaſt des Wiſſens und Denkens auferbaut, eine Burg auf hoher Bergesſpitze, fern von den Thalbewohnern. Steigt man aber herab zu den Menſchen in den Niederungen, lebt man mit ihnen und für ſie, da erfährt man's oft, wie man bisweilen die einfachſten Dinge nicht weiß, die beſten Gedanken nicht ahnt. Ich habe einmal geleſen, daß es Fürſten gibt, die ſich dem Volke nie oder ſelten zeigen, da iſt es freilich leicht ſich mit Majeſtät zu umhüllen.“

„Es iſt tief bezeichnend und wohl ſinnbildlich, daß die Schriftſprache Wort und Begriff Bauer noch nicht beſtimmt zu dekliniren weiß: Der Bauer, des Bauern und — des Bauers.“

„Wie der Athem der Erde und des Meeres aus den höheren Regionen wieder als erfriſchender und befruchtender Regen herniederträufelt, ſo kann und muß auch der Volksgeiſt, ſein Denken

und Fühlen aus der höheren Region des Schriftenthums wieder herabgelenkt werden in ſeinen Urſprung, das Volksgemüth.“

„Gewiß war mancher der berühmten griechiſchen Helden nicht gebildeter, ſo was man eigentlich gebildeter nennt, als mein Hansjörg, Kilian, Mathes, Thaddä, Wendel u. v. a., von dem Buchmaier gar nicht zu reden; aber durch die öffentlichen Staats- und Rechtsverhältniſſe, durch das öffentliche Kunſtleben, durch den Gottesdienſt, der aus dem innerſten Kern des Volkslebens hervorgegangen, waren eine Maſſe von Gedanken, Gefühlen, Anſchauungen und zarten Regungen in der Luft; die Leute lernten und hörten nicht immer blos bibliſche Geſchichten, Erzählungen von Menſchen die in ganz anderen Verhältniſſen gelebt und keinen unmittelbaren Vergleich zulaſſen, ſie hörten von Vorfahren die ähnlich gelebt wie ſie ſelber, ſo und ſo gehandelt, ſo und ſo gedacht, einzelne Ausſprüche und Anekdoten erbten ſich fort von Geſchlecht zu Geſchlecht; alles das ging ihnen nahe, und wo es drauf und dran kam waren die Nachkommen Helden und großſinnige Menſchen wie ihre Vorfahren. Uns aber iſt die Geſchichte eines fremden verlornen Volkes, des jüdiſchen, die heilige geworden, nicht die Geſchichte unſerer Nation . . . . Die Griechen kannten ihren Homer auswendig, das gab ihnen Sprüche und Bilder die auf ihr Leben paßten; wir Deutſchen haben noch keinen, der uns ganz das wäre, Schiller iſt nicht für die ganze Nation in allen Bildungsſchichten; wir haben aber eine Nationalweisheit in den Sprüchwörtern, die ſich unabhängig vom alten und neuen Teſtament gebildet hat, wir haben das Nationalgemüth in ſchönſter Faſſung im Volksliede, das hatten die Griechen nicht.“ — —

Bald nach der Stiftung des Leſevereins hatte der Lehrer

auch einen Geſangverein aufgebracht, hiezu hatten ſich außer einigen jungen Männern faſt alle ledigen Burſchen geſammelt; der Adlerwirth ward hiedurch verſöhnt, denn der Geſangverein wurde in ſeine obere Stube verlegt. Obgleich unſer Freund das Ganze im Stillen leitete, überließ er doch die ſichtbare Regierung dem alten Lehrer, der zu dieſem Zwecke trefflich zu verwenden war. Klugerweiſe wurden hauptſächlich Volkslieder eingeübt, die Leute freuten ſich gar ſehr, ihr Eigenthum hier verſchönert in ſeiner Vollſtändigkeit wieder zu erlangen, denn faſt Niemand im Dorfe kannte mehr von einem Liede alle „Geſätze.“ Nach und nach wurden auch einige neue Lieder gelernt, ſehr behutſam aber nichts deſto minder nachdrücklich, Ton- und Taktübungen gehalten und ſogar die Noten einſtudirt.

Wie bei dem Leſeverein der Gegenkampf des Studentle ſo war hier die Anmaßung des Jörgli zu überwinden, denn dieſer wollte als berühmter Sänger ſich geltend machen und die Hauptperſon ſpielen, dabei aber verhöhnte er jede taktmäßige Einübung. Es gelang nicht den Jörgli ganz zu gewinnen, er ſchied aus und der Verein drohte zu zerfallen; die guten Folgen deſſelben hatten ſich ſchon offenbar kund gegeben, viele gemeine unzüchtige Lieder wurden von den beſſeren verdrängt, wenn auch vorerſt nicht weil ſie beſſer, ſondern weil ſie neu waren, ſo gewannen doch Worte und Klänge aus reineren Regionen Raum und weckten manchen zarten Wiederhall in den Gemüthern.

Nun aber ſprengte der Jörgli überall aus, der Lehrer wolle den großen Leuten Kinderlieder einlernen, es ſei eine Schande für einen erwachſenen Menſchen ſolche zu ſingen; er gewann bald ziemlichen Anhang, und wenn auch noch einige dem Vereine treu blieben, ſo waren das doch nur Wenige. Der Thaddä

wollte den Jörgli tüchtig durchprügeln, der Buchmaier aber fand ein gelinderes Mittel zur Aufrechthaltung des Vereins; er lud nämlich den Pfarrer und alle bisherigen Mitglieder des Vereins außer dem Jörgli zum Nachteſſen am Sylveſterabend bei ſich ein, dadurch gewann Alles wieder neues Leben.

Der Pfarrer hatte den Lehrer in ſeinen Beſtrebungen ganz gewähren laſſen, denn er war keiner von jenen, die Alles in ihrer Hand haben und von ſich ausgehen laſſen wollen.

Am Sylveſterabend war nun großer Jubel beim Buchmaier, man trank, ſang und ſcherzte.

„Herr Lehrer,“ ſagte der Buchmaier einmal, „wenn ihr geheirathet habt, müſſet ihr auch einen Mädchengeſangverein ſtiften.“

„Junge Weiber dürfen aber auch dabei ſein,“ rief Agnes.

„Ja, die müſſet ihr aber in einem Trumm fort ſingen laſſen, ſonſt ſchwätzen ſie dem Teufel ein Ohr weg.“

Manches Hoch wurde ausgebracht, ſonſt ganz blöde Burſchen wagten es hier vor Pfarrer, Lehrer und Schultheiß ein öffentliches Wort zuſprechen.

Zuletzt ergriff Thaddä das Glas und rief:

„Unſer Herr Lehrer ſoll leben,
Und ſein Hedwig daneben!“

Hoch! und abermals Hoch ertönte, es wollte faſt gar nicht enden.

Mit Hedwig lebte der Lehrer im innigſten Verſtändniſſe, ſie leiſtete ſeinen Bildungsbeſtrebungen willig Folge, da er es nicht mehr darauf abgeſehen hatte ihre Natur umzumodeln,

ſondern nur ſie frei zu entwickeln. Anfangs erging es dem Lehrer bei Hedwig ſonderbar. Wenn er ihre Seele auf allgemeine Gedanken und Anſichten hinlenken wollte, machte er bei allem große Vorreden und Einleitungen, er ſagte: ſo und ſo meine er es, und ſie ſolle ihn recht verſtehen; da ſagte einſt Hedwig: „Hör' 'mal, wenn du mir was zu denken gibſt oder ſonſt 'was anbringen willſt, ſag's doch grad 'raus, mach kein' ſo Schmierale drum 'rum, ich will dir nachher ſchon ſagen ob ichs verſteh oder ob ichs nicht mag." Der Lehrer that dieſes letzte Bruchſtück ſeines vereinſamten blos innerlichen Lebens ab und lebte froh und gemeinſam mit Hedwig.

Selbſt auf die Schule verbreitete ſich bald der neuerwachte Geiſt des Lehrers, er knüpfte ſeine Erzählungen und Beiſpiele geſchickt an die nächſte Umgebung an; emſig ſammelt er an einer Geſchichte des Dorfes um ſie künftig zum Anknüpfungspunkt und zur Veranſchaulichung der Geſchichte des Vaterlandes zu benutzen.

Manche kluge Leute wollen zwar behaupten, der Eifer des Lehrers werde bald erlahmen, wir aber dürfen vertrauensvoll das beßte hoffen.

Der Frühling nahte, die Glocken wanderten nach Rom um dort die Geſchichte des Dorfes zu berichten, es iſt gewiß, daß ſie von dem vergangenen Winter weniger Sünden zu berichten hatten.

Oſtern war vorüber, und nun war der Tag der Hochzeit da, er war auf den Jahrestag feſtgeſetzt, an welchem der Lehrer zuerſt in das Dorf gekommen war. Am Vorabende ging Hedwig zu dem alten Lehrer und bat ihn morgen auch ein recht

ſchönes Vorſpiel zu machen, da er die Orgel in der Kirche zu ſpielen hatte. Der alte Mann lachte in ſich hinein und ſagte:

„Ja, du wirſt dich freuen."

Am andern Tage ging es mit Muſik zur Kirche, Hedwig gleichgeſchmückt mit ihrer Geſpiele, der Agnes, der Lehrer ebenſo mit einem Strauße geziert wie ſein Geſpiele, der Thaddä; der Buchmaier, der Johannesle und der jüdiſche Lehrer hinter ihnen. — Als Alles verſammelt war begann der alte Lehrer das Vorſpiel, auf dem Antlitze eines Jeden ſchwebte ein Lächeln, denn der alte Spaßvogel hatte den Lauterbacher Hopſer ſehr geſchickt in das Vorſpiel verwebt; gleich darauf begann der Geſangverein in würdiger Haltung das ſchöne Lied:

„Heilig iſt der Herr ꝛc."

Mit freudigem Ernſte wurde das Ehebündniß geſchloſſen — Es ſei geſegnet!

Mannheim.

Buchdruckerei des kathol. Bürgerhospitals.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Im Verlage von Friedrich Baſſermann ſind ferner erſchienen:

Die Entſtehungsgeſchichte des Jeſuitenordens, nebſt einem Schlußwort über die neuen Jeſuiten. Nach den Quellen dargeſtellt von **Dr.** Fr. Kortüm, Profeſſor der Geſchichte in Heidelberg. **16** gG. (**1** fl.)

1793. Beitrag zur geheimen Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, mit beſonderer Rückſicht auf Danton und Challier, zugleich als Berichtigung der in den Werken von Thiers und Mignet enthaltenen Schilderungen. Von Fr. Funck. **1** Thlr. **16** gG. (**2** fl. **42** kr.)

Darſtellung der geologiſchen Verhältniſſe der am Nordrande des Schwarzwaldes hervortretenden Mineralquellen u. ſ. w., mit einem topographiſchen Plane und einer Zeichnung. Von Fr. A. Walchner, großh. bad. Bergrathe und Profeſſor an der polytechniſchen Schule in Karlsruhe. **16** gG. (**1** fl. **12** kr.)

Sagen des Neckarthals, der Bergſtraße und des Odenwaldes. Aus dem Munde des Volkes und der Dichter geſammelt von Friedrich Baader. Cartonirt **1** Thlr. **22** gG. (**3** fl. **18** kr.), brochirt **1** Thlr. **18** gG. (**3** fl.)

Otto Gilch
Buchbinderei - Präge
München 8-Steinstr. 42-Tel. 4

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Auerbach, Berthold,

Schwarzwälder Dorfgeschichten

Bd.: 1

Mannheim 1843

P.o.germ. 57 n-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104768-4